











Hermann Stark.





Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Fünfter Abschnitt.

In der Praxis.

Sechster Abschnitt.

Bräutliche Tage.

Siebenter Abschnitt.

In den Hafen und aufs Meer.

Fünfter Abschnitt.

In der Praxis.



I.

Eine neue Zeit.

Erinnerst du dich noch, lieber Begleiter, jenes allerersten Morgens, da wir zwei, noch einander völlig fremd, unter jener Föhre gesessen und du mit mir heruntergeschaut auf unseres jungen Freundes alte Vaterstadt? Da lag sie im Steinwalle der ehrwürdigen Ringmauer friedlich auf einander gedrängt mit all' ihren eigenartig dreinschauenden Häusergesichtern. Vom Zinnenkranz, den vielhundertjähriger Epheu umwucherte, lugten hie und da verwitterte Wartthürme in den sonnigen Maimorgen. Dann sah wieder der Kaiserburg schwarze Ruine vom Rittersberg zu dir herauf. Und das traute Erkerhaus am Storchenthurme mit seinem poetisch versteckten Zwingergärtchen, es zog dein Herz hinunter nach seinen dir noch unbekannten Bewohnern. Und da du so träumerisch sinnend hinunterschautest, durchklang aus des Rothbarts uraltem Reichswald Amselschlag und Habichtsschrei das Rauschen der hinter dir liegenden Einsamkeit. Nicht wahr, wie geschah es damals doch uns Beiden, als ob das stürmische Treiben der lauten Welt von der althistorischen Idylle dieser abgelegenen Kleinstadt auf immer abgeschlossen sei!

Und jetzt, wo du auf dem Rittersberg und im Barbarossaschloß, hinter der Stadtmauer und im Tannengarten so heimisch

geworden, wie auf den Plätzen deiner eigenen Jugendspiele, jetzt wo du im Erkerhause Freud und Leid, Sehnsucht und Erfüllung zwanzig Jahre mitdurchlebt hast, lade ich dich wieder ein, lieber Begleiter, von derselben Höhe auf diese Stadt mit mir hinunterzuschauen. Zwar leuchtet heute kein warmer Maihimmel über den alten Häusern. Kein Obstbaum prangt in Blüthen im Stadtgraben, und auf den buntgefärbten Waldhügeln hat die Zeit des Blätterfalles begonnen. Du wirst umsonst auf das Lied der Amsel im Reichswald horchen. Nur den Habicht siehst du hoch über Thürmen und Giebeln das Waldthal kreischend umschweifen. Aber doch komm' jetzt zu mir herauf! Sieh', so eben tritt die Octobersonne aus ihrem Kampfe mit erdentstiegenen Nebelheeren als himmlische Siegerin hervor. In scheuer Flucht zerrinnen die letzten überwundenen Dunstcolonnen. Und ein kalter Herbstwind braust nun durch den heitern Morgen.

Und da stehst du ja schon wieder neben mir, wie das erstemal, so freundlich mir folgend. Siehst du die alte Föhre, die uns damals umrauscht, sie steht auch heute da, nur noch viel mächtiger. Das Farrenkraut grünt noch jetzt um ihre weitverzweigten Wurzeln; und horch, der Reichswald hinter uns rauscht noch immer in seiner alten Melodie. Aber drunten im Thale! Nicht wahr, wie du verwundert hinunterblickst! Wie hat da drunten seitdem das Antlitz dieser Stadt sich verändert, daß du es kaum mehr erkennst! Du suchst umsonst nach der Ringmauer mit ihren Epheukränzen und Wartthürmen. Umsonst lugst du nach dem Wallgraben aus mit seinen kühlen, obstreichen Gärten. Siehst du, dort hinter der deutlich abgegrenzten Altstadt diese neue regelrechte Straße mit kahlen, frostigen Häusern, eines ähnlich dem andern? Unter der Prosa dieser neuen Steinhaufen liegt jetzt der alten Ringmauer Poesie für immer begraben. Sie, die einst in ihrer ungebrochenen Macht dieser Stadt dahingegangene Geschlechter vor Feindesüberfall beschirmt, in ihrem morschen

Alter hat das jüngste Geschlecht sie jetzt niedergerissen. Und wo noch im Frühling des letzten Jahres in des Stadtgrabens blühenden Gärten der Buchfink sein Nest gebaut, und die Grasmücke ihr Lied gesungen, da hinunter ward ihr Schutt gestürzt sammt ihren Ephenranken und allen ihren Erinnerungen aus längst vor ihr begrabenen Zeiten. Der Erde gleich gemacht ward Mauer und Graben, um mit dem Drange der neuen Zeit den Bann der alten zu zersprengen, und sich auszudehnen nach dem neuen Brennpunkt des Verkehrs.

Und hörst du jetzt den gellenden Pfiff durch die stille Morgenluft? — Glaubst du wohl, der Habicht sei's, der noch immer über jenem Waldhügel seine Kreise zieht? Nein, so mächtig tönt nimmer Habichtsschrei. Aber zum nördlichen Hange blick' hin! Siehst du dort das Antlitz der Neuzeit, die auch dieser Stadt nun angebrochen?

Aus rothquadriger Tunnelfront, unterm Eichenwald hervor, braust sturmschnell das eherne Dampfroß und führt mit Geschnaub' und Gewieher den blinkenden Wagenzug ins hundertästige Schienennetz des weitgedehnten Bahnhofs. Und schwer keuchend qualmt aus Westen ein zweiter Zug herein, rußig schwarz und unabsehbar. Der schleppt aus dem grubenreichen Hinterland in die fruchtreiche Ebene hinaus seines Zuggauls eigene Speise, der schwindenden Wälder siegreiche Rivalin, das Brod des neuen Fürsten unserer Zeit, das schwarze Mark der Unterwelt — die Kohle.

Und sieh' hin, angelockt von dieser neuen Eisenstraße hat der Dampf, dieser weltbeherrschende Emporkömmling, auch hier in zahlreichen Schlöten sein einförmiges Lager aufgeschlagen, und es hält hier geräuschig sausenden Hof sein goldgieriges, stolzes Weib — die Industrie. — Vom fort und fort anwachsenden Bahnbereich an der Waldhöhe bis nieder, wo du sonst vor dem Stadtthore Gärten, Wiesen und Felder grünen gesehen, hat sie ihre kunst-

losen Backsteinpaläste errichtet. Tagwerkgroße Gebiete von Schuppen und Magazinen, und wieder noch dachlose Bauten, langgestreckte Bretterhütten und erst ausgegrabene Fundamente verlieren sich in unschönem Wechsel bis an den Saum der Waldhügel. Und mitten drin erheben sich hie und da in grellem Contraste der neuangesiedelten Fabrikherren nagelneu funkelnde, nüchterne Häuser.

Eine neue Zeit und mit ihr neue Menschen sind in diese alte Stadt hereingezogen.

Das Capital und die Speculation, diese herzlosen Geschwister, haben der fleißigen Behaglichkeit des kleinstädtischen Gewerbes den Krieg angekündigt. Ihre fieberhafte, nie befriedigte Hast nach immer größerem Gewinn zieht täglich mehr und mehr auch der „Altdahiesigen" stille Genügsamkeit in ihren aufregenden Wirbel. Wie in der Lorelei Lied jenem untergegangenen Schiffer geschah:

„Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er sieht nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'. —"

so ergreift jetzt gar Manchen in seinem kleinen Hause der Gewinnsucht wildes Weh: Er sieht nicht die Gefahr, und hört nur das Loreleilied der hohen Prozente. Vom sicheren Hafen der Sparkasse läßt er seinen Nothpfennig auf die trügerische Sturmfluth der Speculation hinauslocken, und auch an ihm wurden dann oft des Dichters Worte zur Wahrheit:

„Ich glaub', am Ende verschlingen
Die Wellen Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan."

Aber neben dem eingewanderten Geldstolz, diesem plumpen, stets nur verletzenden Tölpel, macht sich jetzt in der von jeher so

bedächtigen, redlich denkenden Stadt auch noch ein anderer Eindringling breit, ein gar windiger, geriebener Geselle voll Lug und Trug und eitler Großsprecherei, — der moderne Schwindel. — Nicht der wohlthätige Segen der großen, gediegenen Industrie ist hier eingekehrt, sondern nur sein Zerrbild. Nicht wohlgeordnete, kenntnißreiche, edeldenkende Förderer der Arbeit und des Handels haben dies Thal zu ihrer Thätigkeit sich auserkoren, sondern nur der Bodensatz gewissenloser, habgieriger Krämerseelen mit nur halber Bildung, aber ganzem Dünkel; oft heute noch mit fremdem Geld und gleißnerischem Prunke prahlend, und schon morgen auf der Flucht mit der schimpflichen Beute betrügerischen Bankerotts. Dazu der fremde Troß grobsinnigen Arbeiterproletariats, das wie ein Pesthauch in den kleinen, armen Häusern sich eingenistet, um die Gewohnheit und Einfalt der Sitte immer gefährlicher darin zu vergiften. Ja, nur wenige Jahre noch, und das alte Stillleben dieser Stadt, es wird allmälig übertäubt werden, wie ein Volkslied, dessen sinnig einfacher Text von einem leichtfertigen Librettisten erst zu einer schlüpfrigen Opernarie ernüchtert wird, und dessen innerliche Weise dann untergeht in sinnberauschendem Tonschwall.

Und siehst du jetzt auf dem Rittersberg die alte Kaiserburg? Wie auch dies ergreifende Bild aus ruhmreichster deutscher Vergangenheit von armseligem Krämergeist entstellt worden ist! — Ein rothes Ziegeldach auf den schwarzen vielhundertjährigen Mauern, und ein Bretterthor vor der granitenen Eingangshalle! Drin einst unser junger Held zur Dämmerzeit den Rothbart auf dem Schutte sitzen und träumen sah, darin der Kaiser selber einst mit Fleisch und Blut nach der Jagd den goldenen Becher Rheinweins geleert, da sitzen jetzt die Baumwollballen bis hinauf zu den Gurtsteinen des kaiserlichen Bankettsaales, und ohne Zweifel halten sie mit ihnen zur Geisterstunde gar hochpoetische Gespräche über den nimmer rastenden Wechsel der Zeit. — Aber von den

Dohlen siehst du jetzt nicht eine einzige mehr aus den Fensterhöhlen flattern, denn ein Lattenverschlag ist jetzt ihr unharmonisches Gitter. Mit Schutt und Mörtel ausgestopft sind die Nestlöcher in der zerbröckelten Mauer. Da haben die so schnöd hinausgejagten alten Burgbewohner sich zuhöchst unter das bemooste Schieferdach des Münsterthurms geflüchtet, nachdem sie zuvor die Steinkäuze drinnen in mehrtägigem Krieg mit ihren Schnabelschwertern und Fittigschildern kreischend in die Flucht getrieben. Und nur dann und wann zieht die Sehnsucht die eine oder andere der ältesten Dohlen herunter, um vorm allerletzten Fluge noch einmal den einst so ehrwürdigen Stammsitz ihres Geschlechts zu umflattern und von ihm Abschied zu nehmen.

Sogar Vater Starks Blumengärtchen blieb nicht verschont; denn, wie du von hier aus deutlich sehen kannst, seine lieblichste Zierde ward auch ihm geraubt. Keine einzige Epheuschlinge flüstert darin mehr von alten Zeiten. Kein Warthurm lugt mehr erinnerungsreich nieder. Der neuen Straße öde Hinterwand ist jetzt sein kahler, mehr als prosaischer Rahmen.

Einzig und allein der Storchenthurm am Erkerhause ist wie dieses selber unversehrt stehen geblieben. An diesen Zeugen der alten Zeit hat sich die zerstörende Hand der neuen doch nicht gewagt. Nicht einen einzigen Stein hat sie an ihm angerührt. Wie wohlweislich war aber auch die Furcht, durch irgend eine Neuerung des Storchennestthurmes seinen langbeinigen Bewohner daraus zu verscheuchen, oder ihn am Ende gar so gründlich zu verstimmen, daß er der ganzen Stadt auf Nimmerwiedersehen den Rücken kehrte! Denn fragten sich mit Recht die ängstlich besorgten Väter und Mütter, wer sollte dann fürder auf unsern Hausgiebeln klappern? Und kleine Kinder, schon des Nachwuchses halber, braucht ja doch jede Zeit, die neue, so gut wie die alte.

So, lieber Begleiter, siehst du jetzt unseres jungen Helden Vaterstadt verwandelt in den todten Steinen und lebendigen

Menschen. Das Alte zumeist darin zerstört, und das Neue noch im Werden. Ein noch unfertiger Uebergang von der einst sich selbst genügenden Abgeschiedenheit zu dem jetzigen Hineingezogenwerden in den hastigen Weltverkehr tritt dir überall mit unbehaglicher Halbheit entgegen.

Der Nationalökonom der Neuzeit mag mit noch so gutem Rechte dieses stille Waldthal darum glücklich preisen, daß nun auch in seiner überwundenen Einsamkeit die Fabrikschlöte qualmen und der rasche Pulsschlag der Industrie das träge Blut des Pfahlbürgerthums in bewegteren Fluß gebracht. Aber auch der Dichter ist nur in seinem alten Rechte, wenn er jetzt mit einer Art von Heimweh jener poesiereicheren Vergangenheit gedenkt, da er zum erstenmale mit dir hier oben stand; da dieses einsame Thal noch kein anderes Brausen gehört, als das seiner Wälder, und keinen andern schrillen Pfiff, als den des darüber kreisenden Habichts; da es noch keinen andern Rauch geschaut, als jenen, der aus den Schlöten der Häuser in friedlichen Säulen aufgestiegen, und da in den Herzen seiner Bewohner das Bereich ihrer irdischen Wünsche von patriarchalischer Genügsamkeit noch so sicher eingefriedet gewesen, wie einstmal diese Stadt von der alten immergrünen Mauer und ihren fruchttragenden, liederreichen Gärten.

II.

Die Conscriptionslisten.

Genug der elegischen Stimmung! Und so wollen auch wir alles Träumen und Schwärmen hinter uns werfen, und mit unserm neuen Rechtspraktikanten und Doctor beider Rechte heute Morgen frischen Muthes wie er selber schnurstracks in die Praxis treten.

Und sieh', da steht er schon droben in der Erkerstube bei Vater und Mutter Stark, und zwar in voller „schwarzer Wichs," wie die Studenten sagen, in demselben neuen Staatsfrack, in dem er erst vor acht Tagen auf dem Promotionskatheder gestanden und mit den Professoren in brennrother Toga so glorreichen Streit ausgefochten, daß sie sich höllisch zusammennehmen mußten, um alle seine Hiebe mit Ehren zu pariren. Und heute Morgen will er nun beim Herrn Bezirksamtmann vor dem Antritte seiner einjährigen Verwaltungspraxis die erste Aufwartung machen. Gieb Acht, wie wird erst dieser vor unserm doctorlichen Helden Respect bekommen und befangen werden! Wer kann es ihm aber auch verübeln, wenn selbst so gelehrte Universitätsprofessoren vor unsers Helden scharfem Wort all' ihre Logik auf das Schlachtfeld führen mußten? Und ließ er auch seine wallenden Studentenlocken erst gestern handbreit unter der Scheere des Baders niederfallen, um

durch diesen symbolischen Act als nunmehriger Novize der Lebensprosa von nun an seiner Jugendträume Poesie Valet zu sagen, — Herr Bezirksamtmann, wähnen Sie ja nicht, daß mit diesen abgeschnittenen Locken nun an Ihrem neuen Praktikanten auch die Körper- wie Geisteskraft abgeschwächt worden sei! O nicht um ein Haar! Mit und ohne diese Lockenzier war und bleibt er ein ganzer Simson, denn sein Haarschneider war keine Delila.

Doch unbegreiflich! Der sonst so ängstliche Vater Stark schien jetzt diese Angst für den Herrn Bezirksamtmann nicht im Mindesten zu theilen. Seine Besorgniß war vielmehr eine ganz umgekehrte. Denn so weit Vater Starks bescheidene Menschenkenntniß reichte, konnte er sich den Herrn Amtmann schlechterdings nicht in der Nebenrolle eines eingeschüchterten Mannes denken. Um so genauer war aber der ganzen Stadt und Umgegend bekannt, daß er in den Hallen des Bezirksamtes stets nur den dramatischen Hauptpart eines unverwüstlichen Grobians mit zweifelloser Virtuosität zur Geltung zu bringen wußte, mit oder ohne Beigabe einer gewissen derben Gemüthlichkeit, je nach dem Barometerstande seiner wetterlaunischen Bureaulaune.

In Anbetracht dieser psychologischen Erwägung drängte es nun auch den Vater Stark, seinem zur Antrittsmeldung fortgehenden Sohne folgende weise Lehre mit auf den Weg zu geben:

„Lieber Hermann, nicht wahr, du mußt dich durch diesen ersten Besuch beim Herrn Amtmann nicht gegen ihn einnehmen, oder gar dich verstimmen lassen! Weißt du, er hat zwar so seine eigene Manier, ist aber im Grund ein eben so braver Mann, wie tüchtiger Beamte. Nur ist er ein wenig — ein wenig — wie sag' ich doch nur geschwind? Wie, was? Nun, du wirst schon selber sehen — weißt du, eben ein wenig, so zu sagen — verbauert und treibt dadurch sein Amt ein Bischen handwerksmäßig. Lieber Himmel, er zieht eben schon bald vierzig Jahre an einem und demselben Joch, und hat meist nur mit Bauern zu

thun und da wird man eben so, wenn man nicht an sich selber dagegen arbeitet. Also nicht wahr, sei deshalb doch recht höflich gegen ihn! Er wird auch gewiß mit dir sehr freundlich sein, denn erst gestern noch hat er mir auf dem Casino gesagt, daß er sich sehr auf deine Praxis bei ihm freue."

„Nun ja, lieber Vater, mach' dir meinethalben nur keine Sorge!" erwiederte Hermann. „Ich danke dir einstweilen für deine so treu gemeinte Vorbereitung und ich und der Herr Amtmann werden schon miteinander zurecht kommen. Also — guten Morgen, bester Vater! Es geht schon Alles gut."

Damit ging er auf sein Zimmer, um mit dem schwarzen „Cylinder" seine Visitentoilette zu vollenden. Mutter Rosalie folgte ihm dahin, weil auch ihr Herz sie drängte, ihm noch ein liebreich mahnendes Wort ins Bezirksamt mit auf den Weg zu geben.

„Guter Hermann, nicht wahr? wenn der Herr Amtmann dir vielleicht nicht so gefällt, wie du dir's vorstellst, so denk' eben, daß er mit seiner wissenschaftlichen Bildung tief unter dir steht, und suche deinen höchsten Stolz darin, auch in der Bildung des Herzens ihn zu übertreffen! Vor Allem aber bring' deinem alten Vater dieses Opfer und sei eben um seinetwillen demüthig! Das erhöht deinen Stolz viel mehr, als es ihn erniedrigt. Du wirst mich nun genugsam verstanden haben! Nun geh' als guter Sohn, und komm' als solcher zurück! Nochmals, denk' vor Allem an deinen nun einundsiebzigjährigen Vater, der sich so herzlich auf deine Heimkunft gefreut hat, und auch ein klein wenig denk' an mich, deine Mutter! Und jetzt gib mir noch einen recht lieben Rechtspraktikantenkuß. Behüt' dich Gott!"

„Mutter, verlaß dich darauf, ich werd' an den Vater denken und auch an dich." — Mit diesen von einem innigen Kusse bekräftigten Worten verließ er das Vaterhaus.

Wie er von dem freien Rittersberge die düstere Schloßgasse

immer tiefer gegen das Bezirksamt hinunter ging, da war es seinem Geist, als ob er nun von einer sonnigen Höhe in ein dumpfiges Thal herniederstiege, darin er durch Sumpf und Gestrüppe sich mühsam durchwinden müsse, voll quälender Zweifel, ob er jemals wieder einen rettenden Ausweg finde zu einem neuen, lichten Gipfel geistigen Lebens.

Nachdem sich unser junger Rechtspraktikant im Bezirksamt erst in einem langen, halbdunkeln und ganz schmutzigen Gange durch einen wirren Knäuel harrender rustikaler und städtischer Hilfesuchender durchgewunden, trat er am äußersten Ende an das Arbeitszimmer des Herrn Amtsvorstandes, klopfte aber erst an, nachdem er seinem gepreßten Herzen noch durch einen tiefen Seufzer Luft gemacht hatte. Der Herr Bezirksamtmann, der eben an seinem Pulte stand und mit lautem Fluch ein vorher angekommenes Monitorium der Kreisregierung durchlas, drehte sich anfangs mürrisch nach ihm um, weil er ihn für den Assessor hielt, dem er wegen seiner Saumseligkeit tüchtig den Text lesen wollte. Bei Hermanns Anblick vertauschte er indessen allmälig seine gewohnte grobe Miene mit einer gezwungen freundlichen und lud ihn sogar ein, auf das Kanapee sich niederzusetzen, was Hermann natürlich auch wohl oder übel that, obwohl sein neuer schwarzer Frack von diesem Bureauinventarkanapee in der Reinlichkeit bedenklich abstach.

Und der ausgediente Actenveteran leitete seine Unterredung mit dem Verwaltungsdienstrekruten in folgenden, eben so erhabenen wie geistreichen Sätzen ein, die ich aus Rücksicht für das Verständniß unseres deutschen Gesammtvaterlandes in der Schriftsprache wiedergebe, obwohl der Amtmann sie in einem so unverfälschten Provinzdialect gesprochen hatte, daß er jedem Forscher deutscher Mundarten als allerreinste Originalquelle hätte bestens empfohlen werden können:

„Ah, das ist ja der Herr Stark! Nun, das ist schön von

Ihnen. Ja, da sieht man eben, wie man alt wird. Wie kann ich mir Sie noch so gut als einen recht wilden Gassenbuben denken und jetzt kommen Sie gar schon als mein Praktikant da zu mir her! Und Doctor sind Sie auch noch, hab' ich mir sagen lassen. Ha, ha, ha! Ja, wär' schon recht. Ich könnte schon so einen Doctor brauchen, wenn er mir nur gleich meine schlechten Vicinalwege, meine hainbuchenen Bauern und mein liederliches Fabrikgesindel curiren könnte. So aber werden Sie blutwenig von Ihrer Doctorei bei mir profitiren können! Ja, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Stark, nicht einmal so tituliren kann ich Sie bei mir lassen. Denn erstens schickt sich das für einen Praktikanten bei mir gar nicht, zweitens thäten meine Bauern sich gar nicht auskennen, wie auf einmal da ein Doctor hereinkäm', und drittens, worauf ich eben doch auch sehen muß, könnt' es meinen Oberschreiber und den Assessor beleidigen, als ob Sie Wunder was extra Gelehrtes studirt hätten, wohingegen doch Sie erst von Jenen von vorn an Alles lernen müssen, da Sie ja noch nicht einmal wissen, wie man nur einen Stempelbogen faltet. Wissen Sie, Herr Stark, von mir aus thät' ich Sie alle Tage hundertmal Doctor tituliren lassen. Ich bin Ihnen mein' Seel' nicht neidisch darum. Deßwegen weiß man ja doch in der Stadt und auf dem Amte, daß ich der Herr bin und Sie nur mein Praktikant. Aber so geht's eben einmal nicht und darum werd' ich Sie auch nur ganz simpel Herr Stark oder Herr Praktikant tituliren, wie mir's eben just in den Mund kommt. Also," fuhr der Amtmann ganz gemüthlich weiter, „diese Sache wäre nun einmal abgemacht. Ich halt' eben nie mit was hinterm Berg und sage meine Sache immer gleich heraus. Darüber dürfen Sie aber nicht pikirt werden! Das wäre sehr unnöthig von Ihnen, Herr Stark!"

Hermann, dem das Blut bei dieser Eingangsrede immer heißer in die Wangen geschossen, lachte in bitterster Ironie den

Amtmann an: „O bitte, Herr Amtmann! Nennen Sie mich, wie immer Sie wollen! Es ist mir jeder Titel gleichgültig.“

„Muß auch so sein, Herr Stark. Und nun wollen wir einmal von der Praxis anfangen. — Da hätt' ich eben nun gleich eine sehr wichtige Frage an Sie. Aber das sag' ich Ihnen, daß Sie ehrlich darauf Antwort geben. Es soll gewiß Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie mir ohne Umstände die Wahrheit sagen.“

„Die sag' ich immer, Herr Amtmann!“ entgegnete Hermann mit scharfer Betonung.

„Nun, desto besser, Herr Praktikant,“ warf der Amtmann leicht hin. „Also sagen Sie mir einmal, können Sie schön und leserlich schreiben?“

Danach schaute er den Gefragten pfiffig lauernd an, was dem Auge Hermanns wohl nicht entging. Trotzdem aber antwortete dieser in seiner strengen Wahrhaftigkeit: „Wenn's gerade sein muß, Herr Amtmann, o ja!“

Und lachend packte ihn der Amtmann beim Arme mit dem räthselhaften Ausrufe: „Gott sei Dank, jetzt haben wir den Vogel gefangen!“

„Wie so gefangen?“ stutzte Hermann.

„Ei, Herr Praktikant,“ klärte ihn der Amtmann auf, „die Conscriptionslisten müssen Sie schreiben! Ha, ha, ha! Und den zweiten Vogel werd' ich schon auch noch herauskriegen. Bin ich doch mein' Seel' immer froh, wenn ich an jedem Michaeliziel unter meinen neuen Praktikanten die zwei herausgefunden habe, die noch ordentlich schreiben können. Denn vor lauter dummem Studiren kritzeln die Leute zuletzt so jämmerlich, daß man sie alle noch einmal in die deutsche Schule schicken sollte. Sehen Sie, Herr Stark, da haben Sie vor Ihren Collegen schon sehr viel voraus, und bei mir einen ganz besondern Stein im Brett. Denn eine schöne Handschrift ist bei uns die Hauptsache. Und ich glaub' immer, ich wäre mein Lebtag kein so guter Amtmann geworden,

wenn ich nicht schon vor dreißig Jahren als Oberschreiber eine so wunderschöne Schrift gehabt hätte, heißt das," corrigirte er im Nu sein etwas zu offenes Geständniß, das ihm nur so im Eifer der Rede herausgefahren, „natürlich neben meinen sonstigen ausgezeichneten Qualificationen im praktischen Dienst, auf die man in jener Zeit sehr vernünftig viel mehr gehalten hat, als auf so ein paar Jährchen sogenannter Universität, wo die Studenten doch zuletzt nichts thun, als Bier trinken, rauchen, Karten spielen und sich die Gesichter verkratzen. Na, Sie haben auch einmal einen tüchtigen Wischer abgekriegt; steht Ihnen aber ziemlich gut. Ueberhaupt haben Sie sich ganz nett ausgewachsen! — Also, mein lieber Herr Stark, die Conscriptionslisten! Nun, 's ist gar nicht so langweilig, wie Sie sich's vielleicht vorstellen. Da haben Sie bis zum Frühjahr eine ganz gemüthliche Arbeit, lernen alle erdenklichen Bauernnamen kennen, dürfen bei der Rekrutenvisitation das Protokoll führen, und dann zuletzt, was auch nicht zu verachten ist, lass' ich Sie bei dem guten Schlußdiner, das ich meinen Bürgermeistern und der Doctorcommission auf Staatsunkosten im Schwanen gebe, gratis mitessen. Und da geht's immer kreuzlustig her, vorab, wenn der Champagner recht knallt, wo ich für jede Person, außer meinen zwei Flaschen, immer eine ganze spendiren lasse. — So, nun will ich Sie erst meinem Oberschreiber vorstellen, und dann können Sie gleich mit Ihrer Praxis anfangen. Es ist eben erst neun Uhr; da haben Sie immer noch schöne drei Stunden Zeit. Kommen Sie!"

Mit diesen Worten stand er auf, und wollte Hermann bei der Hand nehmen. Er aber zog sie zurück und blickte mit stolzem Ernst in das aufgeblasene Alltagsgesicht, da er im bittersten Tone fragte: „Herr Amtmann, ist das wirklich Ihr Ernst, daß ich die Conscriptionslisten schreiben soll?"

„Ja, warum denn nicht?" herrschte der mit einem Schlage zum bureaukratischen Despoten Umgewandelte ihn musternd an.

„Ich glaube gar, Sie meinen, daß ich Komödie mit Ihnen spiele! Oder halten Sie sich etwa für zu vornehm dazu? Was soll ich denn mit Ihnen anfangen, wenn Sie mir nicht einmal einen Schreiber abgeben sollten? Sie verstehen ja noch gar nichts anderes. Und sogar das müssen Sie erst von meinem Oberschreiber lernen, damit Sie mir meine theuren Conscriptionslisten nicht verderben und was hineinschmieren, wo's gar nicht hingehört. Also sachte, sachte, Herr Praktikant! und hübsch bescheiden bleiben, wenn man mit seinem Amtsvorstande redet, der, wohlgemerkt, am Schlusse des Jahres Ihre Qualificationslisten zu machen hat, wo auch der Fleiß, der Anstand, das sittliche und politische Benehmen als besondere Rubriken von mir auszufüllen sind."

Diese letztere Bemerkung erhitzte Hermanns Blut noch vollends zum Kochen und wenig fehlte, so hätte er sich auch gegen diesen bureaukratischen Geßler, alle Klugheit verachtend, mit demselben löwenmuthigen Zorn aufgelehnt, mit dem er einst jenen höhnischen Korporal auf dem Gymnasium zu Boden geschlagen. Zur rechten Minute trat aber noch zwischen des Amtmanns Brutalität und seine Entrüstung der klugen Mutter Abschiedswort: „Denk' vor Allem an deinen einundsiebzigjährigen Vater und auch ein klein wenig an mich!" — Und des Sohnes Liebe besiegte den Manneszorn, den er wieder in sein Herz hinunterstieß. Nur ein überlegenes Lächeln blieb noch oben zurück und umspielte vornehm seinen fein geschnittenen Mund.

„O Herr Amtmann, bitte tausendmal um Vergebung, wie hab' ich vorhin Unrecht gehabt! Sie haben mich wirklich nun gründlich darüber belehrt. Jawohl, diese Conscriptionslisten und was Alles später noch nachfolgt, ich glaub' es nun selber, es ist wirklich gar nicht so übel. Ja, da bewährt sich eben wieder ganz herrlich Goethe's unsterbliche Sentenz: „Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum." Darum bitt' ich Sie, lassen Sie mich jetzt sogleich beginnen. Ich kann es

wirklich kaum erwarten. Und daß ich noch den schwarzen Frack dabei anhabe, das verklärt ja nur die ganze Geschichte mit einem echt poetischen Humor. Zwar hab' ich auf der sogenannten Universität außer dem Rauchen, Biertrinken und Gesichterverkratzen auch noch verschiedenartige Allotria getrieben, die man dort Pandecten, deutsches Privat- und Staatsrecht, Finanz- und Nationalökonomie geheißen, und dergleichen überflüssiges dummes Zeug noch mehr. Aber Sie haben ganz Recht, Herr Amtmann! Was nützt hier all' dieser gelehrte Trödel? Der praktische Dienst ist hier die Hauptsache. O freilich, wie konnt' ich vorhin nur so im Unklaren sein? Ja, sehen Sie, Herr Amtmann, so weit kommt man mit diesem verdummenden Studiren. Nichts als falsche, hirnverbrannte Begriffe, von denen der praktische Dienst den kranken Kopf erst wieder curiren muß. Jawohl, der praktische Dienst, das ist der wahre praktische Doctor für diese theoretischen Doctorpraktikanten, wie leider Gottes ich einer bin. Ha ha ha! Was man doch nicht Alles lernt, wenn man älter wird! Also jetzt — vivant die Conscriptionslisten, pereat die Wissenschaft! Bitte, Herr Amtmann, stellen Sie mich doch sogleich dem Herrn Oberschreiber vor! Aber nicht wahr, sagen Sie ihm doch ja nichts von meiner dummen Doctorwürde! Sonst schäm' ich mich vor ihm. Ha, ha, ha!"

Der Amtmann hatte mit gekreuzten Armen am Pulte lehnend ihm zugehört, und konnte trotz seines lauernden Blickes an dem Gesichte Hermanns nicht recht klar werden, ob der Ernst oder Hohn in seiner eigenthümlichen Rede vorherrschte. Um jedoch seine geistige Ueberlegenheit als Amtsvorstand dem Praktikanten gegenüber auf keinen Fall in Frage zu stellen, zog er es vor, auch seine Antwort mit einer scharfen Dosis von Spott zu würzen.

„Sie sind mir ein curioser Heiliger, Herr Stark! Ich hab', weiß Gott, in den vierzig Jahren meiner Amtirung schon Praktikanten von allen möglichen Sorten gehabt. Aber Sie kommen mir doch wieder wie eine ganz eigene Art vor, und ich meine

immer, Sie hätten lieber gleich auf dem Ministerium praktiziren sollen, damit, wenn ein Ministerposten auskäme, man doch gleich wüßte, nach wem man greifen solle. Denn ich glaub', im ganzen Lande hätte man keinen auftreiben können, der noch gescheidter ist, als Sie sich wenigstens einbilden. Aber, weil Sie nun einmal vor der Hand mein Praktikant sind, da müssen Sie eben auch nach meiner Pfeife tanzen, ob Sie nun ein lustiges oder grimmiges Gesicht dazu machen. Wissen Sie, mir ist das ganz egal."

Dann fuhr er auf einmal in einem ganz andern, ernsten Tone weiter: „O lieber Herr Stark, glauben Sie einem ausgedienten Staatsdienstveteranen! Wie oft werden Sie sich noch die Hörner abstoßen müssen, bis Sie einmal das Beamtenleben nehmen, wie es eben ist. Wissen Sie, ich meine, was da in den untern Branchen so herumhantiert. Geplagte Handwerksleute ums liebe, tägliche Brod sind wir Alle, und wer's noch nicht gleich am Anfang ist, der wird es mit der Zeit. Und auch Sie sammt alle Ihrem gelehrten Kram im Kopf, auf den Sie sich im Stillen gar so viel einbilden, daß Sie unsereins nur so von oben herunter ansehen wollen, auch Sie werden schon noch gerade so zahm am Aktenkarren mitziehen helfen, wie's noch Alle gelernt haben. Aber deßhalb will ich Ihnen doch just nicht böse sein. Ich bin ja über vierzig Jahre älter als Sie und halte viel zu viel auf Ihren braven Vater. Da will ich's heute nicht gar so genau mit Ihnen nehmen. In ein paar Jährchen werden Sie's schon von selber um fünfzig Prozent wohlfeiler geben. Also kommen Sie zum Herrn Oberschreiber!"

Der beißendste Spott hätte unsern jungen Freund nicht so im innersten Marke seines Lebens verwundet, wie diese letzte Demüthigung in des Amtmanns zweifellos wohlgemeinten Worten, die er ihm gar nicht zugetraut hatte, obwohl sie seinem sonderbar gemischten Wesen als ein so wahres Herzenselement entsprungen waren, wie die bornirte Brutalität seiner bureaukratischen Geistesbildung.

Wie eine unabsehbare Sandwüste dehnte sich das zukünftige Beamtenleben jetzt mit einemmale vor Hermanns Augen aus, und der Bronnen des Jugendwitzes war bis zum letzten Tropfen in ihm vertrocknet. Kein anderes Wort mehr wußte er zu erwiedern, als dieses eine mit halber Stimme: „Es ist recht, Herr Amtmann, gehen wir hinüber."

Und eben traten sie zur Thüre. Da hatte sie der Amtsdiener geöffnet mit einer ganzen Fluth von geschäftlichen Meldungen: „Herr Amtmann, die Bauern von Lauterbach sagen, sie könnten unmöglich länger warten; sie wären schon auf acht Uhr bestellt gewesen und jetzt ist es schon gleich zehn, und die auf neun Uhr bestellten von Steinweiler fangen auch schon an zu räsonniren.

„Kreuzmillionendonnerwetter! diese vermaledeiten Bauern sollen —" fuhr da der Amtmann den unschuldigen Amtsdiener genau so an, wie es der Altmeister Goethe seinen Götz von Berlichingen gegenüber dem Wachtmeister thun läßt, und woraus auf des Amtmanns Bekanntschaft mit unserer klassischen Literatur sich immerhin kein ganz ungünstiger Schluß ziehen ließe.

„Aber Herr Amtmann," fuhr der an dergleichen Kraftausdrücke schon längst gewohnte, schnurrbärtige weiland Feldwebel im Leibregiment furchtlos weiter: „Auf zehn Uhr haben Sie auch den hiesigen Stadtrath bestellt wegen den neuen Straßenlaternen mit dem Gas oder wie man's heißt."

„Was, Gas! der Teufel hol' all' das dumme, neumodische Zeug!" fuhr's da wieder um den grauhaarigen Kopf. „Halt' er sein unverschämtes Maul!"

Trotz alledem hielt dieser tapfere Krieger anstatt seines Maules dem Amtmann ein Schreiben hin:

„Und nehmen Sie's nicht ungütig, Herr Amtmann, da ist eben wieder von der Regierung ein Wartbote auf Ihre Kosten gekommen von wegen dem Bericht über den abgesetzten Bürgermeister von Schlicklingen, hat der Herr Assessor gesagt."

„Der Herr Assessor soll auch sein Maul halten!“ schnauzte ihn der Amtmann mit noch stärkerem Donner ab. „Ja, sind denn heut alle Teufel miteinander ledig geworden? Da möchte man ja rein selber des Teufels werden. Hat er nicht noch was in Petto, er, Mensch, er? Marsch sag' ich, wenn sein Amtmann Ruhe haben will. Da sollen ja gleich zehntausend feurige Wetter das ganze Bezirksamt zusammenschlagen!“

„Zu Befehl, Herr Amtmann!“ erwiederte mit ordonnanzmäßigem Gleichmuth der Graukopf und machte militärisch Kehrteuch.

Der Amtmann aber wendete sich, noch ganz odemlos, zu Hermann: „Ist das heut wieder eine Komödie! Ja sehen Sie, Herr Stark, da haben Sie jetzt einen Begriff davon, was Praxis heißt, und so ein Bezirksamtmann für ein geschundenes Leben hat. Da sind ja Ihre Conscriptionslisten noch pures Gold dagegen. Also in Gottes Namen, kommen Sie jetzt zum Oberschreiber!“

Der junge Doctor Hermann Stark erwiederte nun gar nichts mehr, nicht ein einziges Wort. Ihm war bei dieser letzten tragikomischen Zornscene buchstäblich Hören und Sehen vergangen, und noch ganz betäubt folgte er dem Amtmann über den langen, dunklen Gang, auf dem alle noch vorher murrenden Bauern sich in zwei Reihen mäuschenstill an die Wand drückten, um ihrem bureaukratischen Zwingherrn eine möglichst weite Gasse zu öffnen. Endlich gelangten die Beiden an das Zimmer des Oberschreibers. O, wie das mit seinem einzigen, stark vergitterten Fenster, durch dessen Eisenstäbe zwar nicht ein Streifen blauen Himmels, aber doch wenigstens das alte Dach des gegenüberliegenden Holzschuppens hereinschaute, während rings an den Wänden staubfarbige Registraturschränke griesgrämige Gesichter machten, wie dieses in romantischem Ritterstyl ausgestattete, heitere Closett unsern jungen Freund schon beim ersten Eintritt als nunmehrigen Mitbewohner mit traulichster Poesie willkommen hieß! Dazu der in einer vier

Fuß tiefen Fensternische an seinem Schreibtische mit krummem Rücken zusammengekauerte Oberschreiber. Welch' wohlthuende Harmonie zwischen dieser Actenstube und ihrem hier gebietenden Herrn, des Amtmanns gewaltigem Untervogt!

Als dieser ohne das gewohnte, furchtsame Anklopfen so ohne weiters die Thüre gehen hörte, wollte er sich gerade umdrehen, um dem so respectswidrig eintretenden Petenten irgend eine jener lieblichen Begrüßungen entgegenzuschleudern, deren er stets einen Vorrath unter den zusammengekniffenen Lippen verborgen hielt. Da hatten seine unter einer großen Hornbrille herauslauernden, milden Katzenaugen noch zur rechten Zeit den obersten Herrn und Meister entdeckt. Im Nu rutschte er von seinem Stuhle herunter, und umkroch den Amtmann genau so unterwürfig, wie die Hexe den Mephisto in ihrer Küche, nachdem sie ihn unterm Gläserzerschlagen erkannt hatte.

„Ah, der Herr Amtmann! Recht höflichen guten Morgen, Herr Amtmann! Aha! Kann mir's schon denken. Bringen mir wahrscheinlich den neuen Herrn Praktikanten von wegen den Conscriptionslisten. Nun, da liegen die Gemeindelisten alle schon bereit. Und der Herr Amtmann dürfen nur befehlen, wann ich den Herrn Praktikanten zu seiner Arbeit anweisen soll." Dabei hatte der Oberschreiber beständig die Hände gerieben und mit widerwärtigem Lächeln Hermann musternd angeblinzelt, was dieser mit unzweideutigem Stolz von oben herab erwiederte.

„Ei, Herr Oberschreiber," fuhr der Amtmann höchst gemüthlich weiter, „ich denk', es ist am einfachsten und ich hab' es auch dem Herrn Stark schon gesagt, daß er sich noch gleich heut Morgens an seine Arbeit machen solle. Zum Auseinanderschneiden genirt ja sein Frack nicht im mindesten, und zum Zurechtlegen auch nicht. Aber er wird ja bis zwölf Uhr nicht einmal mit dem Zerschneiden fertig werden."

„O freilich, freilich, Herr Amtmann! einen halben Tag zer=

schneiden, einen halben Tag zurechtlegen, das war immer so die gewöhnliche Zeit für den betreffenden Praktikanten. Und jetzt haben wir ja mindestens schon halb eilf."

„Zerschneiden? Zurechtlegen? —" durchschwirrten da diese räthselhaften, technischen Schneiderausdrücke Hermanns bereits ganz stumpf gewordenes Hirn, und er griff unwillkürlich an sein Gehörorgan, aus Angst, ob er nicht etwa an neckenden Hallucinationen leide. „Ja, bin ich denn in einer Schneiderwerkstatt?" — Das war Alles, was er noch zu denken und hinauszurufen vermochte.

„Schneiderwerkstatt? Wie meinen der Herr Praktikant? Mein Bureau eine Schneiderwerkstatt?" Damit warf des Oberschreibers Spinnenkopf sich höchst beleidigt in der hohen Kravatte herum. „Ei, da muß ich mir schon ein Bischen mehr Respect ausbitten."

„Nun, was ist denn auch viel dahinter, wenn der Herr Stark das jetzt gesagt hat?" trat der Amtmann friedestiftend dazwischen, wie ungefähr, um zur Abwechslung auch einmal in die Thierwelt zu greifen, ein gemüthlicher Bär zwischen einem stolzen Löwen und hinterlistigen Schakal. „Der Schneider hat sein Maß und der Schuster seinen Leisten. Na, und wir auf dem Bezirksamt, wir thun auch nicht viel Anderes, als schneidern und schustern nach dem Maß und über den Leisten unserer Verordnungen. Ich habe das Alles dem Herrn Stark schon vorhin ausführlich explicirt. Und Conscriptionslisten schreiben, das ist doch meiner Seel' erst recht ein hirnloses Handwerk. Also, Herr Oberschreiber, nehmen Sie eben jetzt den Herrn Praktikanten in die Kur, bis ihn dann der Assessor zur weitern Praxis bekommt, wenn's einmal ans wirkliche Schreiben geht."

„Guten Morgen, Herr Stark, und," schloß er dann seine geistreiche Einführungsrede höchst trostvoll, „wenn Sie so in circa zwei Monaten das Listenschreiben hinter sich haben, so können Sie mich einmal wieder besuchen, daß wir dann wegen der weitern Praxis wieder mit einander reden."

Damit ließ der Herr Amtsvorstand unsern jungen Rechtspraktikanten als nunmehrigen Lehrling des Oberschreibers stehen. Letzterer begleitete natürlich mit tiefen Bücklingen den Amtmann bis vor die Thüre, an der sein Herr und Meister ihm noch die hochherzige Anweisung zuflüsterte: „Und daß Sie mir den eingebildeten Menschen da niemals Doctor nennen. Das wäre mir das Wahre. Der muß bei uns erst Mores lernen. Also nur simpel Herr Stark oder höchstens Herr Praktikant! — Das sag' ich Ihnen.“

„O, Herr Amtmann, wo denken Sie hin? Ich, den Doctor tituliren? Diese Dummheit werden Sie mir doch nicht zutrauen! O, nur ihn einmal eine Woche jeden Tag acht Stunden lauter Bauernnamen schreiben lassen. Wird der noch so zahm werden! Es ist ja nicht das erste übermüthige Bürschchen. Ha, ha, ha! Und es gibt ja außer den Conscriptionslisten auch noch andere, die der Herr Amtmann über ihn zu schreiben hat. Jawohl, die hohe Kreisregierung steht ja auch noch hinter uns. Also recht höflichen guten Morgen, Herr Amtmann!“ —

Damit ging der Oberschreiber zurück in die Stube, und nahm eine gewaltige Papierscheere vom Tische, die er Hermann mit den weihevollen Worten reichte: „So, Herr Stark! Sehen Sie, mit dieser Scheere fangen Sie also Ihre Praxis an! Und jetzt werd' ich Ihnen gleich begreiflich machen, was Sie vorhin so gar nicht verstanden haben. Also nehmen Sie Ihren Kopf zusammen! Sehen Sie, dieser Haufen Listen auf meinem Tisch, das sind nämlich die Specialconscriptionslisten von jeder Gemeinde des Bezirksamts, und da drinnen sind alle Conscribirte nach dem ABC eingetragen. Da sehen Sie selber her! Da haben Sie z. B. die Liste der Gemeinde Altheim, und da drinnen stehen also: Absmeier Peter, Bärenklau Sebastian, Fahrer Christoph, Girglmeier Johann, Katzenberger Joseph u. s. w. bis zum allerletzten Zirngiebl Aloys. — Nun passen Sie weiter auf! Das

Bezirksamt muß nun aus allen diesen Gemeindelisten die Hauptliste anfertigen und ebenfalls alphabetisch. Da es nun ein außerordentlicher Zeitverlust wäre, wenn man z. B. beim spätern Dictiren in jeder Gemeindeliste erst den Namen mit den Anfangsbuchstaben aufsuchen müßte, um sie dann hintereinander alphabetisch in die Hauptliste einzutragen, so hab' ich schon vor fünfundzwanzig Jahren die Erfindung gemacht, alle Gemeindelisten in lauter einzelne Namen auseinander zu schneiden. Dann sortirt man auf den Streifen alle Namen mit A bis zum Z immer in ein einziges Bündel zusammen. Dann nimmt der Herr Assessor einen Streifen nach dem andern ganz bequem zum Dictiren vor, und so stehen zuletzt in der Hauptliste die Namen von sämmtlichen Gemeinden gerade so schön alphabetisch untereinander, wie jetzt in diesen Speciallisten. Aber denken Sie sich, Herr Stark, für diese höchst verdienstliche Erfindung, die alle Bezirksämter mir hinterher abgestohlen haben, bin ich noch nicht einmal von der Regierung belobt worden, und noch viel weniger hab' ich die goldene oder silberne Medaille bekommen, die ich hingegen schon gar manchem dummen Bauernbürgermeister durch meine Protection verschafft habe. Sehen Sie, Herr Stark, so undankbar ist dieser Staat, für dessen Dienste Sie nun unter mir Ihre erste Praxis anfangen. Aber daß ich Eines wie das Andere sage, so hat noch jeder Herr Praktikant sich gegen mich höchst dankbar bewiesen, daß ich ihm durch meine Erfindung seine Anfangspraxis so erleichtert habe." Dabei fixirte er sein neuestes Praktikantenopfer mit lauerndem Blick und der symbolischen Bewegung des Geldzählens. „Denn, wenn er auch noch so gelehrt von der Universität zu uns hereinkam, wie z. B. Sie, wo Sie sogar Doctor aller Rechte geworden sind, was ich mir von Ihrem gescheidten Kopf auch gar nie anders erwartet habe, so würd' er sich doch ohne mich am Anfang gar nicht auskennen. — Also, wie gesagt, verehrter Herr Doctor, da haben Sie nun die Scheere, und da liegen die Conscriptionslisten

der Gemeinden. Nun schneiden Sie alle Namen in einzelne Streifen, dann suchen Sie sich auf dem Stubenboden fünfundzwanzig Plätze heraus und sortiren die einzelnen Haufen schön alphabetisch nebeneinander! — Und nun will ich einstweilen in den Schwanen hinübergehen und ein paar Schoppen auf den glücklichen Anfang Ihrer Praxis trinken. Das ist so ein altes Herkommen. Im Heimwege können Sie dann auch ein wenig zusprechen und die Kleinigkeit gleich berichtigen. Und mit dem andern Honorar für diese heutige Anweisung hat es ja Zeit für ein andermal. Also einstweilen recht gute Verrichtung und recht höflichen, guten Morgen, verehrter Herr Doctor!"

„Guten Morgen, Herr Oberschreiber," warf Hermann in wegwerfendem Tone dem mit einer tiefen Verbeugung sich Hinausschlängelnden noch nach.

„Nun meinethalben, ein paar Gläser Wein will ich deiner verstaubten Kehle gönnen, aber sonst keinen Heller. Nein, mit Schmieren fang' ich hier nicht an. Pfui über alles Fälschen und Bestechen! O, mein Lebensrad soll hier nur recht krächzen und ächzen. So hab' ich es gerade nun gern; und zuletzt muß ich doch noch gut fahren. Dazu bin ich mir selber Manns genug."

Dann machte er seinem schwer gepreßten Herzen mit einem tiefen Odemzuge Luft: „Ah, ist das jetzt eine Stunde gewesen, lang und niederdrückend, wie ein ganzes freudeloses Jahr! In welch' armselige Welt bin ich gerathen! Unter welche Kreaturen von Menschen! Aber Humor, Humor, verlaß mich nicht, wenn du auch ein wenig bitter wirst! Komm' her, du ehrwürdige Schneiderscheere! Der Doctor utriusque juris begrüßt dich jetzt feierlich als sein erhabenes Handwerkszeug. Seid mir gegrüßt, ihr sibyllinischen Blätter conscribirter Bauernbursche! O wie will ich euch jetzt kunstgerecht zerschneiden, so sorglich, als sei jeder Streifen mit den kostbarsten Hieroglyphen beschrieben. Und ihr alle, ihr hochgelehrten und hochberühmten Juristen des Alterthums

und der Neuzeit, ihr Professoren in der weitesten römischen Toga, wie im engsten germanischen Frack, ihr alle von Ulpian herab bis Vangerow, schaut jetzt nieder auf mich und weihet mit eurem Segen meine befrackte Praxis ein! Und so gesegnet will ich sie beginnen, ein Schneiderlehrling, und nebenbei auch ein klein wenig Doctor beider Rechte. Ha, ha, ha! Ich könnte mich zu Tode lachen; oder auch — doch nein, weg mit aller Sentimentalität! — Humor, Humor, Galgenhumor herbei!"

Und so nahm er denn einen großen, muthigen Anlauf, faßte die Scheere kräftig in die Hand, griff nach der ersten Gemeindeliste und begann in dramatischer Haltung buchstäblich das ABC der Staatsdienstpraxis.

„So komm', du erstes meiner Scheerenopfer,
Absmeier Konrad, der du lange friedlich
Mit diesem Bärenklau Sebastian
Auf diesem Bogen hier zusammenwohntest.
Ich kann nicht anders, denn mich zwingt der Staat,
Dies Freundschaftsband, es sei von mir zerschnitten."

Damit schnitt er den Namen Absmeier von der Liste und legte ihn auf die äußerste, linke Grenze des Stubenbodens nieder.

„Der schwere Anfang ist vollbracht. Wie leicht,
Wie hoch hebt sich mein Herz. Mir ist geholfen.
Und hier auf diesen Stubenbodenbrettern,
Absmeier Konrad, bleib' vereinsamt liegen,
Bis daß ein andrer holder Bauernname,
Der so wie du mit einem A beginnt,
Sich über dich als neuer Freund wird legen.
Und wieder neben dich dein Bärenklau,
Und dann so fort auf fünfundzwanzig Plätzen
Die Bauernjungen all' von A bis Z.
O selig, selig, conscribirt zu sein,
Und sel'ger noch, die Listen abzuschreiben!"

„Das geht ja prächtig. O, wie oft hab' ich den Faust gelesen und den tiefsten Sinn von des Lebens grünem goldnen Baum stets mehr geahnt, als verstanden! Jetzt verspür' ich ihn in jedem Tropfen meines kochenden Bluts. Vivat des Lebens goldener Baum! O, er umrauscht mich jetzt in der ersten Stunde meiner Staatsdienstpraxis mit so schwellendem Grün und so goldener Frucht, wie ein alter Vogelbeerbaum an staubiger Landstraße, dessen Blätter dicht bepudert sind, wie ehedem die staubigste Perrücke im ganzen Zopfjahrhundert. Aber trotzdem Humor und nichts als Humor! Das ist das einzige Salz in all' diesem widerlich schalen Misere!"

Und so schnitt er einen Bauernnamen nach dem andern von der Liste Altheim, und legte jeden einzelnen Streifen auf seinen alphabetischen Platz, bis endlich auch der Zirngiebl Aloys auf dem Stubenboden seine provisorische Ruhestätte gefunden hatte.

„So, Gemeinde Altheim, du bist versorgt und aufgehoben. Der Oberschreiber wird seinen Schneider loben."

„Und horch, zwölf Uhr läutet's. Die Knechtschaft hat ein Ende und der freie Mann geht jetzt zum Mittagessen. Ha, ha, ha! Bin ich doch schon in den paar Stunden ein ganz routinirter Bureaumensch geworden! Und wie diese dumpfe Luft mich schon anheimelt! Wie diese Aktenschränke mich schon sirenenhaft anblicken und mir die Ideale aus dem Herzen locken, um sie zu praktisch nüchternen Gedanken zu vertrocknen. Ja, weg mit euch! Zur Erde, ihr himmelanstrebenden Gedanken! Verenge dich, du meines Geistes weiter Gesichtskreis! Zu Eis erkalte, du meines Herzens weltumfassende Liebesgluth!"

„Was kümmert mich der Menschheit Wohl und Weh?
Nichts will ich werden als ein Bureaukrat.
Denn alles Heil der Welt kommt nur vom Staat,
Drum hoch der Staatsdienstpraxis ABC!"

Mit diesem letzten Ausbruch bittersten Humors verließ er jetzt des Oberschreibers Stube und gab sich unterwegs alle Mühe, die Spuren des Unmuths auf seinem Gesichte zu verwischen, um von diesem ersten Morgen der Praxis nur heitern Auges in das Elternhaus heimzukehren.

* * *

„Nun, wie war es, guter Hermann?“ fragte ihn Vater Stark sogleich bei seinem Eintritt in die Erkerstube, darin er schon lang über eine Stunde voll Ungeduld auf ihn gewartet und der Tisch schon gedeckt stand. „War der Herr Amtmann recht freundlich mit dir? Dein Besuch hat wenigstens sehr lange gedauert. Das ist mir schon ein gutes Zeichen. Nicht wahr, lieber Sohn, er ist im Grund ein ganz gemüthlicher Mann, so, was man eben sagt, ein edler Kern in rauher Schale. Wie, was?“

„O ja, lieber Vater,“ erwiederte Hermann mit allem Aufwand äußerlicher Heiterkeit, „man muß ihn eben nehmen, wie er ist. Ich glaube, er meint es soweit ganz gut mit mir. Und denk' dir nur meine Ueberraschung! Ich hab' auch schon meine Praxis begonnen und eine ganze Stunde lang schon für den Staat gearbeitet.“

„Was? Heute schon und im schwarzen Frack?“ fragte aufs höchste verwundert Vater Stark.

„Jawohl, wie ich da geh' und steh'; freilich aber erst nur mit der Papierscheere. Eine höchst curiose Function! Indessen die Feder kommt schon nach, vielleicht mehr, als mir lieb ist.“

„Ach, Herr Jesus, Papierscheere! Doch nicht gar Conscriptionslisten?“ fuhr's verwirrend durch Vater Starks Kopf und Herz.

Aber Hermann hatte im leichtesten Tone rasch wieder fortgefahren: „Der Herr Amtmann war nämlich so gütig, mich zum Schreiben der Conscriptionslisten auszuersehen. Je nun, ein ganz geistreicher Anfang der Praxis. Aber geschieht mir schon recht, warum

schreib' ich auch so schön? Und, ei was, mit dem rechten Humor wird's schon gehen. Wenigstens heute Morgen hat er mir über dem vorläufigen Zerschneiden der Listen ganz prächtig darüber hinweg geholfen. Und was sind auch sechs Wochen? Eine wahre Bagatelle von Zeit! Darf ich doch auch im Frühjahre dann beim Schlußdiner gratis mitessen und Champagner trinken. Steckt nicht auch darin ein ganz gesunder Witz? Ha, ha, ha!"

Dann ward sein Gesicht und Ton wieder ernst und er ergriff seines Vaters Hand: „Aber, Scherz bei Seite, lieber Vater! Hab' nur keine Angst um mich! Man muß nur wollen, dann läßt sich Alles überwinden. Und ich, mein bester Vater, o ganz gewiß, ich will. Schon dir und der Mutter zu Liebe will ich. Dann bleibt ja der größte Vortheil meines guten Willens doch zuletzt nur mir selber. Nicht wahr, solcher Egoismus zählt wenigstens nicht zur ganz gemeinen Art?"

„Nein, gewiß nicht!" seufzte der Vater. „Aber zur alleredelsten, mein guter Sohn. Hm, hm, hm."

Und sogleich gab Hermann diesem ernsten Ausrufe wieder eine leichte Wendung: „Aber ich habe wirklich über dieser ersten Praxis einen gewaltigen Hunger bekommen. Siehst du, lieber Vater, da spür' ich schon den ersten Nutzen meines prakticirenden Egoismus, und wenn's auch nur ein leiblicher ist, doch immer besser, als gar keiner. Nun laß mich nur noch geschwind in andere Kleider werfen, dann wollen wir recht behaglich mit einander zu Mittag essen und zuletzt mit einem Gläschen Rheinwein den glücklichen Anfang meiner Praxis leben lassen. Also darf ich bitten, eine Flasche Rüdesheimer! Im Augenblick bin ich wieder da."

„Sieh' nur erst nach der Mutter und ich will einstweilen noch kurz hinuntergehen," das war Alles, was Vater Stark gepreßten Herzens jetzt zu sagen vermochte.

„Recht, lieber Vater!" erwiederte Hermann und ging rasch auf sein Zimmer.

Vater Stark aber saß kurz darauf in seiner Kanzleistube und schüttelte mit schmerzlicher Miene den Kopf: „Hm hm hm! Ja, ja! Da haben wir's. Conscriptionslisten schreiben, und kein Kopf dazu! Wirklich jammervoll! Nein, dieser Herr Amtmann! ist das ein ganz schrecklicher Mensch! Hab' ich ihn nicht erst gestern noch darum so herzlich gebeten, daß er auf Hermanns hervorragende juristische Bildung in der Praxis etwas Rücksicht nehmen wolle? Und hat er es mir nicht zugesagt gehabt? — Und nun die Conscriptionslisten, dieses alljährliche Damoklesschwert über'm Haupt aller neuen Rechtspraktikanten! Und gerade auf seinen gescheidtesten Kopf läßt er es wie zum Hohne niederfallen! Nein, wenn ich daran denke: vier Universitätsjahre, Preisaufgabe gelöst, Doctordiplom mit der ersten Note — und nun mit einem gedankenlosen Schreiber viele Wochen lang an ein und das nämliche Joch zusammengespannt — welche Geistestortur für dieses Genie mit allen seinen Kenntnissen! Wahrhaftig, weinen könnt' ich darüber, bittere Thränen weinen."

„Ja, er sagt freilich, mit gutem Willen ließe sich Alles überwinden, und ich solle nur ohne Sorge um ihn sein. Und Humor soll auch noch drin stecken. Daß Gott erbarm'! Aber warum sagt er das? Aus Mitleid mit uns Eltern. Ach, ist das eine armselige Welt! Da haben wir uns nun vier volle Jahre darauf gefreut, daß wir ihn wieder bei uns haben. Nun ist er endlich da. Und nun muß mir sogleich in den ersten Tagen wieder das Herz um ihn schwer werden. Doch, Geduld! Ein Jahr ist ja keine Ewigkeit. Und da wollen wir's ihm eben unterdessen daheim so lieb und gemüthlich machen, daß er im Frieden unserer glücklichen Häuslichkeit seinen innern Streit auf dem Bezirksamt immer wieder vergessen und verschmerzen kann. — Also gut! Sei ruhig da drin, du altes Vaterherz!"

Während Vater Stark diesen trüben Gedanken nachgehangen, hatte Hermann schon längst den Frack mit dem bequemen Haus=

rocke vertauscht gehabt, aber auch seine vorhin erzwungene Heiterkeit mit der trübsten Stimmung, mit der er auf das Kanapee hingeworfen über die zusammengezogene Stirne fuhr: „Ist das wieder ein Ekel in mir! Geplagte Handwerksleute sind wir alle um's liebe, tägliche Brod. Ja, Herr Amtmann, ganz recht gesprochen! So ist es. Dieser einzige Morgen hat mich darüber vollständig belehrt. Und auch hier in unserer eigenen Kanzlei, was seh' ich viel anderes? Armseliges kleines Prozeßgezänke, bei dem der Handwerksvortheil die erste Rolle spielt und die Wissenschaft meist nur der träge Zuschauer ist. Ist das eine kleine, engherzige Welt um mich her! Wie fühl' ich in diesem einen Morgen lange Jahre voraus! Und in der dumpfen Luft einer solchen Handwerkstatt soll ich immer leben, nein, nicht leben — geistig langsam absterben? Denn das ist nur des Geistes allmäliger Tod. Aber zurück mit diesen geheimsten Gedanken! Nie sollen sie heraustreten auf mein Gesicht. Ich will aushalten, so lang' ich nur kann. Heiter will ich äußerlich scheinen, während ich im Innern traurig bin. Um meiner Eltern willen. O diese einzige Täuschung aus Kindesliebe verzeihe mir, du Gott der ewigen Wahrheit!"

„Lieber Hermann, zum Essen!" klang jetzt in seine erregten Gedanken die milde Stimme der Mutter, die schon eine Weile unbeachtet traurig sinnend unter der Thüre gestanden.

„Ja, liebe Mutter, sogleich." Und rasch sprang er auf, und man sah nur noch, wie auf seinem Gesichte der Trübsinn floh und die Heiterkeit folgte, gedankenschnell, wie das Licht auf den Schatten.

Aber der Mutter ernste Züge blieben sich gleich, und sie nahm ihn bei der Hand mit der wehmüthigen Frage: „Und nach mir hast du dich noch gar nicht umgesehen, und bleibst so allein in deinem Zimmer sitzen?"

„Verzeih' mir's, gute Mutter! Nein, das war nicht recht von mir. Aber ich weiß selber nicht, wie ich hier so ins Grübeln kam, oder eigentlich —"

„Mein guter Hermann!“ unterbrach ihn jetzt die Mutter in ihrem gewohnten, wohlthuenden Tone: „Komm, setz' dich noch ein wenig da zu mir her! Es ist gerade noch ein Viertelstündchen Zeit zum Plaudern.“

Und da er sich mit ihr auf dem Kanapee niedergelassen, ergriff sie wiederholt seine Hand und sagte mit überfließendem Mutterherzen: „Sieh', ich bin nur eine einfache, bürgerliche Frau, die außer ihrem natürlichen Hausverstand nur sehr, sehr wenig weiß. Aber ich bin auch deine Mutter, und du bist mein einziges Kind. Und darum glaube mir, so tausendmal mehr du auch gelernt hast als ich, und so tief mein Geist unter dem deinen steht, mein Herz begreift dich doch. Und so weiß ich Alles, was dich jetzt drückt und mißmuthig macht. Ich hab' es schon lange vorher gewußt. Und drum bitt' ich dich jetzt, so herzlich ich nur kann: willst du deinen alten Vater mit deiner inneren Bekümmerniß auch verschonen, weil es ihm an Frieden und Gesundheit schaden könnte, mir, deiner Mutter, verheimliche dein gedrücktes Herz nicht eine einzige Stunde! So wenig, wie zwischen Gott und dir, geb' es zwischen uns beiden ein Geheimniß. Und dein Vertrauen soll dir wahrhaftig vergolten werden. Denn hast du da draußen bei all' deinen Professoren auch gar manche Wissenschaft gelernt, von der ich nichts verstehe, ich, als deine ungelehrte Mutter will dich nun an meinem Herzen eine andere lehren, vielleicht die allerschwerste Wissenschaft, in der ich gar wohl daheim, und du in deinen Jahren noch gar wenig bewandert bist. Und das ist die Wissenschaft von dem Glück eines immer gleich zufriedenen Lebens.“

„Thu' das, liebe Mutter!“ sagte Hermann im Ton ehrfurchtsvoller Bitte. „Aber gibt's diese Wissenschaft?“ klang sein skeptischer Zweifel wieder nach.

„O ja, sie existirt, mein Sohn,“ erwiederte Mutter Rosalie mit feierlicher Betheuerung. „Nun siehe, bin ich auch niemals auf der Universität gewesen, wie kann ich dir's doch so ganz nach-

empfinden, wie es dich jetzt niederdrücken muß, nach all' deiner poetischen Studentenzeit, nach all' deinem schönen geistigen Leben, jetzt in dieser prosaischen, handwerksmäßigen Bureaukratenwelt gleichsam erniedrigt zu werden. Aber glaube deiner einfachen Mutter: das ganze Glück oder Unglück deines Lebens hängt doch nicht daran, sondern da droben im Himmel, und dann da drinnen in deinem Herzen. Das sind die zwei Orte, in denen dein und aller andern Menschen Lebensglück fest begründet wird, immer wechselt, oder ganz zu Grunde geht, je nachdem ein einziges Wort befolgt oder mißachtet wird. Und dieses eine wunderthätige Wort, es heißt: Opfer."

Hermann drückte nach diesen Worten die Hand fest vor seine Augen. Mutter Rosalie zog sie wieder davon weg und schloß voll freudiger Zuversicht: „Lieber Hermann, du hast die Preisaufgabe deiner Professoren am besten gelöst. O versteh' auch jetzt die andere zu lösen, die Gott jedem Menschenleben oft schwerer, oft leichter bis an sein Ende gestellt hat, und auch dem deinigen. Und mag sie dir noch so räthselhaft sein, mit diesem einzigen Wort Opfer hast du den Schlüssel immer in der Hand, das jedes, noch so verworrene Räthsel dir aufklärt. So sei schon jetzt in dieser Wissenschaft ein muthiger Schüler, daß du darin ein unüberwindlicher Meister wirst! Und tausendmal größer, als dein Doctordiplom wird dir dann ein Preis zufallen, der jede Traurigkeit in Freude verwandelt; und das ist der doppelte, unvergängliche Preis eines hier zufriedenen und dort ewig glückseligen Lebens. Jetzt gieb mir einen Kuß im selben Geiste, wie heute Morgen. Und komm her, laß meine Hand über deine feuchten Augen fahren. Sie sind mir das beste Zeichen, wie gut mich dein reines Herz verstanden hat."

„Ich danke dir, Mutter, Gott vergelt' es dir!" Das war Hermanns ganze, aber mehr als alle Worte der Welt sagende Antwort, mit der er ihr die weisen Lippen küßte.

„Ich höre drüben den Vater heraufkommen; komm zum Essen!“ sagte mit dem glücklichsten Gesichte noch Rosalie und sie gingen Hand in Hand hinüber zur Erkerstube.

Wie dann nach dem Essen eine kostbare Flasche Rüdesheimer aufgetragen ward und Vater Stark die drei Kelchgläser mit bedächtiger Hand eingeschenkt hatte, ergriff Hermann das seine zu folgendem Trinkspruche:

„Also, lieber Vater, ich leere dieses erste Glas auf den glücklichen Anfang meiner Praxis, und zwar meiner zweifachen, der auf dem Bezirksamt und der andern, wohl noch etwas wichtigeren — der Praxis des Lebens. Ich trinke diesen Wein den Conscriptionslisten, und wiederum einer doppelten Art: der einen, die ich fortan mit fremden Rekrutennamen auszufüllen habe, und der andern, in der ich heute selber eingeschrieben worden bin, ein conscribirter Soldat im künftigen Streite mit dem Leben. Daß ich es in dieser militärischen Carriere durch herzhaften Muth und Kriegsgenie bis zum Feldmarschall bringe, und aus jeder neuen Schlacht mit dem immergrünen Lorbeer ungetrübten Herzensglückes siegreich heimkehre, darauf trinkt mit mir, liebe, gute Eltern!“

Dem Vater Stark fiel es beim Anhören dieses merkwürdigen Trinkspruches wie ein schwerer Stein vom Herzen. Er stieß mit ihm darum auch so kräftig an, daß vom Rande des geschliffenen Glases das goldene Naß auf das weiße Tischtuch überquoll, und ganz gegen seine Gewohnheit leerte er vor lauter Freude den vollen Inhalt auf einmal aus.

Danach rief er, die Hand seinem Sohne hinüberreichend: „Das war tapfer gesprochen, mein lieber, zukünftiger Feldmarschall!“

Mutter Rosalie hatte nach Frauenart nur genippt, und sah stumm lächelnd auf Vater und Sohn, welch' letzterer ihr so bedeutsam mit den Augen zuwinkte, daß dieser eine Blick ihr wiederholt versicherte, wie er ihre Worte von vorhin zu danken und in seinem Herzen zu benützen wisse.

Und wiederum versah Vater Stark sein und Hermanns Glas mit neuem Weine und er toastirte nun selber: „Mein gelehrter Herr Doctor utriusque juris, Rechtspraktikant, und nebenbei auch mein allerliebster Sohn! Da wir gerade so froh beisammensitzen, fällt mir ein Sprüchlein ein, das ich erst im vorigen Winter auf unserm Advokatentage beim Festdiner zum Besten gegeben habe, und das auch heute beim Beginne deiner juristischen Praxis nicht so ganz übel angebracht sein dürfte. Es hieß nämlich so; ich werde es ja wohl noch fertig kriegen. Also — ja richtig, es kommt mir schon:

„Der edelen Juristerei
Ist jeder von uns zugethan;
Drum blickt der Themis Conterfei
In diesem Saal uns mahnend an.
Die Wage hält die eine Hand,
Die andre trägt ein bloßes Schwert,
Das Aug' verhüllt ein weißes Band,
Ei sagt, was dieses Bild uns lehrt? —
Die Wage mahnt, so denk' ich mir,
Daß Recht und Unrecht erst wir wägen,
Bevor in den Prozessen wir
Uns helfend in das Mittel legen.
Das Schwert, das sagt mir alsogleich:
Wir soll'n das gute Recht verfechten,
Doch mit demselben scharfen Streich
Auch Feinde sein von allem schlechten.
Und dieser Augen Band sagt an,
Daß nebst dem Schwert in jedem Streit
Um unser Herz sei angethan
Das Schild der Unbestechlichkeit.
Drum lebe die Juristerei —"

„Juristerei, Juristerei, hm, hm, zum Guckguck! Jetzt bleib' ich am Ende doch noch stecken. Und das war gerade, was man sagt,

die Pointe. Fatal! Aber halt, jetzt hab' ich es schon wieder. Also — jawohl — so geht's weiter:

„Drum lebe die Juristerei,
Die nur mit also strengem Sinne
Das gut erfundne Recht verficht,
Daß jeder einst von Strafe frei
Den eigenen Prozeß gewinne
Vor Gottes strengem Weltgericht.
Daß einzig in des Urtheils Wage
Herabsink' unser gutes Theil,
Daß auf dem Weg zum ew'gen Heil
Kein flammend Schwert uns rückwärts jage;
Und Gottes Aug' als treuem Knecht
Jedwedem unverhüllet sei!
Hoch lebe die Juristerei,
Und hoch ihr Streit um gutes Recht!"

„Ja, Vater, das soll wahr sein. Hoch der Streit um gutes Recht! — Darauf trink' ich mein Glas aus bis zur Nagelprobe."

Und Hermann stieß stürmisch mit dem Vater an, der vor lauter Glück, mit diesen schon halb vergessenen Versen nun noch nachträglich in seines Sohnes Herzen eine so wohlthätige Wirkung erzielt zu haben, sich's nun auch nicht nehmen ließ, in seinem Glas auch nur den kleinsten Tropfen zurückzulassen. Und von dem überstarken Vierunddreißiger fast ein wenig zu mächtig angeregt, rief er in heiterster Laune:

„Nicht wahr, mein junger Rechtspraktikant, so ganz prosaisch ist doch die Juristerei auch nicht? Man muß sie sich nur ein Bischen poetisch zurecht zu legen wissen. Und warte nur, wenn du nur einmal mitten in sie hineinkommst, da wird sie dir auf deine Verwaltungspraxis vorkommen, wie dieser Vierunddreißiger auf irgend einen wässerigen Landwein. Weißt du, da heißt's scharfen Kopf und strenge Logik; und gar die Eloquenz! Ei

freilich! Wir Advokaten waren ja von jeher das Holz, aus denen man die großen Männer und sogar schon manchen Minister geschnitzt hat. Also immer guten Muthes Conscriptionslisten drauflosgeschrieben! Erst der leichte Wein und dann der Vierunddreißiger. So ist die rechte Ordnung. Wie, was?"

„Ja, lieber Vater, ich gebe dir vollkommen Recht," sagte noch Hermann. Dann klopfte Mutter Rosalie mit dem Messer an ihr Glas, daß Vater und Sohn sie verwundert ansahen; und sie sprach:

„So, nun habt ihr zwei Männer eure Trinksprüche ausgebracht, und nun will ich als Mutter und Hausfrau aber auch was drein reden. Also, Väterchen und Hermann, nur schnell noch einmal die Gläser gefüllt! Der Rest der Flasche reicht gerade für euch hin, denn ich bin mit meinem ersten Glase noch mehr als versorgt."

Und Vater Stark vertheilte den übrigen Wein mit schon etwas unsicherer Hand in zwei Theile und lachte Mutter Rosalie neckend an: „Schau, schau, Mütterchen — Reden halten? 's ist, glaub' ich, das erstemal in deinem ganzen Leben. Nun, ist aber ganz schön von dir. Freue mich darauf. Also losgeschossen! Ha, ha, ha! Wie, was?"

„Nur nicht vorher auslachen, bitt' ich. Wenn ich fertig bin, steht dir's nach Belieben frei. Und aufstehen, ihr Herren! Galant sein, wenn eine Dame spricht!"

„Ei hör' nur, Hermann, die Mutter macht's ganz feierlich. Aber sie hat Recht. Also aufgestanden!"

Und wie die Beiden sich erhoben hatten, begann Frau Rosalie mit jener ungezwungenen sanften Ruhe, die das wohlthuende Erbtheil ihres ganzen Wesens war:

„Da habt ihr zwei Männer nun so eben zweimal auf den Streit euer Glas geleert. Du, lieber Sohn, hast den Streit mit dem Leben hoch leben lassen, und du, guter Vater, den Streit

um gutes Recht. Da ihr nun gar so streitlustig seid, so will ich jetzt als die Frau dieses Hauses gerade das Gegentheil von eurer Streitlust leben lassen — nämlich den Frieden. Und so wünsche ich vor Allem dir, du mein neuconscribirter, tapferer Soldat im Streite mit dem Leben, daß, wenn dich das Schreiben deiner Rekrutenlisten auch noch so kriegerisch stimmt, du jedesmal nur nach geschlossenem Frieden und als glorreicher Feldmarschall in dein friedfertiges Elternhaus heimkehren mögest. Und eben so wünsche ich dir, guter Vater, daß du alle deine Prozesse nur drunten in deiner Kanzleistube und auf dem Tribunal ausfechten mögest, und sich nicht ein einziger zu mir in den ersten Stock herauf verliere. Und damit hab' ich auch mir selber gewünscht, was ich von jeher für das höchste Gut des Lebens gehalten habe: den Frieden in meinem Hause und in unserer Aller Herzen. Also noch einmal, trotz all' eurer Streitlust, rufe jetzt ich, die Frau und Mutter: unser ungetrübter Haus- und Herzensfriede, er lebe hoch, so lange wir selber leben!"

„Ja, Mutter, so soll's sein! Friede, Friede in jedem von uns und unter uns," fiel Hermann mit vollster Innigkeit ein.

Und Vater Stark sagte: „Ei Mütterchen, sieh' einmal an, ganz prächtig geredet! An dir ist ja ein Advokat verloren gegangen!"

Dann stießen sie an, und noch einen helleren Klang als ihre Gläser gaben die drei Herzen, als sie noch einmal alle drei zusammen ausgerufen: „Auf unsern Frieden!"

Eine Stunde darauf stand unser Held wieder in des Oberschreibers dumpfiger Stube, und schnitt die Conscriptionslisten der Gemeinde Bellheim auseinander. Aber jetzt mit so heiterm Geiste, als ob er in den sonnigsten Regionen der Wissenschaft schweifte. Uebte er sein Herz jetzt doch ein in der ihm von der treuen Mutter gelehrten, allerschwierigsten Wissenschaft von dem Glück eines immer gleich zufriedenen Lebens!

III.

Die Dorothee und ihr Märchen vom Königssohn.

1.

Gute, alte, ehrliche Dorothee, da hab' ich nun schon ein ganzes Kapitel von deinem heimgekehrten „Hermännle“ erzählt und dein Name ist mir dabei nicht einmal über die Lippen gekommen, als ob du gar niemals da gewesen wärest.

O ich sehe dich leibhaftig in deinem Bette vor mir aufsitzen. Dein runzeliges Gesicht schaut mich mürrisch an und mit deiner grundehrlichen, aber nicht gerade melodischen Stimme hör' ich dich zu mir sagen:

„So, weil ich nun mit meinen fünfundsiebzig Jahren zu gar nichts mehr nütz so daliege, werd' ich von dir jetzt vergessen, wie ein altes, zerbrochenes Stück Hausrath, das in der Rumpelkammer liegt? Ist das auch recht? Und muß die böse Welt nicht am Ende glauben, meine Herrschaft lasse mich nun gerade so vergessen daliegen, und mein Hermännle sei unter den Studenten draußen so stolz geworden, daß er sein altes Dorthele auf ihrem Schmerzenslager gar nimmer kennen wolle? Sieh', das thut mir noch am allerwehsten.“

So höre ich dich mir Vorwürfe machen. Aber beruhige dich, alte Dorothee! Siehe, da steh' ich ja schon vor deinem Bett im

Hinterstübchen. Alles will ich nachträglich erzählen. Und jetzt geh' ich auch nimmer von dir fort, bis ich dir dein treues Auge kann zudrücken helfen, und die letzte Schaufel Erde auf dein ehrenreiches Grab mithinunterwerfen darf.

Soll ich Angst davor haben, daß man mir nur mit halbem Ohre zuhört, weil ich jetzt von einer armen, gichtbrüchigen Magd erzähle? Gibt es doch noch milde, verständige Menschen genug im Edelsitze wie im Bürgerhause, die auch an dieses Magdbett mir gerne folgen. Denn wie lange wird es noch in unsern Städten währen, und solch' ehrwürdige Hausinventarstücke sind aus einer zu Grabe gegangenen Culturperiode in das Reich der Alterthümer verwiesen. Dann erzählt man unsern Enkeln von einer Magd mit vierzig treuen Dienstjahren in einem und demselben Hause, wie jetzt von wohlthätigen Feen in unsern alten Kindermärchen.

Weißt du's noch, lieber Begleiter, wie du die Dorothee zum letztenmale in der Erkerstube sahst, als die glückliche Botschaft von Hermanns Examen eingetroffen war und sie sich dann mit dem heiligen Augustin und der Mutter Monica so arg verschnappt hatte? Da verließ sie schon diesen ganzen Tag nicht mehr ihr Hinterstübchen. Auch des Abends kam sie nicht zum Spinnen herüber. Als aber Vater Stark und Mutter Rosalie dann nach ihr sahen, gab sie ihnen nicht um alle Welt zu, daß sie besonders arge Schmerzen habe, so wenig sie fünf Tage zuvor sich anmerken ließ, was ihr das Knieen und Aufstehen in ihrer Augustinusmesse für eine Ueberwindung gekostet, so daß sie an ihrem Rosenkranze den freuden- und schmerzenreichen Theil völlig durcheinandergebracht hatte.

Wie Vater und Mutter Stark nun am andern Tage wie immer Morgens sieben Uhr in das Erkerzimmer traten, da standen die Tassen noch nicht auf dem Tische; sogar das rothe Kaffeetuch fehlte noch. Und das besorgte die Dorothee sonst doch so regel-

mäßig, und sie hatte sich dieses Geschäft ausdrücklich bei ihrer Pensionirung vorbehalten gehabt.

So war auch Vater Starks erstes Wort: „Ja, was ist denn das? Da stehen ja noch nicht einmal die Tassen auf dem Tische. Da muß die Dorothee ernstlich krank sein."

„Ja, mir kommt's auch so vor," bekräftigte ihn Frau Rosalie in dieser Meinung, „denn Verschlafen ist doch ihre Gewohnheit sonst gar nicht. Da wollen wir doch sogleich nach ihr sehen."

„Gewiß, liebe Frau, augenblicklich," fiel der Doctor schon ängstlicher ein. „Sie muß sogar sehr krank sein, wenn sie einmal liegen bleibt."

Und die zwei guten Leute eilten voll Besorgniß in das Hinterstübchen.

Als sie eintraten, streckte ihnen die Dorothee mit Mühe noch die linke Hand entgegen, während die rechte dick geschwollen auf der Decke lag. Dabei richtete sie sich mit Anstrengung ein wenig auf und grüßte mit schmerzlichem Lächeln, aber ganz kleinlauter Stimme:

„Ach, guten Morgen Herr Doctor und Frau Doctorin! Ja, da sehen Sie nur her, wie mich der böse Fluß heute Nacht zusammengerissen hat. Ach wie dank' ich Ihnen, daß Sie jetzt zu mir kommen. Nun wird es mir sogleich wieder wohler sein."

„Arme Dorothee!" sagte im Tone herzlichsten Mitleids Vater Stark, da er ihre noch gesunde Hand leicht in die seinige nahm. „Muß sie so viel Schmerzen ausstehen! Und nun hat sie gestern noch zwei volle Stunden für unsern Hermann in der Kirche gekniet. O das hat ihr gewiß ein rechtes Opfer gekostet, und ist sicherlich die einzige Schuld, daß sie nun so elend daliegen muß."

„Gott bewahre, guter Herr Doctor, von der Kirche kommt's nicht," suchte die Dorothee ihm auszureden. „Und ist mir auch nur das Hinknieen und Aufstehen ein wenig hart angekommen, aber sonst hab' ich gar nichts gespürt vor lauter herzlichem Beten."

Auch Mutter Rosalie blickte ihr wie der leibhaftige Trost in das Gesicht: „Nun hab' sie eben in Gottes Namen Geduld! Da will ich aber sogleich nach meinem Bruder schicken. Lieber Gott, muß sie so entsetzlich leiden!“ Und sie strich ihr die weißen Haare aus der Stirne.

„Ach nein, Frau Doctorin,“ bat die Dorothee, sich wieder ein wenig aufrichtend. „Nicht den Herrn Onkel Philipp holen lassen! Nein, ich habe mir's die ganze Nacht schon so überlegt. Lassen Sie mich doch lieber sogleich ins Spital bringen. Das ist das Allerbeste. Lieber Himmel! wo kämen Sie sonst mit mir hin? Denn die Last mit mir wird alle Tage größer, und ich bin schon selber so vernünftig und habe Sie alle so lieb, daß ich das gar nicht anders haben will. Und ich weiß ja, wenn ich auch im Spitale liege, die alte Dorothee bleib' ich Ihnen doch. Und nicht wahr, dann sehen Sie sich schon dann und wann nach mir um, und der Hermann auch, und erzählen mir eben, wie's daheim geht.“

Danach war sie erschöpft in ihr Kissen zurückgesunken und zwei dicke Tropfen rannen über ihre pergamentartigen Wangen.

Vater Stark erwiederte nichts als das Eine: „Gute Dorothee, es wird schon Alles recht werden, gerade so, wie's unserm Herrgott recht ist.“

Frau Rosalie flüsterte ihr beim Hinausgehen zu: „Sei sie nur ganz ruhig, Dorothee! Sie ist ja noch bei uns.“

Wie das Ehepaar dann beim Kaffee saß, sagte Vater Stark: „Aber nicht wahr, liebste Frau, wir geben die Dorothee doch nicht weg, weil sie nun krank und elend ist. Jetzt behalten wir sie erst doppelt gern bei uns.“

„Gewiß, guter Mann, ich müßte mich ja Sünde fürchten, wenn ich anders dächte,“ erwiederte Rosalie, der das Mitleid noch in den Augen glänzte: „Nein, wir geben sie nicht her. Wir zahlen ihr jetzt heim, was sie an unserm Hermann all' die langen

Jahre selber gethan hat. Und weißt du noch, wie er uns im Nervenfieber dalag und sie so dagegen eiferte, daß Niemand zur Wart aus dem Spitale hereinkomme?"

„O freilich weiß ich's noch. Und wie wir ihr dann versprochen haben, daß sie einmal, wenn sie selber krank und elend werde, auch nicht ins Spital hinauskomme! Ach, ist das doch der Himmel auf Erden, wenn Mann und Frau so einig sind, auch in den geheimsten Gedanken."

Danach drückte er ihr innig die Hand: „Ich weiß nicht, thu' ich unserer neuen Zeit Unrecht oder nicht, aber es kommt mir oft so vor: es wird jetzt gar so viel öffentlich versprochen und geschwätzt und so wenig im Stillen gehalten und gethan. Nicht wahr, gute Frau, wir zwei wollen nicht zu den neuen Schwätzern gehören, sondern was wir einmal versprochen haben, das wollen wir nun auch halten und kein Mensch soll uns davon abbringen können."

„Ja, guter Christoph, so machen wir's mit der Dorothee, und wollen uns an Niemand kehren als an unser eigenes Herz. Das geht immer den sichersten Weg." —

So sanft wie diese klare Herzenswelle der beiden Eheleute glitt nun freilich der Redefluß der weiteren Berathung nicht hin, als eine Stunde darauf Rosaliens Bruder, der Gerichtsarzt Philipp Ritter, von der Besichtigung der Dorothee wieder in die Erkerstube herüber gekommen war.

Mit breitschulteriger Plumpheit und weit ausgespreizten Beinen hatte er sich auf das Kanapee hingeworfen, während Vater Stark sichtlich gedrückt sich auf den nächst stehenden Stuhl bedächtig niederließ. Mutter Rosalie blieb vor der Hand noch zuwartend in der Erkernische stehen und blickte mit dem Ausdrucke stiller Besorgniß zu den beiden Männern hinüber.

Sonderbar, wie es oft im Leben leider so geht zwischen den nächsten Verwandten, daß sie sich innerlich ferner stehen, wie die

anfangs sich fremdesten Menschen, während diese dann oft sich verwandt werden in den Geistern und Herzen, wie kein Blut von einem und demselben Elternpaar inniger verschwistern kann.

So hätte auch jeder in der Physiognomik nur einigermaßen kundige Beschauer es schon auf den ersten Blick herausfühlen müssen, daß der Gerichtsarzt in die Herzensharmonie von Schwester und Schwager jetzt nur wie ein rauher Mißton hineinplatzen werde. Dieses rothe Gesicht mit den dicken Lippen und herausgetriebenen Augen schien der leibhaftige Protest zu sein gegen alle geistige Verwandtschaft mit der unendlichen Herzensgüte, die aus den milden, warmen Zügen des Starkschen Ehepaares Jedermann mit so glaubwürdiger Menschlichkeit ansprach.

Du begreifst nun wohl auch die peinliche Stimmung, in der Vater Stark diese Familienconferenz in möglichst sanftem Ton eröffnete:

„Nun, was meinst du, mein lieber, guter Schwager? Nicht wahr, die Dorothee ist recht krank? Wir müssen sie eben recht sorgsam pflegen. Und du willst uns mit deinem ärztlichen Rath auch gewiß recht brüderlich darin beistehen! Nicht wahr, bester Philipp?"

„Ja, sag' einmal," brauste trotz dieser sammetzarten Anrede der „beste Philipp" auf seinem Kanapee heraus und spreizte die Beine noch weiter auseinander, „du wirst doch nicht gar daran denken, diese Person im Hause zu behalten? Die muß ins Spital! Punctum!"

„Wie, was? — Spi — Spital? Punctum —?" stotterte Vater Stark heraus. „O nein, mein lieber Schwager. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich dir widersprechen muß. Aber nimm mir's nicht übel, mein guter, lieber Philipp! die Dorothee bleibt bei uns."

Nach diesem tapfern Schlußsatze athmete er voll stolzer Befriedigung tief auf und dachte bei sich: „Gott sei Lob und Dank! Es ist heraus. Nun kann's losgehen."

„So? — Bei euch bleibt sie?“ äffte der Gerichtsarzt nach. „Aber wie du nur von was reden kannst, wovon du gar keinen Begriff hast! Weißt du denn, daß diese Person mit ihrem kerngesunden Herzen euch noch Jahre lang so daliegen kann? Und eine solche unerträgliche Last wollt ihr euch aufhalsen? Und auch du hast am Ende diese thörichte Ansicht?“ — warf er über seine breite Schulter der Frau Rosalie am Erker hinüber: „Schwester, du auch?“

Da diese dann eben so gelassen wie bestimmt erwiederte: „Ja, lieber Bruder, ich auch,“ so fertigte er sie mit wegwerfendem Lachen ab: „Nun, dich wenigstens hätte ich für gescheidter gehalten.“

„Das beruht auf Ansichten, lieber Philipp!“ war Alles, was Frau Rosalie, und noch dazu in sehr sanftem Tone, erwiederte.

Vater Stark indessen erhob sich jetzt energisch von seinem Stuhl und ließ seinem so schnöd beleidigten Hausherrnbewußtsein ungehemmten Lauf, ohne dabei jedoch seiner angebornen Höflichkeit völlig untreu zu werden.

„Mein lieber Schwager — du wirst entschuldigen, — aber diese tyrannische Sprache in meinem Hause — verzeihe mir — ich liebe gewiß den Familienfrieden über Alles — indessen — wie, was? — ich bin nun gerade netto achtundvierzig Jahre absolvirter Jurist, aber mein Lebtag hab' ich noch nicht gehört, daß man mit nächstens einundsiebzig Jahren und fünf kerngesunden Sinnen noch einen Vormund nöthig hat. Darum nimm mir's nicht übel, — mein lieber, guter Schwager, so mir nichts, dir nichts in meinem Hause zu commandiren und mir und vor Allem deiner guten Schwester solche Grobheiten an den Kopf zu werfen, — bitte tausendmal um Entschuldigung, — aber das leid' ich ein für allemal nicht. Und mit deiner gütigsten Erlaubniß: bloß wir zwei haben hier zu befehlen, ob du es nun für gescheidt hältst oder dumm — ganz einerlei. Und deßwegen, daß du's nur weißt,

— die Dorothee bleibt bei uns. Jawohl! Und keinen Tag eher kommt sie aus meinem Hause, als auf dem Todtenwagen direct hinaus auf den Gottesacker. Und jetzt sag' ich: Punctum. Ich, der Herr dieses Hauses. Wie, was?" —

Darauf ging er, über seine noch nie dagewesene Zurechtweisung dieses ungeschlachten Gegners noch selber ganz verblüfft, ein paarmal mit großen Schritten in der Erkerstube auf und nieder.

Ganz das Gleiche that nun auch im Querschritte der Schwager und replicirte dabei noch ganz mit der vorigen Feinheit:

„O, so behalt' sie nur, diese alte, grobe Person! Ich nehme sie dir gewiß nicht ab. Gott bewahre mich davor! Und ihr geschieht ja eine ungeheure Wohlthat damit, wenn ihr sie behaltet. Ja freilich, bei euch hat sie ja eine dumpfe Kammer auf der Winterseite, und im Spital nur einen großen, luftigen Saal mit Morgen- und Mittagssonne. Bei euch wird sie ja gehoben und getragen, daß Gott erbarm', und kann sich ganz prächtig mit sich selber unterhalten. O, gebt nur Acht, die Dorothee wird euch in Zukunft ganz ungeheuer dankbar dafür sein, daß ihr sie daheim behaltet. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ja wartet nur, ihr zwei mitsammt der Dorothee werdet euch noch aus diesem Himmelreich ins Spital hinaussehnen, wie eine arme Seele aus dem Fegfeuer. Doch ich kann's ja abwarten. Oder vielmehr auch nicht. Denn ich muß euch schon bitten, daß ihr euch für diese Person und euren Eigensinn einen andern Arzt nehmt, wenn ich nicht das ganze Spital und mich dazu, als seinen Vorstand, vor der Stadt lächerlich machen will. Ihr habt mich zum letztenmal in eurem Hause gesehen. Und damit guten Morgen!"

Hierauf griff er unmuthig nach Hut und Stock. Aber Mutter Rosalie, die bisher wie ein besonnener Secundant ihres Mannes auf der Hut gestanden, hielt nun ihren Augenblick gekommen und energisch trat sie dem Gerichtsarzt in den Weg:

„Nein Bruder, nicht um Alles lass' ich dich so im Zorne von uns fortgehen. Sag', soll jetzt die ganze Stadt über uns und dich klatschen und streiten? Bedenk', du bist der Hausarzt von gar vielen Familien, die am Ende gerade so denken wie wir, und was könnte solch' ein Geschwätze deiner Praxis schaden? Drum darf diese Sache mit der Dorothee nur zwischen unsern vier Wänden und niemals auf der Gasse oder in den Kaffeekränzchen verhandelt werden."

Danach führte sie ihn am Arme zum Kanapee zurück, worauf er sich ohne merkliches Widerstreben niederließ, wenn auch sein Gesicht die peinlichste Ueberwindung affectirte. „Komm! lieber Bruder, nur noch einmal fünf Minuten setz' dich ruhig nieder und höre nun auch mich an!"

Die Appellation an den Schaden, den ein stadtkundiger Streit wegen der Dorothee seiner Praxis zufügen könnte, wirkte zu sehr wie ein niederschlagendes Pulver auf sein aufbrausendes Temperament, als daß ihm dieses Zurückhalten von Seite seiner Schwester nicht doch zuletzt höchst gelegen gekommen wäre.

„Nun also, es ist recht, dir zu Liebe, Rosalie, setz' ich mich noch einmal. Dich will ich meinethalben anhören. Aber mit deinem Manne da ist kein vernünftiges Wort zu reden, so kommt er gleich außer sich vor lauter Streitsucht und Grobheit."

„Ach, du lieber Gott!" rief Vater Stark, da er lachend die Hände zusammenschlug. „Nun soll ich gar noch streitsüchtig und grob sein! Aber ich weiß schon, so geht's auf der Welt. Der friedlichste Mensch, der sich hundertmal mit Lammesgeduld Alles gefallen läßt und dann nur ein einzigesmal aus reiner Nothwehr sich vertheidigt, den schilt man dann gleich einen groben Händelsucher. Und der wirkliche Grobian, der darf nur ein einzigesmal ein Bischen minder grob sein, dann schreit gleich alle Welt ganz entzückt: nein, was der Mensch doch zum Verwundern höflich sein kann! — O ich kenne das längst. Doch weißt

du, lieber Schwager, ich hab' in meinem Gedächtniß eine große, finstere Rumpelkammer. Da hinein werf' ich alles nichtsnutzige Zeug, was mein Herz vergessen soll. Und da drinnen liegt auch bereits dein so freundliches Benehmen von vorhin. Also von mir aus ist Alles vergessen. Und nun laß dich von meiner guten Frau eines Besseren belehren! Ich will dabei nicht im mindesten incommodiren. Wie, was?"

Damit ging er aus der Erkerstube in das anstoßende Seitenzimmer.

„Nun hörst du Schwester, das soll nun nicht wieder grob gewesen sein!" rief ihm der Gerichtsarzt nach.

„Ja, bester Schwager, diesmal schon," replicirte Vater Stark, indem er nochmals den Kopf zur Thüre hereinstreckte, „damit du doch siehst, daß ich wenigstens grob sein könnte, wenn ich's überhaupt für anständig und christlich hielte. Und somit guten Morgen, Herr Schwager!"

Mit diesen Worten zog er sanft die Thür des Nebenzimmers hinter sich zu.

„Lieber Bruder, sei ihm nicht böse, denn er will ja kein Kind auf der Straße beleidigen, wie viel weniger dich," besänftigte Frau Rosalie noch obendrein. „Und so bitt' ich dich recht herzlich, laß uns eben mit der Dorothee nun machen, was unser Herz uns sagt. Siehe, lieber Bruder, wir beide halten dich gewiß für einen grundgescheidten Mann, viel gescheidter als uns selber. Aber es gibt eben doch im Leben Fragen, bei denen viel mehr, als aller Verstand, nur das gute Herz mitreden darf, wenn anders auch unser Herrgott auf die Beantwortung seine himmlische Gutheißung schreiben soll. Und wollte man bei jedem Werke christlicher Liebe immer nur den eigennützigen Verstand zu Rathe ziehen, so dürfte man zuletzt die ganze Barmherzigkeit auf den Kirchhof hinaustragen und die hartherzige Selbstsucht ginge mit trockenen Augen hintendrein. — Und nun bedenk' einmal,

lieber Bruder: die Dorothee ist nun über volle vierzig Jahre in unserm Hause und so mit unserm und Hermanns Leben in Freud und Leid verwachsen, daß wir's eben gar nicht anders wissen, als daß sie zur Familie gehört, so gut wie Eines von uns. Und so eine alte Magd im Hause, die den Eltern einst das einzige Kind großziehen half und an der jetzt der erwachsene Sohn mit so rührender Liebe hängt, wie an einem leibhaftigen Stück seiner Kinderzeit, siehe, die kommt mir vor, wie draußen einst der Ephen an der Stadtmauer. Als man den gewaltsam herausreißen wollte, da fiel auch aller Mörtel mit herunter, und die ganze Mauer sah nicht mehr zum Kennen aus, so öd und zerrissen. Drum laß auch in unser Haus nun keinen Riß und keine Oede kommen und laß uns die alte Dorothee darin behalten, die zum Hause gehört, wie einst der Epheu zu seiner Mauer. Hilf auch du uns jetzt, ihr all' die treue Pflege zu vergelten, die sie selber einst unserm Hermann in so unerschöpflichem Maße bewiesen. Denke nur an jenes schreckliche Nervenfieber! Und meinst du, wir hätten zu dieser Pflege nicht die Kraft — nun, in Gottes Namen, so wollen wir wenigstens den Versuch dazu machen und das Weitere dann dem lieben Gott anheimstellen. Aber vor einem Fegfeuer mit der Dorothee hab' ich nicht die mindeste Angst, besonders wenn ich daran denke, daß wir uns ein Stück Himmel damit verdienen können. Komm! lieber Bruder, so gieb auch du mir jetzt in Frieden die Hand! Und nicht wahr, dein verändertes Gesicht sagt mir's ja, jetzt hast du mich ganz und gar verstanden und bist auch dem guten Christoph nicht mehr böse?"

„Nun, wenn Ihr's durchaus so haben wollt," entgegnete der Gerichtsarzt, wenn auch etwas verlegen; „in Gottes Namen! An mir soll's dann gerade nicht fehlen. Ich hab' es ja nur gut für euch gemeint, wie für die Dorothee, weil ich noch jetzt der Meinung bin, daß es im Spital doch hundertmal besser für sie

sei. Also gut, lassen wir es dabei! Ich werde morgen schon wieder nachsehen."

„Gottlob, lieber Philipp, Gottlob!" rief jetzt Vater Stark zur Thüre herein, während er bei der ganzen Rede Rosaliens vorsichtig gelauscht hatte. Und nun trat er völlig heraus und fuhr im sanftesten Tone fort, während er sogar ganz vertraulich seine Hand auf des Doctors breite Schulter legte, was fast noch nie geschehen war.

„Und weißt du, lieber Schwager, was die gute Luft in deinem Spitale betrifft, so denk' ich mir eben doch, daß wenn ich mit Rosalie und später dann auch mit Hermann recht oft zur Dorothee in ihr Hinterstübchen komme, daß ihr die Luft darin dann doch viel wohler thut, als die allerreinste Spitalluft; und daß sie von dem Blick unserer Augen auf ihrer Winterseite doch viel mehr warmes Licht zu schauen bekommt, als im Spital mit seiner Morgen= und Mittagssonne; und daß ihr endlich ein einziges Wort von uns beiden und von Hermann hundertmal mehr werth ist, als alles Geschwätz von den Kranken im Spitale. Darum sei wegen der Dorothee nur ganz unbekümmert! Wir werden sie schon auch heben und tragen, ihr die Zeit verkürzen und für Wärme und Licht zu sorgen wissen. Und so gieb auch du zur Versöhnung mir jetzt die Hand und ruf' mit mir aus: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede allen Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

„Amen! guter Mann und lieber Bruder," schloß Mutter Rosalie diesen so harten und dann so siegreich beendigten Kampf echt christlicher Barmherzigkeit.

Wie Vater Stark an jenem Abend aus dem Hinterstübchen der Dorothee, die sich vor lauter Dank und Freude die alten Augen ganz roth geweint hatte, in sein Schlafzimmer hinübergging und zum sternenklaren Herbsthimmel noch einen andächtigen Blick hinaufthat, sagte er zu Mutter Rosalie: „Täusche ich mich,

oder ist es wirklich so, aber ich meine, so klar wie heute Nacht hätte ich die Sterne noch gar selten funkeln sehen."

„O, geradeso kommt's auch mir vor, lieber Mann, und das kommt Alles daher, denk' ich mir," sagte Rosalie, „weil die Dorothee heute Nacht bei uns liegt und nicht im Spital. Sonst hätte ich wohl gar keinen rechten Muth gehabt, zu den Sternen heute nur aufzublicken."

* * *

Und was der sechs Tage darauf heimgekehrte Sohn dieses Hauses wegen der Dorothee wohl gesagt hätte?

O, kaum aus dem Wagen war er gesprungen und küssend am Halse der Eltern gehangen, da war seine erste Frage, als er verwundert um sich blickend die Dorothee nicht beim Willkomm sah: „Ja, aber wo ist denn die Dorothee? Ist sie am Ende krank?"

Als dann Vater und Mutter abwechselnd ihm Alles erzählten von jenem Morgen in der Kirche, darin die Dorothee für sein Examen unter solchen Schmerzen gebetet, bis zu jenem andern fünften Tage darauf, da sie nicht mehr hatte aufstehen können, und wie sie dann beschlossen hätten, sie bis an ihr seliges Ende im Hause zu behalten; wahrhaftig, ich gäbe was darum, wenn du es leibhaftig hättest mitansehen können, wie Hermann den Eltern noch einmal um den Hals fiel und gar nicht genug Worte des Lobes und Dankes zu finden vermochte.

„O ihr lieben, guten Eltern, wie habt ihr tausendmal Recht gethan und so ganz nach meinem Herzen! Weiß Gott, wenn ich jetzt noch so freudig heimgekommen wäre und hätte die Dorothee im Spital aufsuchen müssen, o nehmt mir's nicht übel, daß ich es gerade so heraussage, aber dieser Gang ins Spital hätte von meiner ganzen ersten Freude der Heimkehr den Duft abgestreift. Gott, ihr wißt ja, wie unendlich lieb ich euch habe und

neben so herzguten Eltern kann ja kein Mensch in meinem Herzen einen Platz haben. Aber dicht hinter euch, und sogar noch weit vor der ganzen Verwandtschaft, kommt sogleich meine alte, treue Dorothee. Ihr wißt ja gewiß, wie ich's meine."

„Gewiß verstehen wir dich, guter Sohn!" fiel zuerst die Mutter freudig ein. „Gerade so haben wir gehofft, daß du reden werdest. Und daß du noch so kindlich treu an deiner alten Kindsmagd hängst, das sagt uns mehr als Alles, wie lieb du auch uns noch hast und wie so unverdorbenen Herzens du zu uns heimgekehrt bist."

„Gewiß, gute Mutter, so ist es auch!" bestätigte mit verklärtem Blicke der Vater. „Wir dürfen ihm ja nur in die klaren Augen sehen, so wissen wir Alles. Nun aber kommt auch gleich zur Dorothee. Die wird vor lauter Ungeduld gar nicht mehr wissen, wie sie nur liegen soll.

Ich überlasse deiner eigenen Phantasie, lieber Begleiter, dieses erste Wiedersehen Hermanns und der Dorothee in Gegenwart der Eltern dir auszumalen und will lieber in später Nachtstunde die zwei dich wieder belauschen lassen, da er ganz allein bei ihr am Bette saß.

Da sagte sie ganz schüchtern zu ihm:

„Ach lieb's, gut's Hermännle, jetzt wird sich's aber wohl nicht mehr recht schicken, daß ich Du zu dir sagen darf. Jetzt werd' ich wohl mit Sie und Herr Doctor dich tituliren müssen. Es wird mir freilich anfangs ein Bischen schwer ankommen, aber gelt, ich brauch' es doch nur vor andern Leuten zu thun?"

„Ei was nicht gar Dorthele! Du — Sie oder Herr Doctor zu mir sagen! Das wäre mir ein schöner, dummer Hochmuth, wenn ich das je zugeben wollte. Nein, für dich bleib' ich allezeit nur dein Hermännle und du mein altes Dorthele. Und vor aller Welt muß du mich dutzen, so lange du nur ein Wort mit mir

reden kannst. Und wart' nur, Dorthele, jetzt ist die Reihe an mich gekommen. Nun sollst du sehen, wie ich dir nichts, aber auch gar nichts vergessen habe, keinen geflickten Riß und keinen ausgeputzten Flecken, und auch jenen zuckerigen Pfannenkuchen nicht. Weißt du's noch, Dorthele? Und dann gar, wie du mich einst selber gepflegt und bei mir gewacht und wie du erst noch vor acht Tagen mit deinem bösen Beine für mich auf der harten Kirchenbank gekniet hast! O wart' nur, jetzt ist die Reihe an mich gekommen und jetzt mach' ich deinen Krankenwärter, so gut es eben so ein unmedicinischer, neugebackener Doctor versteht."

„Ach Hermännle, das ist viel zu viel, das verdien' ich gar nicht. Aber der ganze Himmel hat jetzt seine Freude darüber, da er dich so zu mir reden hört," rief die Dorothee in Thränen, worauf Hermann sich vorsichtig über ihren gichtkranken Leib beugte und ihr einen Kuß auf die welke Wange drückte.

So lag nun unsere alte Dorothee einen Tag wie den andern auf ihrem schmerzenreichen Krankenlager. Manche Woche ging's ihr besser, manche schlechter. Aber aus dem Bette kam sie keine ganze Stunde mehr. Nur dann und wann konnte sie mit Mühe auf den Großvaterstuhl herausgehoben werden, um ihren kranken Gliedern das Bett zu weicher Lagerstätte aufs Neue herzurichten.

Vater Stark ging keinen Morgen in sein Studirzimmer, keinen Mittag zum Essen und legte sich nie zu Bette, bevor er sich nicht nach der Dorothee umgesehen, und ein paar tröstende Worte mit ihr geredet hatte. Dieser regelmäßige Gang zu ihr war ein neuer Paragraph in seiner pedantischen Tageseintheilung geworden. Und soll ich dir auch noch von Mutter Rosalie ausdrücklich erzählen, mit welcher nie ermüdenden Sorge sie der alten Magd ihr mühseliges Alter erleichterte? Jeden Morgen brachte sie ihr den Kaffee, jeden Mittag und Abend die Krankensuppe mit eigener Hand. Und als die gichtkranken Finger bei

diesen einfachen Mahlzeiten zuletzt völlig versagten, da verrichtete die christliche Herrin an der vormaligen Kindswärterin genau denselben Dienst, den diese selber einst vor vielen Jahren an dem nun zum Manne gewordenen, einst hilflosen Kinde verwaltet hatte.

Hermann that aber an seiner Dorothee im Stillen noch viel, viel mehr, als Vater und Mutter und als beide nur zu ahnen vermochten. Denn von den meisten Opfern, die er besonders des Nachts ihr brachte, redete er am Tage selten ein Wort.

Erst von der Sorge um sie, dann später durch die Gewohnheit geweckt, ging er Nacht für Nacht an ihr Hinterstübchen und horchte, ob sie wohl ruhig schlafe oder nicht. Aber wie oft ward er dann von ihren stillen Seufzern an der Thüre zurückgehalten! Dann trat er ein, setzte sich gar manche Stunde an ihr Bett, rückte ihr die Kissen zurecht und hob und legte sie wieder. Und er sprach mit ihr zerstreuend und erheiternd, oder las ihr vor aus ihrem jetzigen Lieblingsbuche, der Legende der Heiligen, aus deren geopfertem Martyrblut ihr Trost und Ergebung sproßte im Opfer der eigenen Schmerzen. So zahlte unser edler, dankbarer, junger Freund seiner alten Magd den goldenen Schatz all' der Ammenmärchen heim, die dereinst von ihren eigenen Lippen wie aus einem Zauberbronnen in sein Kinderherz geträufelt waren.

Und ihm geschah an diesem Magdbette so wohl in solch' einsamen, nächtlichen Stunden.

2.

Ich sah vor Jahren einmal in einem Thiergarten einen Königsadler, den ich noch heute so leibhaftig vor mir habe, als sei es erst gestern gewesen. In scheinbar gleichgiltiger Behaglichkeit saß er mit schlaffen Flügeln auf der Stange seines Drahtgitters und schaute täuschend ruhigen Auges mich an. Wie ich einige Schritte weggegangen war, blickte ich nochmals um, ohne

daß er selber mich sah. Und wie er sich so ganz allein glaubte, da reckte er plötzlich den Kopf in die Höhe, sein Auge funkelte düsteren Glanzes; mit ausgespreizten Flügeln schlug er auf und nieder und ein langgezogener, schmerzlicher Schrei entfuhr seiner Brust. Das ist wohl der Augenblick gewesen, wo er jählings aus traumähnlichem Hinbrüten aufgefahren, seiner niedrigen Gefangenschaft sich wieder bewußt worden ist und sein Heimweh hinausgeschrieen nach den sonnenumglänzten Schneegipfeln, die er einst mit freiem Fittig und königlichem Stolz umkreiste. Wie ich dann zu demselben Adlergitter zurückkehrte, da sah mich sein Gefangener wieder so ruhig und leidlos an, wie das erstemal, als ob das unendliche Himmelsblau über seinem durchsichtigen Käfig ihm eine sehnsuchtslose Fremde sei, und dieser enge Zwinger von jeher seine gewohnte Heimath.

Daß ich bei unserm jungen Helden doch immer an diesen Königsadler zurückdenken muß, und sein damaliger Aufschrei mir in den Ohren klingt!

Denn geradeso, mit derselben täuschenden Ruhe, wie jener eingesperrte König der Lüfte, saß nun auch schon wochenlang unser Rechtspraktikant vor dem vergitterten Fenster in des Assessors gleich dumpfiger Amtsstube, und füllte in den Conscriptionslisten eine Rubrik nach der andern aus mit Familien- und Taufnamen der rustikalischen Jünglinge, sammt Confession, Eltern und Grundvermögen, welch' interessante Data der Assessor, am Pulte stehend, aus den schon längst von Hermann kunstgerecht zerschnittenen Streifen in stets neu anregendem Dictando ihnen beiden herunterlas. Ihnen beiden? — So war wohl noch ein anderer Rechtspraktikant Hermanns Gehilfe bei dieser geistreichen Arbeit? Leider nicht. Denn die höchst unleserliche Schrift seiner drei Collegen hatte sie von diesem Frohndienste glücklich befreit. Also war wohl ohne Zweifel der Herr Oberschreiber der Dritte im Bunde? — Gott bewahre! Wie hätte dieser seine wichtige Stellung so tief

erniedrigen lassen? Aber unter den drei niedrigst besoldeten Kopisten war doch wenigstens ein alter Schulkamerad Hermanns zu seinem gedankenlosen Mitarbeiter ausersehen worden. Und unser gelehrter Doctor beider Rechte hatte um so günstigere Gelegenheit, tagtäglich aufs Neue in der mütterlichen Wissenschaft von einem zufriedenen Leben die gründlichsten Vorstudien über das Opfer anzustellen, als dieser sein derzeitiger Schreibercollege einst in einer und derselben Klasse der Lateinschule mit ihm gesessen, dann aber wegen auffallenden Mangels an Talent den Lehrling der klassischen Wissenschaften mit gleicher Stellung in einer Barbierstube vertauscht, aber zuletzt aus lauter Unmuth über seine verfehlte Beamtencarriere sich doch wieder zu einer bureaukratischen Stellung, wenn auch nur zu der eines Tagschreibers, aufgeschwungen hatte.

O wie klang's da wie ein frischer Nachhall seiner romantischen Knabenträume unserm Helden ins Herz, wenn der einstige „Seilerstoffel," der ihm, dem einstigen Kaiserjäger im Tannengarten, den Flachs zu seinem rothen Barte geliefert, dieweil er es selber nie höher als zu einem Spürhund oder Eber gebracht, wenn dieser ihn jetzt noch mit dem alten, vertraulichen „Du" begrüßte! Der frühere Badergehilfe den nunmehrigen Doctor juris, und nun an einem und demselben geisttödtenden Schreiberjoche mit ihm zusammengespannt!

Mußt du jetzt nicht selber an jenen Adler zurückdenken, und glaubst du's wohl, daß auch dieser gefangene Geist in der vergitterten Schreiberstube gar oft aus wundem Herzen sein Heimweh hinausgeschrieen nach jenen sonnenumglänzten Gipfeln idealer Wissenschaft und Träumerei, die er noch vor wenigen Wochen mit so freiem Fittig und königlichem Stolz umkreiste, wie jener Adler einst seinen ewigen Schnee?

Doch steigen wir wieder herunter von solcher Höhe poetischen Aufschwunges in die Niederungen nüchternster Prosa! —

Nach einigen Wochen sah sich denn auch der Herr Amtmann endlich einmal nach Hermann um, und trat kurz vor der Mittagsstunde mit den für letzteren so schmeichelhaften Worten ein: „Ich will doch nun einmal inspiciren, Herr Assessor, was Ihre zwei Schreiber für Geschäfte machen."

Wie diese Anrede unseres Praktikanten niedergedrückten Geist wieder mit neuer Lust beflügelte! O Mutter Rosalie, wußtest du's wohl, wie deinem Schüler das Erlernen deiner Wissenschaft so schwer gemacht wurde?

Dann sah der Amtmann über Hermanns Schulter in den Conscriptionsbogen und warf die geringschätzende Bemerkung hin:

„Na, Herr Stark, mit Ihrer Schreiberei ist's aber auch nicht so weit her, als Sie groß gethan haben. Und da gucken Sie nur einmal, da haben Sie ja den Namen Jacob Meyer mit einem ai geschrieben und der Herr Assessor hat's Ihnen doch gewiß mit einem ey dictirt. Und überhaupt hätten Sie das doch schon von selber merken müssen, wo just darüber schon ein Meier mit ei steht. Sie werden doch ums Himmelswillen wenigstens noch das Abc auswendig wissen. Ach, und du lieber Herrgott, was haben Sie denn jetzt da wieder für einen Kapitalsbock geschossen? Isaac Meyer — und katholisch! Ja warum nicht gar? Das hätten Sie ja doch nur mit einem Quentchen Verstand schon am Namen merken müssen, daß der ein Israelit ist. Das wäre mir die wahre Bekehrung, wenn Sie mir alle meine Juden taufen wollten und sie wüßten gar nichts davon. Ja, 's ist eben ein Kreuz mit diesen verstudirten Praktikanten. Jedes Jahr die nämliche Geschichte. Da, Herr Stark, nehmen Sie sich ein Exempel an Ihrem Kameraden! Sehen Sie, in dem seiner Liste fehlt auch nicht ein Tüpfelchen und vom ersten Maier mit ai bis zum letzten mit ey ist Alles ganz richtig. Jeder Mensch behält seinen rechten Glauben, und überhaupt ist auch alles um fünfzig Prozent accurater geschrieben. Na, sagen Sie nur selber,

was nützt Ihnen da jetzt Ihre überstudirte Doctorei, wenn Sie nicht einmal so viel zuwegebringen, als Ihr Collega, der mich noch voriges Jahr rasirt hat? Und ich sag's Ihnen jetzt in allem Ernste, Herr Stark, wenn Sie künftighin Ihren Kopf nicht besser zusammennehmen und überhaupt das, was Sie schon so falsch geschrieben, nicht noch einmal mit Ihrem Kameraden da genau durchnehmen und schön sauber corrigiren, dann wird es einmal in der Qualifikationsliste gewaltig hapern, absonderlich in der Rubrik: Befähigung und Fleiß."

„Also guten Morgen, Herr Assessor, und auch Ihnen möcht' ich gerathen haben, daß Sie Ihrem Praktikanten künftighin besser auf die Finger sehen, sonst sehe ich nicht recht ein, für was er noch Praktikant ist und Sie schon Assessor!"

Damit ging der Amtmann zur Thüre und noch im Hinausgehen brummte er vor sich hin: „Nichts wie Dummheiten und Aerger! Aber dem Doctorchen da will ich seinen gelehrten Hochmuth schon noch austreiben."

Der Assessor Fink, den Vater Stark vor seiner Abreise zum Frankenjubiläum damals auch zu den alten Männern gerechnet hatte, weil er schon ein Hypochonder sei mit seiner dicken Leber, sah mit gluthrothem Gesichte dem Amtmann nach. Dabei sah man es ihm deutlich an, wie er mit aller Willensmacht den innern Gleichmuth wieder zurückerkämpfte, den des Amtmanns unzarte Zurechtweisung ihm einen Augenblick zum Wanken gebracht hatte. Verächtliches Schweigen hatte er nach all' dem früheren Streit längst als die würdigste Waffe erkannt gegen dieses Zwingherrn plumpen Angriff.

Als der völlige Gegensatz lachte der Seilerstoffel heimlich auf seinen Bogen hin, weil er ganz allein vom Amtmann belobt worden war. Neben ihm zerbiß Hermann seinen Federhalter und Zorn und Scham schnürten ihm so fest den Hals zusammen, daß er kein einziges Wort bis herauf an die Lippen bringen konnte.

Der Assessor sah es und sagte mit größter Ruhe zu dem frohlockenden Tagschreiber: „Sie können jetzt gehen, es muß ohnehin sogleich Mittag sein." Dann zu Hermann: „Herr Praktikant, warten Sie noch einen Augenblick!"

Wie die Beiden hierauf allein waren und Hermann noch immer auf seine Liste mit all' den Maiern und Meyern hinstierte, ohne mehr einen einzigen Namen zu sehen, sagte der Assessor, an seinem Pulte stehen bleibend, zu Hermann, der jetzt wie ein lebloser Automat mit stumpfem Hinbrüten den Kopf über den Tisch beugte:

„Ich habe bisher noch sehr wenig mit Ihnen gesprochen, denn das ist so meine angeborne Art. Ich gehe nur schwer und selten aus mir heraus. Aber glauben Sie deßhalb nicht, daß Sie mir ganz ferne stehen und ich Sie nicht zu begreifen und hoch zu schätzen weiß. Heute, Herr Stark, oder vielmehr Herr Doctor — denn ich habe vollständig Respekt vor dem, was Sie gelernt haben — heute muß ich endlich um Ihretwillen mein Schweigen brechen."

Bei diesen unerwarteten Worten richtete sich Hermann etwas auf, aber ohne noch den Assessor anzusehen, der weiter fuhr:

„Und so sage ich Ihnen als wohlmeinender älterer Freund: glauben Sie doch ja nicht, daß dieser Herr Amtmann das einzig richtige Urbild eines deutschen Beamten sei. Im Gegentheil, er ist nur so eine Art roher Carrikatur, so noch ein Ueberbleibsel aus einer ungebildeten Zeit, die Gottlob hinter uns liegt. Und hat er auch noch hie und da seines Gleichen, so glauben Sie doch meiner Erfahrung, daß diese Species im Stadium des Absterbens begriffen ist und wohl nur wenige der jungen Generation ihr nachgerathen werden. Drum, mein lieber junger Freund, bitte ich Sie, machen Sie Ihrem Namen Ehre, wie Sie's bis jetzt noch überall gethan haben, und seien Sie stark im männlichen Aushalten dieses ersten Jahres Ihrer Praxis!"

Jetzt sah Hermann ihn groß an und verwendete nun kein Auge mehr von seinem Munde, wenn es auch noch düster dreinblickte.

„Fürchten Sie nicht, daß Ihr moralischer Stolz auch nur im mindesten darunter leide, wenn Sie mit muthiger, bewußter Resignation und stummem Munde die unwürdige Behandlung des Herrn Amtmanns jetzt hinnehmen, der nach seinem ganzen Bildungsgrade auch nicht von weitem im Stande ist, zu begreifen, wen er in Ihnen vor sich hat. Lassen Sie sich durch das Schreiben dieser geistlosen Conscriptionslisten, und sogar an der Seite dieses vormaligen Badergehilfen, trotzalledem Ihre Lust an Ihrem späteren Berufe nicht verleiden! Das sind schwere Uebergänge, weiter nichts. Und glauben Sie meinen Worten: auch das Berufsleben eines Verwaltungsbeamten hat seine schönen Seiten; man braucht es nur im richtigen Verständnisse für das Gemeinwohl aufzufassen. Davon bekommen Sie nun freilich bei der Amtirung dieses Vorstandes blutwenig zu sehen. Aber auch aus dem Verkehrten kann man das Richtige lernen, wenn man nur das rechte Auge dafür hat. Und so möge diese harte Schule außer der Erstarkung Ihres Willens und Charakters auch noch die gute Lehre für die Zukunft für Sie zum Nutzen haben, daß Sie einst Ihren eigenen Beruf, heiße er nun wie immer, nur im höchsten und edelsten Geiste an sich und Ihren Untergebenen zur Ausführung bringen."

„So gibt's doch auch solche Menschen in dieser Luft?" dachte jetzt unser Praktikant und er hauchte mit einem tiefen Odemzug all' seine innere Qual aus.

Der Assessor fuhr, immer wärmer geworden, weiter: „Fassen Sie dieses erste Jahr also auf, und führen Sie es eben so muthig durch, dann werden Sie, mein lieber Herr Doctor, ganz gewiß auf diese sauere Anfangspraxis einst nur mit freudigster Genugthuung zurückblicken, und später segnen, was Sie jetzt wahrscheinlich

verwünschen. Und zuletzt sage ich Ihnen noch, weil es Ihnen vielleicht für das künftige Schreiben dieser Listen einen kleinen Trost gewährt, daß es mich selber nicht minder schwer ankommt, einem Manne von Ihrem Talent und Wissen diese geisttödtenden Rubriken zu diktiren, wie Ihnen, mein Diktat mir nachzuschreiben. Darum darf ich wohl auch diesem Geständnisse meine Mahnung hinzufügen, Sie möchten von nun an durch sorgfältigste Genauigkeit dem Herrn Amtmann wie sich selber beweisen, daß, so tief auch dieses Schreibergeschäft unter Ihrem Geiste steht, Sie doch auch im Kleinsten und Niedrigsten gerade so tüchtig sein wollen und können, wie einst im Größten und Höchsten. So setzen Sie einen Stolz darein, jeden Namen nicht nur richtig, sondern auch so schön als möglich zu schreiben, unter völligem Bruche mit dem alten Satze: docti male pingunt. Und verlassen Sie sich darauf: auch diese scheinbar nur sehr niedrige Schule rein formaler Vollkommenheit wird Ihnen später selbst bei den höchsten Geistesaufgaben mehr zu Gute kommen, als Sie vielleicht jetzt noch ahnen. Nun kommen Sie! Ich hoffe, daß meine so wohlgemeinte Assessorenpredigt Ihren verdorbenen Appetit zum Mittagessen wieder ein wenig hergestellt hat."

„O gewiß, gewiß, Herr Assessor," brach jetzt Hermann, dessen beide Hände fassend, in das Gefühl innigsten Dankes aus. „Aber noch tausendmal mehr haben Sie jetzt meinem Geiste wohl gethan, und ich bin nun ordentlich froh darüber, daß dieser Amtmann mich vorhin so tief erniedrigt hat, sonst hätten ja Sie mich jetzt nicht so hoch erheben können. Sonst wäre ich ja vielleicht in der gleichen, innerlichen Bitterkeit monatelang noch hier neben Ihnen gesessen, und hätte gar nicht geahnt, welch' edler wohlmeinender Freund an meiner Seite steht! Diktiren Sie mir nur jetzt getrost weiter, und sollte es ein ganzes Jahr noch währen. Mit keinem Gedanken will ich mich mehr dagegen auflehnen. Und geben Sie Acht, ob ich noch ferner nur einen einzigen Buchstaben unrecht

schreibe. Ja, wie Sie's mir gesagt: als eine heilsame Schule meines Willens und Charakters will ich dieses Jahr betrachten, und nach Vollkommenheit will ich ringen im Kleinsten, wie einst später im Größten. Und auch dem Herrn Amtmann will ich schon noch Achtung abzwingen, wenn ich ihm beweise, daß ich nicht nur ein gründlich geschulter Doctor juris bin, sondern auch das Ideal eines Schreibers sein kann, wenn ich nur will. Und er soll später dann schon noch an mir erfahren, wie weit es so ein verstudirter Praktikant in der Welt noch bringen kann. Sie aber, Herr Assessor, sehen Sie mich einst als fertigen Mann im Leben stehen und wirken, dann sagen Sie sich getrost: dazu hab' auch ich ihm verholfen."

„O, lieber Freund, Sie schlagen meine Worte hundertmal höher an, als sie werth sind," suchte der Herr Assessor diese ihm etwas excentrisch dünkenden Dankesworte abzuschwächen, indem er beide Hände freundschaftlich auf Hermanns Schultern legte.

„Nein, nicht um ein Prozent zu hoch, Herr Assessor," betheuerte jener mit gleichem Feuer. „O könnten Sie es mir jetzt nachempfinden, wie ich noch vor einer Viertelstunde an diesem Schreibertische gesessen und wie ich jetzt ihn verlasse, dann würden Sie wahrhaftig viel eher sagen, daß das Maß meines Dankes noch viel zu gering sei. Glauben Sie mir, Sie haben mir den schon ersterbenden Glauben an meine Zukunft gerettet! Und das ist doch wahrhaftig eines Dankes werth, der mit leeren Worten gar nicht abzuzahlen ist."

„Nun gut, mein lieber Herr Doctor, so will ich Ihren Dank in seinem vollen Uebermaß einstweilen annehmen und eben suchen, mir ihn im Laufe Ihrer Praxis ratenweise abzuverdienen. Es wird schon oft sich Gelegenheit dazu bieten. Und so geben Sie mir die Hand und rechnen Sie auf mich als Ihren wahren, ehrlichen Freund!"

So hatte Mutter Rosalie in dem braven Assessor Fink den

thätigsten Gehilfen erhalten, ihren geliebten Schüler immer mehr heranzubilden. Die herbste Bitterkeit war durch den Assessor überwunden und das Salz des Humors würzte jetzt gemeinschaftlich gar oft die so kärglich besetzte geistige Tafel.

Und so verging der Winter sammt den Conscriptionslisten. Jede Rubrik war in der Schön- wie Rechtschreibekunst ein Meisterwerk geworden. Sogar der Seilerstoffel mußte nun vor dem so genialen Schreiber Doctor Hermann Stark zurückstehen. Und als der Blüthen- und Wonnemonat das berühmte offizielle Diner im Schwanen brachte, dabei der vormalige Listenschreiber und Protokollführer mitten unter den Bürgermeistern gratis mitessen durfte, da rief, nachdem schon mancherlei Trinksprüche ausgebracht worden waren, der Amtmann zu gutem Schluß in jovialster Champagnerlaune: „Na, jetzt wollen wir aber auch noch zuguterletzt unsern Herrn Praktikanten da leben lassen. Denn ich sag' Ihnen, die Conscriptionslisten hat er geschrieben und das Visitationsprotokoll geführt — allen Respekt davor! Wenn er so fortmacht, kann schon noch einmal was aus ihm werden. Also mein Praktikant, der Herr Stark, vivat hoch!" —

Und es kam der Frühling, der Sommer und Herbst. Auf dem Bezirksamte war der Himmel immer gleich aktengrau; des Lebens grüner, goldener Baum blieb immer gleich bestaubt. Doch unser lieber Freund ward ein immer stärkerer Held in seinem Streite mit dem Leben, und immer näher kam er jener Feldmarschallswürde, die er in seinem damaligen Trinkspruche sich in Aussicht gestellt hatte.

Aber trotz alledem — am Abend als tapferer Sieger von der Wahlstatt des Herzens heimzukehren, und schon am nächsten Morgen wieder auf denselben Feind zu neuem Streite zu stoßen, das ist noch lange nicht die Beseligung inneren Friedens. Und eine Gefangenschaft des Geistes zu ertragen, wenn auch in stets wachsendem Starkmuth, das reicht noch lange nicht hinauf an einstiger Freiheit stolzes Hochgefühl.

Und so kehrte immer wieder die Zeit aufs Neue zurück, wo unser junger Held wie jener Adler in unbelauschten Augenblicken die Flügel seines Geistes ungestüm gegen das Gitter schlug und sein Heimweh hinausschrie nach jenen Berggipfeln, von denen er so unsäglich tief herabgestürzt worden war.

In einer solchen Stunde schrieb Hermann Stark in sein Tagebuch, das er seit dem Beginne seiner Praxis führte und wie seinen vertrautesten Freund betrachtete, dem er auch die geheimsten Gedanken vertrauen durfte:

„Nein, das ist nie und nimmer die Luft, in der ich für meine ganze Zukunft athmen und leben kann. So an den kleinsten, verrosteten Rädern dieser Staatsmaschine zu hocken, gedankenlos am gröbsten Garn mitspulen zu helfen, ohne jemals eingeweiht zu werden in den ganzen Plan des obersten Webermeisters, ohne je in ein Rad hineingreifen zu dürfen, wenn mir's nöthig schiene; keinen höhern Gedanken zu pflegen, als zwischen dem Hinz und Kunz kleinliches Prozeßgezänke über ihr Mein und Dein zu entscheiden, oder als begeisterter Anwalt der unschuldigen Menschheit vor den hiesigen Gerichtsschranken zu stehen, wenn davor der gemeinste Schmutz allwöchentlich breit getreten wird — nein und abermals nein! Und wenn ich noch so lang und noch so geduldig hier aushalte, dieses kleine Leben hier bleibt doch immer meines Geistes freudloses Exil, und nach einer andern höhern Heimath verlang' ich mit so heißer Sehnsucht, wie der verschmachtende Hirsch nach frischem Wasser schreit.

Und welche Menschen umgeben mich hier? Versumpftes Spießbürgerthum von Manschettenbauern, deren ganzes Sinnen und Trachten aufgeht in Haus und Hof, in ihrem Dünger und ihrer Erdscholle. Bezopfte Bureaumenschen mit großem Dünkel und kleinem Weltverstande, die ihre staubige Amtsstube für den wichtigsten Schauplatz halten, darauf die Geschicke der Menschheit sich abspielen; deren lauwarmem oder verknöchertem Herzen kein Aufschrei sich mehr entringt, daß ihr Geist zu solcher Frohnarbeit

verurtheilt ist; in denen Titel und Rang jedwede innere Qual verstummen macht; deren ganzer geistiger Durst schon befriedigt ist, wenn sie nach den Bureaustunden beim Bierglas und der langen Pfeife im Stadtklatsch oder in engherziger Grenzpfahlpolitik die gegenseitige Kleinheit ihrer Gedanken austauschen. O fremd, landfremd weht dieser Menschen Geisteshauch mich an! Und in diese bezopfte Bureaukratenlegion sollte auch ich einst eintreten? In ihrem Gamaschendienste versumpfen und versauern? Nein, nie und nimmer in solche Provinzgarnison! Nur nach dem offenen Schlachtfelde der Geister trage ich Verlangen, und mein Genius wird es zu finden wissen .... Und dann gar noch dieses neueste Geschlecht von Krämerseelen! O wie ihr von ekeliger Habgier verhetztes Auge mich anwidert! Wie meine ganze Gedankenwelt gegen dieses Fleisch und Blut gewordene Evangelium des niedrigsten Materialismus sich fort und fort als Protest erhebt!

O wie bist du hingeweht, du meiner poetischen Jugenderinnerungen duftiger Hauch, daß ich nicht einmal mehr an dir mein trockenes Herz erquicken darf? Niedergerissen ist die alte Zeit, die mir einst in den Knabenjahren so patriarchalisch gedünkt. Nur ihrer Trümmer Staub weht mich noch an. Nur die Prosa ist jetzt hervorgekehrt und das Neue ist ohne Poesie.

Ach, daß mir doch in dieser trostlosen Oede jetzt nur Eines, Eines unverändert erhalten blieb, wie eine grüne Oase mit frischen Blumen und schattigen Palmen, o du mein geliebtes, altes Elternhaus! Ja, in deinem wandellosen Frieden will ich ausruhen von meinem Streite. Unter deinem immer gleich erquickenden Schatten will ich die Gluthhitze meines inneren Brandes immer wieder abkühlen lassen. An deinem immer gleich frischen Brunnen will ich mein nach anderer Zukunft dürstendes Herz immer wieder laben, daß es ruhig werde, bis meine Zeit gekommen. Unter deinem Dache, das von den Säulen der Gottesfurcht und Menschenliebe, der Wahrhaftigkeit und jeder Herzens=

tugend getragen, mich bis heute so sicher beherbergt, darunter will ich in innerer Festigkeit erstarken, bis ich als fertiger Mann hinaustreten darf mit voller Rüstung. O, daß ihr mich doch so ganz verständet, ihr liebsten, treuesten Eltern, wie ich jeden Tag segne, an dem ich euch noch besitzen und genießen darf, und doch, wie ich mich hinaussehne aus diesem mein Leben so beengenden Kreise! Weiß es der allwissende Gott, ihr würdet mir nicht böse sein! Aber ihr seid mir ja auch nicht böse. O nein! Mit immer gleicher Güte umfängt und erträgt mich euer langmüthiges Herz. Jeden trüben Blick seht ihr nur an, um ihn wieder aufzuhellen, jede meiner Klagen hört ihr nur, um mit mildthätigem Worte sie verstummen zu machen.

Wie ist mein Herz nun doch wieder so ruhig geworden, da ich all' sein Sehnen, all' seine Qualen niedergeschrieben! So ruhig, wie in stiller Nachtstunde, wenn ich an deinem Bette sitzen darf, alte Dorothee; wenn aus deinem runzlichten Gesichte meine ganze Kindheit mit ihren Märchen herausschaut und meine Bubenzeit mit all' ihren losen Schelmenstreichen. O sei ruhig, du mein stürmisches Herz! Mein Lebensschiff liegt ja so gut geborgen am sicheren Strande. Was verlangst du so ungestüm nach dem wildwogenden gefährlichen Meere? Sei still meine Seele und danke Gott für dein Elternhaus!

Nachts elf Uhr am 3. October 1843."

3.

Nachdem er so sein übervolles Herz in sein Tagebuch ausgeschüttet hatte, schlief er friedlich ein, wie in seinen glücklichsten Tagen. Aber schon nach ein paar Stunden weckte ihn wieder die Gewohnheit der Sorge um seine kranke Dorothee. Und sieh', da sitzt er in tiefer Nachtzeit vor ihrem Schmerzenslager.

„Sag', Dorthele, da ist mir ein Märchen eingefallen, das du mir in meinen Kinderjahren erzählen mußtest, ich weiß gar nimmer

wie oft, weil es mir gar so gut gefallen hat, am allerbesten von allen miteinander. Den ganzen Tag nun quäl' ich mich schon daran ab und bring' es doch nimmer zusammen. Du weißt es gewiß noch! Hilf mir jetzt draufzukommen."

„Was war das für ein Märchen, Hermännle?"

„Nun, ich will dir einmal den Anfang sagen, den weiß ich noch ziemlich gut. Aber dann find' ich mich nimmer zurecht."

„Ich werd's schon weiter wissen. Fang' jetzt nur an!"

„Es war einmal ein junger Königssohn, der wohnte in einem wunderschönen Schloß und er war darin über die Maßen froh und glücklich. Denn ein mächtiger Zauberer hatte ihn über die Taufe gehalten und Alles, was seinem Pathenkinde nur gefallen konnte, das war mit seiner Wünschelruthe ihm schon in die Wiege hineingezaubert worden. Und je größer er heranwuchs, desto prächtiger ward auch seine Burg. Von Jahr zu Jahr kamen an den Wänden seines Zimmers mehr Perlen und Edelsteine zum Vorschein. Sein Bett, das anfangs nur von Silber war, verwandelte sich zuletzt in pures Gold. Ein Becher voll Wein aus dem Feenlande stand immer gefüllt auf dem Tisch. So oft der Königssohn daraus trank, da hatte er am Tage gar kein Verlangen mehr nach irgend einem Wunsche. Und des Nachts schlief er ein zu so schönen Träumen, daß die ihm zuletzt noch lieber waren, als das Wachen. Nicht wahr Dorthele, so heißt der richtige Anfang?"

„Ja, Hermännle, so hieß es wohl, aber du kannst es jetzt doch noch viel schöner erzählen, als ich. Da kam mir's lange nicht so schön vor. Nun sag's nur weiter, wie du's eben noch weißt!"

„Ein wenig weiß ich schon noch davon. Also hör', ob es so recht ist: Da war eines Morgens der Königssohn aus einem seiner schönen Träume aufgewacht, aber nicht in seinem goldenen Bett und nicht in seinem funkelnden Zimmer, sondern auf einem

hölzernen Lager in einer armen, kahlen Hütte mitten im Walde. Nur ein gemaltes Cruzifix hing in der Ecke. Des Königssohnes Lockenkopf war ganz geschoren und er trug ein grobes linnenes Kleid. Darüber war er bis in den Tod erschrocken. Und ein alter Holzhauer, der stand vor ihm und sagte .. Aber wie doch nur? — So genau weiß ich die Worte doch nicht mehr. Dorthele, sag' du sie lieber! Du weißt sie gewiß noch besser."

„O ja, die weiß ich noch ganz gut. Aber erst kommt noch was Anderes. Da standen dem Holzhauer zur Rechten und Linken zwei Zwerge mit langen, grauen Bärten. Der eine trug eine Kiste von Silber, und der andere trug eine, die war von Eisen. Und da sprach also der alte Holzhauer zum jungen Königssohn: erschrick nicht, mein lieber Sohn, und hör' mich an! Dein mächtiger Pathe hat dich mir in die Schule gegeben, daß du bei mir sollst arbeiten lernen und unterthänig sein. Und siehe, diese Zwerge, das sind zwei ganz gute Erdgeister, und die tragen für dich eine Kiste von Silber und eine von Eisen. Und mit denen ist es nun so: ein jeder gute Tag, an dem du im Walde draußen fleißig bei der Arbeit warst und mir unterthänig in deinem Herzen, der wird als eine goldene Münze in die silberne Kiste vom Himmel fallen, und ein jeder böse Tag, wo du faul gewesen und gegen mich gemurrt und getrotzt — der fällt als eine Münze von Blei in die Kiste von Eisen. Und ist dies Probejahr herum, dann wirst du schon sehen, was du dir mit den goldenen Münzen erkaufen kannst und was mit den bleiernen. Aber auch dies sei dir gewährt! Nach jedem guten Tage wird nicht nur ein Goldstück mehr liegen in der silbernen Kiste, sondern auch ein bleiernes Stück weniger in der von Eisen, und umgekehrt nach jedem schlechten Tage. Auch sollst du selber in den Kisten nachsehen dürfen, wann du willst! Nun komm mit in den Wald und thue nach deinem Gefallen. Du bist dein freier Herr!"

„Ja, Dorthele genau so hast du mir's einst erzählt, und jetzt

weiß ich ganz gut, wo und wann ich's zum erstenmale von dir gehört, als sei's erst gestern gewesen. Weißt du, das war dazumal, wie ich nicht am Tische mitessen durfte. Da hatten wir Schweinebraten und du machtest mir an meinem Katzentisch einen zuckerigen Pfannenkuchen. Dann gingen wir miteinander zum Zwingergärtchen hinunter, da die alte Stadtmauer noch stand. Und wie der Wind dabei durch den Ephen gelispelt, da fragte ich dich, ob das von Geistern käme. Da sagtest du zu mir, das seien die guten Geister meiner Kindheit. Und ich konnte gar nicht still genug horchen. Nicht wahr, Dorthele, ich weiß noch Alles genau? — Ach die Kindheit vergißt man ja nimmer."

„Nun recht Hermännle, so hör' also, wie's weiter ging. — Aber gelt, erst schüttelst du mir das Kissen unterm Kopf ein wenig zurecht, denn das kommt mir vor wie ein harter Stein."

„Gewiß, Dorthele, recht gern. — So! liegst du jetzt besser? Oder soll ich dich noch auf die andere Seite legen? Hab' nur keine Angst, ich mach' es schon recht sanft, wie sie's im Spital nicht besser können. Gelt, das hab' ich schon ganz prächtig gelernt?"

„O freilich, mein braver Sohn. Aber ich traue mich jetzt gar nicht recht, mich herumzudrehen, und ich lieg' auch ganz gut. Nun laß mich nur weiter erzählen. Aber es wird dir doch nicht langweilig, Hermännle?"

„O wo denkst du hin? Die ganze Nacht könnt' ich horchen und an deinem Bette sitzen. Da kommt mir's vor, als hörte ich wieder an der Stadtmauer im Ephen die guten Geister meiner Kindheit lispeln. Und ihre Stimmen thun mir so wohl."

„Du guter Sohn! Also das Märchen heißt weiter: Da ward der Königssohn noch an demselben Morgen vom Holzhauer und seinen Söhnen mit in den Wald genommen. Und auch sein Weib war dabei; und das war eine böse Sieben. Schon unterwegs lud sie ihm brummend all' die Beile und Sägen auf seine zarten Schultern. Das ließ er sich noch ganz gut gefallen. Dann mußte

er aber den ganzen Tag Reisig klein hacken und wieder die schwersten Klötze zusammentragen und er ward doch nur von dem bösen Weibe gescholten. Und wie er zur Mittagszeit nur ein Stück Schwarzbrod und Quellwasser bekam, da wollte ihm die harte Arbeit und Kneiserei dazu gar nicht mehr gefallen. Er versteckte sich heimlich in einem Gebüsch und zur Nachtzeit ging er den Holzhauerleuten von weitem nach. Denn er hatte ein böses Gewissen. Da nun der Königssohn so am ersten Abend ganz furchtsam nach Hause kam, da sagte der alte Holzhauer kein Sterbenswort, und führte ihn an die zwei Kisten in der Kammer. Und da war die von Silber ganz leer und in der eisernen lag eine Münze von Blei. Wie das der Königssohn sah, ward er über die Maßen traurig und that die ganze Nacht kein Auge zu. Und schon am andern Tage war er so gehorsam und fleißig und ließ das böse Weib zanken und brummen, daß ihm dann sein Schwarzbrod und Wasser viel besser schmeckte, als ehevor das feinste Mahl in seinem Zauberschlosse. Denn er war von der schweren Arbeit hungrig geworden, wie noch sein Lebtag nicht. Und wie er heimwärts noch obendrein all' das schwere Handwerkzeug schleppen mußte, summte er ein lustig Liedlein. Da schalt ihn das Weib darüber, aber er blieb mäuschenstill dabei. Und wie er jetzt an diesem zweiten Abend in die Kiste schaute, da war in der von Eisen die bleierne Münze wieder verschwunden, und in der silbernen Kiste lag ein funkelndes Goldstück. Darüber hatte er gar große Freude, und diesmal schlief er ganz fest die ganze Nacht und im Traume hörte er die Engel so deutlich im Himmel singen, als ob sie leibhaftig vor ihm ständen."

„Gelt, Hermännle, ich weiß das Märchen noch gut und hab's doch schon an die fünfzehn Jahre nicht mehr erzählt. Ja, wenn meine armen Knochen so gesund wären, wie mein Kopf!"

„Und jetzt laß mich nur ein wenig verschnaufen. Ich weiß gar nicht, der böse Fluß hat sich mir heut Nacht so schwer auf

mein Herz gelegt. Aber 's wird mir gleich wieder leichter werden. Wart' nur ein klein Bisl, guter Hermann!"

„Nein, Dorthele, hör' lieber jetzt auf, du kannst mir's ja morgen fertig erzählen! Komm, schlaf ein! Oder soll ich dir von dem Pulver geben? Sag', was kann ich dir noch thun?"

„O nichts, mein guter Sohn, ich dank' dir schön. 's ist mir schon wieder besser und wenn ich dir erzähle, vergess' ich meine Schmerzen viel leichter, als wenn ich so daliege und in mich hinein simulire. Ach, schlafen kann ich ja doch nicht. So hör' jetzt das Märchen nur zu Ende! 's ist ja gleich fertig."

„Und nicht wahr, Dorthele, nun muß auch die schöne Prinzessin bald kommen; von der weiß ich nur mehr ganz dunkel. Sag', kommt sie jetzt?"

„Ei, Hermännle, was bist du so voll Ungeduld von wegen der Prinzessin? Schau, schau, was ich von dir nur denken soll!"

„Nichts, Dorthele, gar nichts, ich meinte ja nur, daß sie jetzt kommen muß. Denn wenn's was anderes wäre, hätt' ich dir's ja zu allererst gesagt."

„Nun, das hoff' ich aber auch von dir. Also höre weiter:

Und so ging's denn so fort, wie's eben so geht im Leben. Manchmal waren die guten Tage mehr und manchmal die schlechten, und gerade so war es in den zwei Kisten mit den goldenen und bleiernen Münzen. Aber wie nur das erste halbe Jahr vorüber gewesen, da wurde die silberne Kiste doch immer voller und die von Eisen immer leerer, und wie die letzten acht Tage kamen vor dem ganzen Jahr, da zählte der Königssohn gar ängstlich noch einmal alle Stücke und da fehlten nur acht Münzen von Gold und acht von Blei waren noch übrig. Und da warf er sich in seiner Kammer auf die Knie und betete gar voll Inbrunst, daß nur kein einziger Tag mehr ein schlechter werde und auch noch die acht bleiernen Münzen in acht goldene sich verwandeln möchten. Und so war es gerade der Jahrestag, daß der Königs-

sohn wieder mit Beilen und Sägen beladen sich im Walde auf den Heimweg machen wollte und in seinem Herzen ganz jubilirte, weil er nun auch diese letzte Woche ganz absonderlich fleißig und gehorsam gewesen. Da war sogar das böse Weib ganz still geworden und ihr Auge sah ihn auf einmal so lieblich an, daß ihm vor diesem lieben Blick in dem alten Gesichte ganz angst geworden und auch wieder so gar wohl dazwischen. Und plötzlich fing in den alten Bäumen ein Brausen an und die Holzhauerleute, die vergingen vor ihm wie purer Nebel und die Beile und Sägen waren von seinen Schultern weggeblasen. Statt seinem groben Linnenkleide trug jetzt der Königssohn auf einmal ein feines, rosenrothes Gewand. Das hielt ein goldener Gürtel zusammen. Und sein geschorener Kopf hatte wieder lange Locken. Darauf lag ein grüner Kranz. Und aus dem Walde trat auf einmal wieder der mächtige Zauberer, der Pathe des Königssohnes. Und der hielt eine blutjunge Prinzessin an der Hand. Die war so wunderschön, daß man's gar nicht beschreiben kann; da ward der Königssohn inne, an dem nämlichen lieben Blick, wer vorher das böse Weib gewesen, und der Zauberer sagte jetzt zu ihm: Heil dir, mein allerliebstes Pathenkind, dein Probejahr ist glücklich zu Ende. Nun sollst du auch zum Lohn dafür diese schönste Prinzessin im ganzen Lande zur Frau bekommen. Und sie wird dich über die Maßen lieb haben. Denn dein Fleiß und Gehorsam hat sie von dem Zauber eines bösen Geistes erlöst. Jetzt nimm sie hin!"

„Ach, Hermännle, jetzt bin ich aber doch ein Bisl müd und die Zunge ist mir völlig trocken geworden. O laß mich ein wenig trinken!"

„Gewiß, recht gern, Dorthele! so ein frischer Trunk wird dir gar wohl thun."

„Frisch? O lieb's Hermännle, der Wächter hat ja vorhin schon drei geblasen und um neun Uhr ist das Wasser heraufgekommen. Aber 's ist doch immer besser, wie gar keines."

„Nun versuch's nur, vielleicht ist es doch noch frischer, als du meinst. So, nun komm! mit der rechten Hand heb' ich dir das Kopfkissen auf und mit der linken halt' ich dir das Glas an den Mund. So sind wir zwei ja schon lang miteinander einexerciert. Siehst du, jetzt geht's ja schon. Nun trink' nur recht, Dorthele!"

„Ach wie das wohlthut in den trockenen Mund hinein bis hinunter aufs Herz! Und wahrhaftig frisch, wie vom Brunnen! Herr Jesus, Hermännle, du hast doch nicht am Ende das Wasser erst vom Hof heraufgeholt und ich hab's im Schlafe gar nicht gemerkt? Ach, das wär' doch tausendmal zu viel!"

„Ei wo denkst du hin? Das wird der Zauberer im Märchen gethan haben. Und nun erzähl's auch schnell zu Ende! Aber nur ganz kurz, daß ich nur den Ausgang weiß."

„O, jetzt könnt' ich noch eine ganze Stunde lang weiter erzählen, so wohl hat mir dein frisches Wasser gethan. Gott vergelt' dir's auch tausendmal! — Also das war der Schluß: Und wie der Zauberer nun so zum Königssohn geredet hatte, da brauste es noch einmal durch den Wald und da waren auch die Bäume wie Dunst vergangen und das alte Zauberschloß stand wieder da, nur noch viel prächtiger wie vor einem Jahr. Und die zwei Brautleute gingen hinein. Und danach hörte man drinnen Orgelspielen und Singen dazu — das war die Hochzeit." — —

„Hermännle, jetzt kann ich aber wirklich nimmer weiter. — Gott, wie mir der Odem ganz ausgeht. . . . . . Und, wenn sie nicht gestorben sind — so leben sie heut noch — — Herr Jesus Christus, bekomm' ich eine Angst, erbarm' dich meiner! Heilige Mutter Gottes, bitt' für mich! — O alle Heiligen steht mir bei! — Ich sehe ja gar nichts mehr — Luft — Luft!"

„Dorthele, um Gotteswillen, soll ich nicht den Herrn Dechant holen?"

„Nein, nein, nicht fortgehen! der Herr Dechant hat mir

erst heut Morgen unsern Herrgott gebracht. O Hermännle, nicht fortgehen — bei mir bleiben!“

„Aber den Vater und die Mutter laß mich nur schnell rufen! Ich bin ja gleich wieder da.“

„Nein, laß sie doch schlafen, Hermännle! Geh' nicht fort, leg' deinen Arm mir um den Kopf! So — ich dank' dir schön — o so ist es gut — jetzt vergeht die Angst schon wieder — o daß doch du bei mir bist — du guter, barmherziger Bube! — O bete mit mir! — Ach Herr Jesus! Heilige Mutter Gottes! Siehst du? — Jetzt kommen sie — sie holen mich — o wie schön — wie prächtig — ach, Hermännle! . . .“

Noch ein langer, tiefer Seufzer — und sie lag in seinem Arm, wie er einst in ihrem. Und wie sie seine Augen einst zum Schlummer eingesungen, so drückte er nun die ihrigen zu zum ewigen Schlafe. Dann ließ er sie aus seinem Arme sacht aufs Kissen niedersinken und drückte ihr den Abschiedskuß auf ihre welken Lippen, die ihm noch vor dem letzten Verstummen dieses schöne Märchen erzählt, die er noch vor dem letzten Vertrocknen mit frischem Wasser erquickt.

Dann sank er an ihrem Bette hin und weinte die bis jetzt bittersten Thränen seines ganzen jungen Lebens. Als dann nach einer Viertelstunde die von Hermann aufgeweckten Eltern am Bette der Dorothee standen, da nahm Vater Stark ihre Hand in die seine und sagte:

„Gute, treue, selige Dorothee! Wenn sie mich auch hier auf Erden nicht mehr hören kann, so hört sie mich vielleicht dort oben im Himmel. Und so dank' ich ihr noch tausend und tausendmal für Alles, was sie in fünfundvierzigjähriger Treue an uns und vor Allem an unserm Kinde gethan. Sie ruhe in Frieden und die ewige Seligkeit sei jetzt ihr himmlischer Lohn für all' ihre irdische Treue!“

Dann wendete er sich ab und hielt die Hand vor die Augen. Aber man sah es doch, wie schmerzlich er weinte.

Und jetzt legte Mutter Rosalie die Hand auf ihre schon eiskalte Stirne und sprach mit innigster Wehmuth:

„O daß ich ihr doch nicht beistehen konnte in der bittersten Todesnoth. Wie so gerne hätte ich es gethan! Aber jetzt will ich an ihrem todten Leib ihr noch so viel Liebes erweisen, als ich nur kann. Und nur meine Hand soll sie berühren, bis sie zur letzten Ruhe bereit im Sarge liegt. Dorothee, wenn ihr's in ihrem jetzigen, ewigen Leben möglich ist, so bleibe sie uns auch jenseits so treu, wie einst hienieden, und bete sie da droben für uns, wie wir jetzt da unten für sie."

Und die Drei knieten nieder und beteten. Der Vollmond beschien mit mildem, verklärendem Glanz die todte Dorothee, und sie lag da wie in einem schönen Traume. Aller Schmerz war auf ihren Zügen vergangen. Und droben im Himmel, glaube ich immer, da standen zur selben Stunde auch nun dem seligen Geiste der entschlafenen Märchenerzählerin zwei Engel zur Rechten und Linken. Der Eine trug die silberne Kiste, und der Andere die von Eisen. Und die erste war in diesem letzten, gottergebenen Dulderjahre ganz voll von goldenen Münzen geworden und die von Eisen, darin einst manche bleierne gelegen, die war nun völlig leer.

* * *

Noch am Abend des Sterbetages trug die Leichenfrau folgenden Todtenzettel in mehr als hundert Häusern herum:

„Heute Nacht verschied nach einjährigem, gottergeben getragenem Leiden und in treuem Glauben an ihren Erlöser, der sie noch am Tage ihres Heimganges gnädig gestärkt hatte, ein treues und vielgeliebtes Mitglied meiner Familie, die ehr- und tugendsame

Jungfrau Dorothea Halbmeier

im ehrwürdigen Alter von vierundsiebzig Jahren, von denen sie fünfundvierzig in ununterbrochenem, treuestem Dienste in meinem

Hause verlebt hatte. Ich zeige diesen schweren Verlust meinen hochverehrten Freunden und Bekannten voll Wehmuth an und wage sie hiemit herzlichst einzuladen, kommenden Dienstag um drei Uhr dem Sarge der edlen Verblichenen das letzte Geleite zu geben, zum lauten Zeugnisse dafür, daß man auch noch in unserer Stadt ohne Unterschied des Standes die leider immer seltener werdende Tugend anhänglicher, opferwilliger Dienstestreue zu ehren freudig bereit ist. Insbesondere lade ich alle hiesigen braven Dienstmägde ein, dem Sarge ihrer musterhaften Mitschwester nachzugehen, zum Zeugniß, daß sie ihr auch nachfolgen wollen auf dem Wege ihrer treuen, erprobten Dienstbotentugenden, wofür sie nun sicherlich im Himmel ihren ewigen Lohn empfangen hat. Ich wenigstens lebe des festen Glaubens, daß, während wir dem verweslichen Leibe dieser weiland niedrigen Dienstmagd das letzte Geleite geben, ihr seliger Geist jenseits im ewigen Reiche Gottes einen sehr hohen Rang einnimmt. Bloß in dieser Ueberzeugung habe ich es auch wagen können, die Honoratioren unter meinen Freunden und Gönnern zu diesem Leichenbegängnisse ergebenst einzuladen. Und ich sage im Voraus schon jedem Einzelnen, der meiner Bitte nachkommen will, meinen und meiner Familie innigsten Dank.

Der Verlebten betrübter Dienstherr,
Rechtsanwalt Dr. Christoph Stark
mit Frau und Sohn."

Am Dienstag gegen drei Uhr füllte sich der Rittersberg immer dichter von Leidtragenden der verschiedensten Stände. In einem großen, abgesonderten Haufen hatte sich die ehrsame Bürgerschaft versammelt, und auch der ärmste Handwerker und Taglöhner fehlte nicht in seinem abgetragenen Feiertagsrock. In einer zweiten überaus zahlreichen Gruppe nebendran standen die Bürgersfrauen und Dienstmägde meist in Trauerkleidern. Aber siehe hin, dicht

vor der Treppe des Erkerhauses haben sich auch die Honoratioren der Stadt aufgestellt, so viel sie deren aufzuweisen hat im Beamten- und Kaufmannsstande. Sogar die zwei höchsten Spitzen der hiesigen Justiz- und Verwaltungsbehörde, der Tribunalpräsident und Bezirksamtmann, kommen jetzt mit dem vollsten Bewußtsein ihrer Amtswürde herangeschritten. Dem fatalen Todtenzettel Vater Starks, in dessen Einladung er in so zarter Weise an ihre christliche Demuth appellirte, wollten doch auch diese Beiden nicht, so wenig wie die anderen Honoratioren, durch ihr Nichterscheinen einen stadtkundigen Protest entgegensetzen, wenn es auch das erstemal gewesen war, daß sie in ihrer so hohen Stellung dem Sarg einer niedrigen Dienstmagd nachgingen.

Jetzt kommt der Todtenwagen angefahren. Aber nicht der gewöhnliche, schmucklose, für solche, die im Leben dem zweiten und dritten Stand angehörten. Nein, der mit den vier vergoldeten Engeln ist es, der nur die Vornehmsten zur letzten Ruhe führt; und die zwei mit schwarzem Tuch behangenen Rappen tragen an den Köpfen denselben schwarzen Federbusch, von dem umweht sie erst vor vier Wochen den Bürgermeister hinausgezogen haben. Ein Fremder, den gerade sein Weg über den Rittersberg führte, was sollte der anders denken, als daß aus diesem stattlichen Erkerhause jetzt der Sarg des Vaters, der Mutter oder des Sohnes herausgetragen würde? Aber du, lieber Begleiter, du weißt es, es ist nur die alte Dorothee; und du schüttelst nicht bedenklich den Kopf darüber, ob das nicht zu viel für sie der letzten Ehre sei. Du weißt ja zu gut, was sie diesem Hause im Leben gewesen war.

Und horch, vom Münster schlagen jetzt die Glocken zusammen, wie bei einem hohen Festtage. Nun wird die verstummte Märchenerzählerin ihr altes Haus sogleich für immer verlassen. So komm auch du noch einmal herein! Noch steht auf dem Gange der offene Sarg. Der Dechant mit seinen zwei Kaplänen hat so eben das

letzte Gebet gesprochen. Die letzte Weihrauchwolke verduftet. Vater Stark, Mutter Rosalie und Hermann knieen noch vor der seligen Dorothee. Wie diese so friedlich daliegt im schwarzseidenen Sterbemantel, einen Myrthenkranz um das weiße Haar, und denselben Rosenkranz um die Finger geschlungen, mit dem sie einst in ihrer Augustinusmesse für Hermanns Examen unter solchen Schmerzen gebetet hatte. Das Alles war von ihrer barmherzigen Herrin mit eigener Hand an ihr gethan worden zum letzten Liebeswerke. Aber den Epheukranz auf ihrem Herzen, den hatte ihr Hermännle selber von einer Wand der Kaiserburg, daran er noch in wenigen Schlingen hinanrankt, zusammengebunden, als Sinnbild seiner dahingegangenen Kindheit, in der sie ihm einst an der alten Stadtmauer jenes Märchen vom Königssohn erzählt und er dabei den guten Geistern seiner Kindheit gelauscht hatte.

Jetzt erheben sich alle Drei zum letzten Blick auf sie, zum letzten irdischen Abschied. So thu' auch du deßgleichen, lieber Begleiter! Ich weiß, auch du hast sie ja ein wenig lieb gehabt. Und ich, du gute, treue Dorothee, auch ich sage dir jetzt Lebewohl, und auch mir geschieht jetzt weh dabei, daß ich nun nimmer weiter von dir erzählen kann. Warst du mir doch stets ein so willkommenes Bild in meinen Familiengemälden vom Erkerhause!

Doch ich sehe den Sargdeckel erheben. Man trägt sie hinaus. Der Leichenwagen wird geschlossen. Vater und Sohn Stark folgen dicht hinter dem Sarge in tiefster Betrübniß. Hermann geht dem Vater zur Rechten und weint so bitterlich, als ob er dem Leichnam seiner eigenen Mutter folgte, die droben selber in Thränen aufgelöst am Erkerfenster kniet. Selbst der Onkel Philipp geht längst bekehrt hinten drein und denkt für sich: „wie haben sie doch recht gehabt! Nun ist es ganz so gekommen, wie sie mir damals gesagt haben. Es war mit der Dorothee doch kein Fegfeuer. Und jetzt haben sie sich noch obendrein mit ihr ein Stück Himmel verdient.“

Ein dem Sarge vorangehender Sängerchor singt einen

ergreifenden Grabgesang in das Geläute der Glocken. Aus allen Fenstern schauen Neugierige herunter. Doch gar bald ergreift sie seltsame Rührung über diesen großartigen Leichenzug der alten Dorothee, der ihr einstiger Pflegling in so edlem Schmerze hinter dem Sarge nachgeht.

Und so war, wie einst in ihrem Leben, so nun auch nach ihrem Tode buchstäblich an ihr in Erfüllung gegangen, was ihr einst Vater Stark, dieser wahrhafte Christ im Geist und in der Wahrheit, vor vielen Jahren versprochen hatte:

„Und so lang ihr ein treues Auge offen steht in gesunden und kranken Tagen, o wir wollen sie schon recht gut pflegen. Und nur aus meinem Hause soll sie auf den Gottesacker hinausgetragen werden mit allen Ehren, wie Eines von unserem Stande. Ja wohl, die ganze Stadt soll einmal sehen, was ihre Herrschaft auf sie gehalten hat, weil sie ein so treuer Dienstbote war. Und all' die anderen sollen sich's zum christlichen Exempel nehmen. O ich will ihr schon vergelten, was sie an meinem Kinde Gutes thut, im Leben und im Tode, so wahr der liebe Gott auch mir einst möge barmherzig sein!"

IV.

Aus der Briefmappe.

Hast du mir's auch nie mit Worten gesagt, lieber Begleiter, ich habe doch gar oft deine Gedanken errathen, daß, während ich dir von des einen Freundes überglücklichem Leben auf der Hochschule so viel erzählt, du auch gerne hättest erfahren mögen, wie's wohl dem andern ergehe, den das Schicksal in die holländische Fremde hinausgestoßen. Hatten sie sich doch bei ihrem Abschied im heimischen Reichswalde so fest versprochen, sich recht oft zu schreiben, „durch weite Länder getrennt und doch im engen Herzen beisammen.“ Und nicht einen einzigen Brief ließ ich dich bis daher noch lesen, daß du fast hättest argwöhnen können, diese ganze ideale Jugendfreundschaft sei wieder zerronnen, wie eitler Dunst im Winde. — Und ich weiß auch weiter: wie manchmal dachtest du zurück an jenes Hinterhaus in der Schustergasse, und die darin gläubig harrende Braut! Auch von dieser erzählte ich dir bis heute kein weiteres Wort. Glaubst du am Ende gar, auch diese zwei bräutlichen Herzen hätten von der angelobten Treue gelassen, wie das oft so geht mit Liebesschwüren? — Nun verarge mir nicht dies lange Schweigen! Ich habe nicht leicht anders gekonnt, und jetzt will ich Alles wieder gut machen. Ein ganzer Stoß von Briefen liegt vor mir. Und vermag ich auch nicht alle dich

nachlesen zu lassen, die wichtigsten darf ich dir doch nicht vorenthalten. Ich hoffe ja, daß, wenn auch manche vor Jahren schon geschrieben, sie für deine Theilnahme dennoch nicht ganz veraltet sind.

„In der Praxis,“ habe ich diesen Abschnitt des deutschen Lebens überschrieben. Nun wohl, du weißt ja schon aus Hermanns Trinkspruch nach seinem ersten Morgen auf dem Bezirksamte, daß ich unter dieser „Praxis“ eine doppelte verstehe: die auf der Amtsstube, und die Praxis des Lebens. Nun höre aus diesen Briefen, in welcher Weise der andere Freund in dieser letzteren sich eingeschult und vervollkommnet hatte.

Der erste Brief lautete mit Uebergehung des Einganges:

Utrecht, den 12. November 1838.

Mein liebster, bester Hermann!
Mein tapferer, ehrenfester Ritter!

. . . . Wirklich wie ein frischer Frühlingshauch aus deutschem Walde weht dein Wort mich an in der Oede meiner holländischen Wintereinsamkeit. Erkannte ich doch in jedem Worte dein, nur für das Edle glühende und das Gemeine hassende Herz! Und immer frohlockte ich aufs Neue in meiner armen Dachstube: „und ich bin sein Freund, sein ältester und bester auf der ganzen Welt!“ — Wie hast du die Eintönigkeit meiner hiesigen Erlebnisse wieder bereichert! Dieser ehrliche Berggirgl und der alte Vater Hans, welche kernige deutsche Gestalten! Und wieder dieses liebe Schwesternpaar, Annemarie und Evchen! O, Alles hab' ich mit dir im Geiste noch einmal durchlebt! Ich saß mit dir im Tannenwald und las noch einmal deines theuersten Vaters Abschiedsbrief, der mich schon das erstemal so hoch erhoben hatte. Ich grollte mit dir über diesen rohen Voltmann, der ihn so schnöd entweiht. Mit hochklopfendem Herzen stand ich mit dir auf der Mensur, und saß wieder vor deinem Bett im kleinen Austräglerstübchen.

Wahrhaftig, wie hätte ich geglaubt, daß ein Duell mich so begeistern könnte? Du weißt, wie oft wir darüber ehrlich gestritten haben, und auch noch heute bin ich im Principe sein erklärter Feind. Es ist nach meiner Ansicht ein unberechtigtes Ueberbleibsel einer längst überwundenen Barbarei, und steht im grellsten Gegensatze zur Humanität und Geistesbildung des neunzehnten Jahrhunderts, das sich so sehr dieser hohen Menschengüter rühmt. Aber dennoch, ich kann es nicht läugnen, liegt über dem von dir bestandenen Duell und seiner Veranlassung ein so frischer Duft von Sohnesliebe und ritterlicher Poesie, daß ich mich unmöglich hinter meinen Principien verschanzen und ihn von meinem Herzen abwehren konnte. Also noch einmal: Heil dir, mein tapferer, ritterlicher Held und treuer Sohn! — Vor diesem concreten praktischen Falle strecke auch ich die theoretischen Streitwaffen eines obscuren Theologiekandidaten. . . . . Aber jetzt muß ich ein wenig ernstlich mit dir grollen, so hart mich dies auch ankommt, denn der ganze Zug meines Lebens zu dir ist ja nur Liebe. — Da kommt vor drei Tagen ein Paket mit fünfzig Gulden an mich, ohne jedes Begleitschreiben und die Adresse von mir völlig unbekannter Hand. Doch der verrathende Poststempel? — Liebster Hermann, warum hast du mir das gethan? O gewiß nur in der besten, edelsten Meinung, denn eine andere hat ja keinen Platz in deinem Herzen. Und glaube mir nur, es hat mich deine Großmuth, eben weil sie so herzlich gemeint gewesen, doch auch wieder innig gerührt. Aber ich besinne mich vergebens, wo ich dir dazu in meinem letzten Briefe Anlaß gegeben hätte. Wohl schrieb ich dir umständlich genau, wie ich mein kleines Stipendium auf jedes Bedürfniß des Tages eingetheilt, und als welch' geschickter Haushälter ich Einnahme und Ausgabe in harmonischen Einklang gebracht habe. Aber, mein Liebster, warum habe ich dir das Alles so genau vorgerechnet? Einzig nur deßhalb, damit deine Besorgniß um meine pekuniäre Existenz, die in deinem Briefe

so sichtlich durchschimmerte, gründlich und für immer verschwinden möge. Habe ich zudem dir nicht ausdrücklich versichert, daß auch meine lange Pfeife, diese unentbehrliche, traute Freundin meiner einsamen Gedanken, die mit mir studirt und meditirt, daß auch diese von dem Tabakfabrikanten, bei dem ich eine lateinische Stunde gebe, überreich und aufs allerfeinste versorgt wird? — Und in der scherzhaften Art, mit der ich dir das schrieb, stak gewiß noch überdies der ganze Humor meiner Zufriedenheit mit wenn auch knappen, so doch zum Glück eines bescheidenen Menschen hinlänglich ausreichenden Mitteln. — Also ernstlich grollen muß ich mit dir wegen dieser mysteriösen Geldrolle. Und so vernimm nun den Ausbruch meines vollen Zornes! Das Feuer wandle dies dein Geschenk in deiner eigenen Hand zu Asche, und aus deinem eigenen Munde quelle der Rauch hervor! Lautet das nicht ganz fürchterlich? Aber so sei's! Beim Gott Vulkan hab' ichs geschworen. Und also, mein liebster Hermann, bist du wohl so edeln und bußfertigen Herzens, und rauchst zu deiner Strafe diese beifolgende Kiste feinsten Portoricos, wie er in Deutschland gar nicht zu haben ist; und denkst bis zur völligen Besänftigung meines gerechten Zornes bei jeder Wolke, die deinem lieben Mund entwirbelt, an unsere Freundschaft, die nie und nimmer in Rauch vergehe, sondern felsenfest fortwähre bis ans Ende unserer Tage. Nach diesem drakonischen Urtheilsspruche schaue ich dir schon wieder ganz besänftigt in deine großen, treuen Augen, als dein glücklicher Freund, dem du fortan nie was Geringeres schenken mögest, als deine Liebe, um die für sein ganzes Leben dich bittet, dein dich herzlich küssender, mit seinem Schicksal völlig zufriedener

Theodor.

P. S. Wenn ich nur von meinem liebsten Vater bessere Nachrichten hätte! Aber ich fürchte mich anfangs vor jedem neuen Brief und bin mir oft selber böse, daß ich noch so ruhig sein

kann, und gar wie heute Scherze niederschreibe. Doch Gottes heiliger Wille geschehe an ihm und mir! Ich bin ergeben und aufs Schlimmste gefaßt.

* * *

Theodors Befürchtung ging auch schon nach wenigen Wochen in Erfüllung. Nachfolgender Brief möge dir Alles sagen!

Utrecht, den 10. Januar 1839.

Mein innigst geliebter Hermann!

Wie danke ich dir herzlich genug für dein erhebendes Trost=wort, an dem sich mein tiefbetrübtes Herz wahrhaft erbaut und erquickt hatte! O wie empfand ich es da wieder so tief, was dem Menschenherzen ein treuer Freund sei, wie du mir einer bist! Welch' kostbarer Schatz, den kein noch so großer Reichthum an irdischen Glücksgütern ersetzen kann! — O liebster Hermann! Daß doch mein seliger Vater in seinem Jenseits deine Worte noch ver=nehmen könnte, wie würde er in seinem Geisterreiche droben unsre Freundschaft hier unten noch einmal segnen. Ach ja, du hast ganz Recht — und das bezeugte mir wieder, wie wahr und tief du mit mir empfindest — es war wohl noch das Allerhärteste für mich, daß ich nicht an seinem Sterbebette stehen und ihm nicht die treuen Augen zudrücken durfte, die seinem ganzen Hause und meinem Herzen so sorgliche Wächter gewesen. O mögen das meiner Mutter und meinen Geschwistern Weihnachtstage gewesen sein! Da die ganze Welt sich der Geburt des Heilands freute, betrauerte mein armes Elternhaus einen gestorbenen Vater. Und ich war nicht dabei! — O nie habe ich noch nach Geld gejam=mert. Aber, daß ich auch nicht einmal so viel hatte, um zu meinem sterbenden Vater heimzueilen, über diese Armuth hätte ich doch blutige Thränen weinen mögen.

Doch, Gott sei tausendmal darum gelobt, mein Herz war dennoch bei ihm in der Heimath, und das seine kam zu mir in meine Fremde. Ach, höre nur!

Du weißt aus dem kleinen Blatte, das ich dir nach unserm Abschied im Reichswalde noch in die Hand gedrückt, wie ich mein Geheimniß mit Elisabeth selbst meinen lieben Eltern verschweigen wollte. Aber wahrhaftig nicht aus Mangel an kindlicher Pietät. Nur unnöthige Besorgniß wollten wir ihnen unsertwegen ersparen. Mein Gott, es lag ja damals der glückliche Tag unserer Verbindung noch in so unendlicher, unbekannter Ferne. Aber es hatte sich doch Alles ganz anders gefügt. Und du sollst nun wieder der Erste und Einzige sein, dem ich außer meinem und Elisabeths Hause dieses neue Geheimniß anvertraue.

Als schon einige Wochen nach meinem Hiersein meine gute Mutter mich auf die Auflösung meines unvergeßlichen Vaters vorbereitete, da ließ mir mein Geheimniß Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Die bittersten Vorwürfe, meinem todkranken Vater daheim so Wichtiges verschwiegen und mich selber dadurch um seinen letzten Segen betrogen zu haben, quälten mich von Stunde zu Stunde unerträglicher. Endlich beugte ich mich unter die Macht meines mich verklagenden Gewissens. Voll Demuth schrieb ich Alles, Alles heim bis auf den geheimsten Gedanken, und bat mit aller Ehrfurcht eines reumüthigen Sohnes um Verzeihung für mein bisheriges Schweigen, und um den Vatersegen für mein späteres Leben mit Elisabeth. Mit Angst und Zittern harrte ich auf die Antwort. Denn du weißt, bei all' seiner unermüdlichen Sorge für uns war mein seliger Vater in seinem christlichen Hausregimente doch ein strenger Mann, namentlich in so zarten Gewissenssachen; am allerstrengsten aber gegen sich selber, das Haupt und Vorbild seiner Familie, an dem wir Alle nur voll heiliger Scheu hinaufschauten. Und nun denke dir, liebster Hermann: gerade am heiligen Weihnachtsabend, da ich so recht einsam und

traurig in meiner dürftigen Dachstube an dem kleinen Fenster stand, und von dieser neidlosen Höhe über den Platz hinüber in einem reichen Kaufherrnhause den reich beladenen Christbaum funkeln sah, — da über diesem heimathlichen Bilde das ganze Heimweh über mein kummerschweres Herz gekommen, um meinen todkranken Vater, um Elisabeth, um dich und Alles, was ich verlassen mußte — in diesem Augenblicke klopfte es an meiner Thüre. Ich glaube, ich hätte keinen Blutstropfen gegeben, so arg schrak ich zusammen. Meinte ich doch nicht anders, als der Geist meines Vaters habe sich bei mir angemeldet. Erst nachdem das Klopfen sich wiederholt, rief ich ängstlich „Herein." Und siehe, der Briefträger war's, und er brachte mir das heißersehnte Wort meines Vaters. Du kannst dir vorstellen, mein lieber Hermann, wie angstvoll das Herz mir geschlagen, da ich den Brief eröffnete; mit welch' zagender Scheu ich Zeil' um Zeile las. — Aber da ich ihn zu Ende gebracht, sank ich auf meinen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. Ach, war das ein räthselhaftes Gemisch von Thränen! Wie sollte man nur denken, daß sie aus einem und demselben Herzen hätten hervorquellen können! Thränen der Glückseligkeit und des Dankes, daß mein Vater so unsäglich edlen Herzens mir verziehen und mich mit Elisabeth gesegnet hatte, und wieder dazwischen Thränen unaussprechlicher Trauer, daß solch' ein Vater so bald mir sterben sollte, dessen helles Augenlicht noch so lange mir von Nöthen gewesen im Dunkel meiner verwaisten Armuth. Doch laß mich abbrechen von diesen Gedanken! Es geschieht mir zu weh' dabei. Und wie du mir vor wenig Wochen deines Vaters herrlichen Abschiedsbrief wortwörtlich mitgetheilt, so schicke ich dir nun auch des meinigen Scheidewort, aber ach sein allerletztes auf dieser Erde:

Es lautete:

Am 19. Dezember im Jahre unseres Herrn 1838.

Mein braver, guter Sohn!

Meine Hand zittert und auch mein Herz; diese vor Schwäche, das so vor Wehmuth, wie vor Freude. Denn mein Sterben ist nahe und du, mein Sohn, bist weit. Doch nur dem Leibe nach, dein Geist aber ist bei mir und er thut mir wohl in meinen letzten irdischen Tagen. Du hast als treuer Sohn dein Herz mir aufgeschlossen, und bittest mich, ich solle verzeihend die Schwäche dir nachsehen, daß du's nicht eher gethan. Es ist dir verziehen. Denn du dachtest dabei nichts Böses, und bist mir alle Zeit ein guter Sohn gewesen, so wie dein Wandel unabläßig vor dem Auge des Herrn bestehen konnte. Und auch von ihr, die du dir im Herzen zum künftigen Eheweib erkoren, weiß ich einzig nur Gutes und ihr Leben dünkte mir nach Gottes Vorschrift bestellt zu sein, sowie ihre ganze Art mir immer wohlgefallen in Wort und That, in Zucht und Fleiß. Nicht minder auch ihr Haus, darin sie groß geworden, befand ich stets nur von Gottes Geist durchweht, arm an irdischen Gütern, aber an himmlischen wohl versorgt. So will denn abermals die Armuth mit der Armuth sich vermählen. Wie's der Vater gethan, so nun auch der Sohn. Das ist nun eben nicht nach der Menschen, so doch nach Gottes Sinn. Und so ich von euch treulich hoffen darf, daß Gottesfurcht und Herzensreinheit, demüthig Genügen und sparsamer Fleiß in euer Haus einst mit eurer Armuth einziehen, und ihr treue Genossen verbleiben wollen, so ich zurückschaue auf mein eigenes Haus, so arm gewesen und an Gottes Segen so reich geworden, wie sollte ich da nicht meine zitternde Vaterhand jetzt erheben, um euch Beide nach deiner ehrfurchtsvollen Bitte vollauf zu segnen?

Aber noch eine gar ernstliche Mahnung, mein Sohn! Es thut nicht gut, daß solch' ein Geheimniß sei zwischen Eltern und Kindern, sei es in schlimmer Absicht, sei's in guter. Denn es

verstößt gegen Gottes Gebot, das da befiehlt, Vater und Mutter zu ehren. Aber nur des Kindes Vertrauen ehret sie, und nicht das Heimlichthun. Du hast es ja selber jetzt in deinem Herzen erkannt, und danke Gott dafür! noch zur rechten Stunde, bevor mein Ohr völlig taub und mein Mund völlig stumm geworden. Der lauernden Rotte später anstürmender Vorwürfe hast du jetzt weislich den Weg abgeschnitten. Drum, mein Sohn, trage nun auch ernstlich Sorge für die, mit der du dereinst werden willst ein Leib und eine Seele, daß nun auch diese als unterthänige Tochter ihren Mund aufthue vor der Mutter, wie du's als gehorsamer Sohn gethan vor mir, und schicke ihr meinen Segen vor'm Sterben, damit sie mit dir im Leben gesegnet sei!

Ich hoffe, mein Sohn, da in vier Tagen der Erdkreis den als Kindlein zur Welt gekommenen Herrn Christum Jesum feiern wird, soll auch dieses mein Segenswort in deinem Herzen seine Einkehr feiern. Es sei das Christgeschenk deines Vaterhauses, also kostbar, daß kein anderes daneben bestehen kann. Denn wie weiß ich, ob es nicht auch mein letzter Abschied ist? Die Zeichen des nahenden Todes mehren sich immer bedenklicher an meinem sterblichen Leibe. Und nur meine Liebe zu deiner unsterblichen Seele hat noch meine Schwäche zum Schreiben dieser Worte gekräftiget. Sie seien dir durch all' deine Tage ein zeugendes Unterpfand dafür, mit welcher Treue ich dich geliebt. Und hörest du von meinem Sterben, so betrübe dich darüber nicht allzusehr! Thue vielmehr du mit Elisabeth nach meinem letzten väterlichen Rathe: Trauert, als ob ihr euch freuen, und freuet euch, als ob ihr trauern möget! — Trauere, daß ich von euch geschieden, aber freue dich, daß ich zum Herrn gekommen, in dem ich gelebt und auch sterben werde. Ich fürchte den Tod in keinerlei Weise, denn ich habe lebend immer den gefürchtet, so den Tod überwunden und in seliges Leben ihn verkehret hat. Und ebenso, mein Sohn, freue dich deiner reinen Liebe zu Elisabeth, aber

heiliger Ernst geselle sich zu deiner Freude, daß sie nicht ausarte in sinnliche Lust, so vor den Augen Gottes nicht bestehen kann. Freue dich deiner zukünftigen Freuden, so dein späterer Ehebund dir wird bescheren! Aber auch schon jetzt trauere ob all' der Trübsal, die auch eurem Leben nicht mag ausbleiben. Denn Menschenleben hat Freud' und Leid, und wer weiß, in was ihr reicher werdet oder ärmer. So ihr aber euch immer freuet, als ob ihr trauern, und immer trauert, als ob ihr euch freuen möget, wird zuletzt doch Alles nur ewige Freude sein. So lerne diese Worte deines Vaters begreifen! Sie haben meiner eigenen Trauer und Freude allezeit weises Maß verliehen. Und auch an euch mögen sie sich bewähren. — Und nun lebe wohl! Meine Hand versagt den Dienst. Mein Auge wird matt. Aber mein Herz wird dich gleich mächtiglich lieben bis zu seinem letzten Schlage. Ich segne dich und Elisabeth im Namen unseres dreieinigen Gottes, der mir im Sterben möge seine Barmherzigkeit erweisen, und euch im Leben seine Gnade. Das ist vielleicht das letzte Wort deines nach irdischer Vollendung und himmlischem Erbtheil verlangenden, in den Willen des Herrn demüthig ergebenen, und dir übers Grab hinaus ewig getreuen Vaters

Gottlieb Faber.

So, liebster Hermann, sprach mein sterbender Vater zu mir. O waren das nicht goldene Worte? Und solch' ein Vater mußte mir sterben! Aber auch meine gute Mutter schrieb mir unendlich lieb, wie ihr ganzes Wesen. Könnte ich dir nur jedes Wort davon mittheilen! Aber wann käme ich dann zu Ende? Nur einen Satz ihres Briefes höre noch schnell:

„Dein treues Wort, mein guter Sohn, darin du dem Vater und mir dein Herzensgeheimniß so gewissenhaft gestanden hast, danken wir dir Alle, deine Eltern wie deine Geschwister. Denn du hast deinen armen Vater noch vor dem Sterben um ein paar

glückliche Stunden reicher gemacht, und deine kindliche Unterthänigkeit und Liebe strahlt wie ein tröstender Stern in das Dunkel seiner Leiden. Diese Wohlthat eines Sohnes an seinem sterbenden Vater geht dir sicher nie und nimmer verloren."

Gott, wie war mir doch an jenem einsamen Weihnachtsabend mit diesem Christgeschenke! Bald hätte ich über den Platz hinüber jubeln mögen: O ihr reichen Leute da drüben, ich habe doch ein noch viel kostbareres Christgeschenk erhalten, als ihr euren Kindern zu schenken vermochtet — den letzten heiligen Vatersegen für mich und meine Liebe. Und wieder hätte ich verzagend hinsinken mögen. — Ach laß mich schließen! Was soll ich auch dir das Herz schwer machen? Es wird mit Gottes Hilfe schon Alles recht werden. — Gehorsam dem Willen meines Vaters habe ich nun auch der Frau Professorin Moser unser Geheimniß vollständig anvertraut, und ihr den Segensbrief des Seligen mitgeschickt. Ich harre täglich sehnsüchtig auf Antwort. O daß nur auch diese mir die Gewißheit meines heißesten Verlangens bringe! Aber ich hoffe darauf mit aller Zuversicht des Herzens, das sich nur der reinsten Gesinnung und lautersten Redlichkeit bewußt ist. Nun komm, mein Liebster, gieb mir einen Kuß, und wie mir's auch noch ergehe, bleibe fort und fort der treueste Freund deines dich zärtlich liebenden, dir unwandelbar anhänglichen

Theodor.

* * *

Und auch diese Antwortsbriefe sollst du noch lesen, lieber Begleiter! Ich hoffe, auch sie sollen dir willkommen sein. Bilden sie doch den Wendepunkt von Theodors ganzem Leben!

Utrecht, am 25. Januar 1839.
Morgens 7 Uhr.

Mein herzlich Geliebter!

An mein Fenster hat der kalte Nachthauch wunderschöne Eisblumen hingezaubert. Wie bald werden sie wohl von dem Kamin=

fener meines Dachstübchens wieder zerronnen sein! Aber auf meinem Tische liegen zwei andere Blumen, die sind vorgestern Abends, als ich schon längst vor meiner Studirlampe saß, in meine Einsamkeit hereingeschneit, und die leuchten so schön und duften so süß, daß man meinen sollte, draußen prange die ganze Welt im Frühling. Kannst du wohl errathen, auf welch' liebem Boden diese Blumen aufgegangen sind? — O gewiß! und auch du sollst dich an ihnen erfreuen. Aber nur noch ein klein wenig Geduld, mein liebster Sturmwind! Erst mußt du noch ganz ruhig auf eine ziemlich lange Geschichte horchen! Zum Lohn für aufmerksame Geduld bekommst du dann zuletzt auch diese schönen Blumen zu sehen.

Und nun höre, wie merkwürdig wohl für mein ganzes Leben!

Gestern Abend kommt zu meiner größten Ueberraschung ein reich gallonirter Bedienter auf mein Stübchen, und ersucht mich, sogleich mit ihm zu seiner Herrschaft zu kommen, dem Kaufherrn van der Straaten, der etwas sehr Wichtiges mit mir zu besprechen habe. Ich konnte mir natürlich gar nicht denken, was das nur sein könne, ging aber doch sogleich mit, nachdem ich nur noch schnell meinen Sonntagsrock angezogen hatte. Und denk' dir meine Ueberraschung! Der Bediente führte mich gerade über den Platz hinüber in jenes palastähnliche Haus, darin ich am Weihnachtsabend so verlassen und traurig den reichen Christbaum funkeln gesehen. Welch' seltsame Empfindung durchwogte da mein Herz, als ich die breite, mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinaufstieg! Dann ward ich in ein so prachtvolles, mit allem Luxus der Welt ausgeschmücktes Zimmer geführt, wie ich in meinem Leben noch nichts Aehnliches gesehen. Und kaum hatte ich mich voll Staunen ein wenig näher umgeschaut, trat auch schon der Kaufherr mit seiner Frau, er eben so hager und ausgetrocknet, wie sie stattlich, aus einer Seitenthüre herein. Die Frau grüßte mich erst ziemlich freundlich, der Mann hingegen gar nicht. Gleich

danach musterten mich aber Beide so kalten Blickes von oben bis unten, daß ich gar nicht mehr recht wußte, wie ich nur dastehen sollte. Sei es nun, daß ich ihnen doch nicht so ganz mißfallen, oder sie mir meine Verlegenheit angesehen, kurz, die Frau lud mich mit einemmale freundlicher, aber doch nur mit vornehmer Handbewegung ein, mich niederzusetzen. Der Kaufherr indessen sah kalt und trocken wie zuvor auf mich hin, und blieb mit verschränkten Armen am Kamine stehen, auch nachdem seine reich geputzte Frau auf ein kleines Sammtkanapee sich geräuschvoll niedergelassen, und ich in der unheimlichsten Stimmung den nächstbesten Stuhl in Besitz genommen hatte. Was wollen diese reichen Leute nur mit mir? dachte ich, und saß wie auf glühenden Kohlen, so eiskalt mich auch dieser ganze Reichthum sammt seinen unsympathischen Besitzern anfröstelte. Hierauf setzte mir die Frau des Hauses in höchst gewandter, aber eben nicht gemüthlich klingender Geschäftsrede den Grund meines Hierseins folgendermaßen auseinander, und zwar in deutscher Sprache, mit kaum merklich fremdländischem Accente:

Sie heißen Theodor Faber, und sind ein deutscher Pfarrerssohn! So sind wir gewissermaßen Landsleute, denn auch meine Großeltern waren Deutsche und bei Cleve zu Hause. Der Herr Professor van Heeren hat Sie uns nun empfohlen als einen braven, fleißigen jungen Mann. Und da wir eines solchen bedürfen zum Privatunterricht unseres ältesten, vierzehnjährigen Sohnes, der hier das Gymnasium besucht, so bieten wir Ihnen bei uns die Hauslehrerstelle an. Die eigentliche Erziehung bleibt dabei völlig in meiner Hand. Also, wie gesagt: nur Hauslehrer sollen Sie sein, und sich um weiter gar nichts bekümmern. Sie werden dabei zu Ihrem Collegienbesuche, wie sonstigen Studien, hinlänglich Zeit haben. Aber eine Bedingung, von der wir durchaus nicht abstehen, ist die, daß Sie während voller vier Jahre Ihren Zögling nicht verlassen, und sonach auch in den Ferien sein

Begleiter bleiben, sei es nun auf einer unserer magnifiquen Villen, oder auf Reisen, was Alles noch nicht so bestimmt vorausgesagt werden kann. Dafür genießen Sie in unserem Hause, wie auf Reisen, natürlich völlig freie Verpflegung, und dann ein Jahrgeld von fünfhundert holländischen Gulden. Sie sehen daraus, wir machen wenig Ansprüche, und zahlen dennoch sehr splendid. Und so dächte ich, da mir der Professor van Heeren auch gesagt, daß Ihr Vater vor Kurzem gestorben sei, und Sie bloß auf ein kümmerliches Stipendium von ein paar Hundert Gulden angewiesen sind, daß Ihnen mein Anerbieten auch in jeder Hinsicht convenabel sein dürfte. Abgesehen davon, daß Sie bei uns natürlich materiell eminent gut leben, könnten Sie sich in diesen vier Jahren auch außerdem ein ganz nettes Sümmchen zusammensparen, das Ihnen bei Ihrer einstigen Rückkehr nach Deutschland wohl mehr als gut zu Statten käme. Ueberdies genießen Sie bei uns noch den weiteren Vortheil, auf Ihren Reisen gar manches Stück von der Welt zu sehen, wovon ein deutscher Landpfarrer wohl nur sehr selten einen Begriff bekommt. Haben Sie endlich Talent und Lust, sich in neueren Sprachen auszubilden, so ist Ihnen in unserem Hause jede Gelegenheit hiezu geboten, da außer dem Holländischen, Französischen und Deutschen in unserer Familie auch noch englisch und italienisch auf dem Comptoir gesprochen wird, und Sie immerhin so viel Zeit finden werden, aus dieser Gelegenheit Ihren Nutzen zu ziehen. Damit habe ich Ihnen Alles gesagt, was mir vor der Hand nöthig schien, und es ist nun an Ihnen, auf mein Anerbieten zu erwiedern, ob Sie es annehmen wollen oder nicht."

O kannst du dir denken, liebster Hermann, welch' eine Fluth widerstreitender Empfindungen in meinem Herzen da auf- und niederwogte, während diese reiche holländische Kaufherrnfrau mit so nüchternen Worten zu mir geredet hatte? Wie sie zu Ende war, sah ich noch immer schweigend vor mich hin. Erst als Frau

van der Straaten mit dem etwas scharf betonten Worte mich aus meinem Hinbrüten aufschreckte: „Nun Herr Faber, so reden Sie doch einmal!“ — da faßte ich mir den Muth zu erwiedern: „Verehrteste Frau, Sie verzeihen, ich kam so völlig unvorbereitet hieher, und Ihr hochwichtiger Antrag hat mich jetzt dermaßen überwältigt, daß ich schon um die gütige Erlaubniß bitten muß, mir ihn erst zu Hause überdenken zu dürfen. Glauben Sie mir, daß, wenn ich die mir angebotene Verpflichtung übernehme, ich sie dann auch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit ausführen werde. Aber gerade deßhalb ist es mir jetzt unmöglich, so ohne weitere Prüfung meiner selbst auf Ihr geneigtes Anerbieten schon im ersten Augenblicke ja zu sagen. Weit entfernt, an irgend einer der mir mit solcher Bestimmtheit mitgetheilten Bedingungen mäkeln zu wollen, und schon im voraus dankbar für Ihr so großes Zutrauen bitte ich dennoch um die gütige Vergünstigung, daß ich erst morgen frühe zu jeder gewünschten Stunde so frei sein darf, mich mit aller Offenheit auf Ihren für mich so ehrenvollen Antrag auszusprechen.“

Frau van der Straaten hatte mich während dieser Erwiederung mit ziemlich kalten Blicken angehört, und sagte dann, kurz abgemessen: „Nun ich will Ihre Bitte gerade nicht rundweg abschlagen, Herr Faber! Um elf Uhr morgen früh wird also einer unserer Bedienten auf Ihr Zimmer kommen. Sind Sie dann entschlossen, so folgen Sie ihm, um sofort in Ihre Stellung einzutreten. Im entgegengesetzten Falle wollen wir's bei unsrer heutigen Bekanntschaft bewenden lassen. Also, guten Abend!“

Damit erhob sie sich, und auch ich stand auf. Ich wußte wirklich gar nicht recht, wie ich durch den großen Saal vom Kamin bis zur Thüre mit schicklichem Anstand nur hinauskommen sollte. Ich verbeugte mich, ich weiß gar nicht wie oft, und hatte mich dabei wahrscheinlich in hohem Maße linkisch benommen. Wenigstens sah ich noch an der Thüre, wie der Kaufherr, der

unterdessen wie eine Wachsfigur am Kamin gelehnt war, sein trockenes Gesicht zu einem Schmunzeln verzog und dann zu seiner Frau auf holländisch sagte, was ich aber doch verstand: „Hat mir nicht übel gefallen," worauf sie ihm erwiederte: „Hoffentlich bekommen wir ihn auch. Dem armen Teufel wird's wohl thun."

„Dem armen Teufel!" — O Hermann, wie dieses Wort mir in der Seele weh that! Ich hörte auf der Treppe und auf dem Platze hinüber gar nichts Anderes mehr um mich, als immer nur dieses eine Wort: „Dem armen Teufel wird's wohl thun." — Als ich dann wieder auf meiner fünf Stiegen hohen Dachstube saß, welch' schweren Kampf hatte da mein Herz gekämpft! — Dort, in dem reichen Kaufherrnhause, bot sich mir ein äußerlich sorgenfreies Leben und, was mir noch tausendmal verlockender dünkte, die Hoffnung, ja sogar die Gewißheit, mir ein kleines Vermögen ersparen zu können, für einen zukünftigen, bescheidenen Landpfarrer sogar krösusartig. Ach, Elisabeth und ich sind ja so arm wie die Kirchenmäuse, und könnten unsern ersten Haushalt außerdem wohl nur einmal mit Schulden begründen, wie leider oft nur so viele meines Standes damit beginnen müssen, um mit Noth und Sorgen fortzufahren. Aber hier, in meiner dürftigen Mansarde winkte mir wieder die volle Freiheit meiner Person, die auch in der höchsten Beschränkung aller Bedürfnisse und Lebensgenüsse ihren süßen Zauber nicht verliert. — Die Wanderlust in fremde Länder reizte mich ja zu sagen. Aber die Sehnsucht nach der fernen Heimath, die ich so lange entbehren sollte, schnürte mir wieder die Kehle zu. — Dort verlockten mich fremde Sprachen, und wie gut wäre es für mich, dachte ich mir, sie reden zu lernen. Aber mein so durch und durch deutsches Gemüth, sagte ich mir wieder verzagend, wie muß es vielleicht in diesem goldenen Käfig darben und verarmen, während mein Geist sich bereichert mit dem Verständniß ausländischer Zungen! — O Hermann, war das ein qualvolles Zaudern und Zagen!

Und so saß ich noch lange mit meinen Gedanken in meinem kleinen Stübchen. Es dunkelte schon völlig, aber ich konnte nicht dazu kommen, die Lampe mir anzuzünden. Ich rückte den Stuhl ans Kamin, hielt die Hand vor die Augen und gedachte meines todten Vaters, was s e i n weises, treues Herz mir wohl gerathen hätte. Das Reisig knisterte zu meinen Füßen, und an mein Fenster schlug tobend ein mächtiger Schneesturm. — Und wie ich diesem Knistern und Stürmen mit geschlossenen Augen so lauschte, wie seltsam! — da geschah mir, als ob der Selige leibhaftig vor mir stände, im schwarzen Predigerrock, und die Bibel in der Hand, ganz so, wie ich ihn im Leben so oft auf der Kanzel gesehen. Aber sein ehrwürdiges Gesicht war wie verklärt, und hatte nichts Irdisches mehr. O war das eine rührende Erscheinung, die mir im Weh meiner Gedanken so wohl that, daß ich mich gar nicht getraute, die Augen aufzuschlagen, um dieses Bild vor meinem inneren Schauen nicht wieder zu verscheuchen. — Und mein Herz bat ihn voll Ehrfurcht um seinen getreuen, väterlichen Rath, und mein Geist hörte ihn zu mir sagen: „Was fragst du mich, mein Sohn? Habe ich dich jemals was Anderes gelehrt, hast du in deinem Hause jemals was Anderes gesehen, als Demuth und Entsagung? — So übe sie jetzt! Werd' ein Meister in der Schule des Opfers! Es wird dein späteres Heil werden, leiblich und geistig. Ergreife die Hand der Vorsehung, stoße sie nicht von dir weg!“ — So hörte ich meinen christlich weisen Vater aus seinem Jenseits zu mir reden.

Dann sah ich wieder meine Mutter in der irdischen Armuth einer vermögenslosen Pfarrerswittwe. Und hatte in der Wage meines schwankenden Entschlusses schon des Vaters Rath die Schale des Dafür gar schwer gemacht, so sank nun auch der Mutter dürftiges Alter darauf, sammt meinen fünfhundert Gulden verheißenen Jahrgeldes. Und die Schale des Dawider, darin als das Schwerste meine Eigenliebe gelegen, schnellte so leicht

empor, als sei sie nur von einer Feder beschwert. Mein Entschluß war gefaßt, und so blieb ich noch eine Weile am Kaminfeuer sitzen, und lauschte noch länger dem Wintersturm. — O, was der Alles in mein Stübchen herein mir erzählte! — Von meiner Mutter und meinen zwei Schwestern bei ihr. — Die saßen spät Abends in ihrer kleinen Miethwohnung, und arbeiteten für fremde Leute ums Geld, nach gottergebener Wittwen- und Waisenart. Es ist gerade das Georgiziel, da der Hauszins zu zahlen ist. Fünfzig baare Gulden. Und da liegen sie auch schon seit gestern bereit, mit Mühe und Noth zusammengespart .... Da tritt der Postbote ganz unversehens zu ihnen herein; und sie jubeln alle drei: „ein Brief von Theodor!“ — Und die Mutter öffnet ihn. In ihrer hastigen Freude fällt ein Papier auf den Boden. Eine der Schwestern hebt es auf. Und sie sehen die Banknote miteinander staunend an. Es steht darauf gedruckt: „Fünfzig Gulden.“ — Und in meinem Briefe steht einfach geschrieben: „zum erstmaligen Miethzins im fremden vaterlosen Hause.“ — Alle drei seh' ich weinen — aber nur die süßesten, mildesten Thränen .... O Hermann, war das nicht eine herzliebe Geschichte, die da der Sturmwind mir erzählte?

Aber er wußte noch mehr. Und von Elisabeth hörte ich jetzt ihn zu mir reden. Die führte ich als gerade mir angetrautes Weib in den Pfarrhof, darin ich erst selber eingezogen war, und ich zeigte ihr das ganze Haus, und jede Stube darin war gar wohl bestellt, einfach aber gediegen, wie ihr eigenes Wesen. Und sie hatte daran gar großes Gefallen, und ihre treuen Augen glänzten vor Freude. Zuletzt erschloß ich ihr auch noch einen kleinen Schrein, und sagte zu ihr: „Sieh', liebes Weib, da drinnen liegt auch unser Nothpfennig geborgen für schlimme Zeiten, und für dein Wittwengeld, wenn ich vor dir sterben sollte, daß du nicht mit verarmten Händen dastehst. Und das Alles habe ich mir selber verdient, und du mit mir. Denn deine gottvertrauende

Liebe hat mich ja gestärkt, daß ich so freudig ausharren gekonnt in der Botmäßigkeit unter fremden Leuten." — War das nicht auch eine gar herzensheitere Geschichte, die mir unter dem Brausen des Schneesturmes durch die Seele zog?

Wie ich dann noch eine Weile in solch' glücklicher Träumerei in das verglimmende Reisig geschaut, da klopfte es wieder einmal an meiner Thüre. Aber diesmal erschrak ich nicht, und rief muthig „herein." Ahnte ich doch, daß, wie immer zu dieser Abendstunde, ein Brief bei mir einkehre. Doch mein Herz schlug trotz alledem heftig. Denn, dachte ich mir sogleich, es kann ja die Antwort sein von Mutter Moser und zuletzt auch gar noch ein Wort von Elisabeth. Und der Postbote legte gleich schweigsam wie vor zehn Tagen den traurigsten aller Briefe, nun auch diesen auf meinen Tisch und ging, echt holländisch, grußlos von dannen. Ich sah noch schnell am Kamine nach der Adresse, und sie war es, die gleich heiß wie ängstlich ersehnte Antwort von Mutter Moser. Ich weiß heute Morgen noch gar nicht, wie ich nur in meiner Ungeduld die Lampe anzünden konnte. Aber daß ich bei ihrem Lichte die beglückendsten Briefe durchflog, das weiß ich und werde es mein Lebtag nicht vergessen. O, das waren die lenzigen Blumen, die mir im Schneesturme gestern Abend hereingeschneit kamen. Und jetzt, liebster Hermann, nachdem du so geduldig Alles angehört, jetzt soll auch dieser Blumenduft dir entgegenwehen. Doch welchen Brief lasse ich dich zuerst lesen? Den Elisabeths? Nein, die Mutter gehe auch bei dir der Tochter voran. Denn was wäre deren Liebe für mich ohne den Segen jener? — Also unsere gute Mutter Moser schrieb mir wörtlich:

Mein lieber, guter Theodor!

Die Augen sind mir noch nicht völlig trocken geworden von den Thränen, die ich über Ihres seligen Vaters echt christlichen Abschiedsbrief weinen mußte, sowie über Ihren eigenen, in dem

Sie mich für Ihre Liebe zu Bettchen um meinen Muttersegen bitten, und schon greife ich zur Feder, um ihn für Sie niederzuschreiben. O welch' schweren Kummer haben Sie meinem Herzen abgenommen! Nicht deßhalb, lieber Theodor, weil Sie mir nun mit so heiligem Schwure betheuert haben, wie redlich Sie's mit der Zukunft meines Kindes meinen. Daran hätte ich auch ohnedem niemals gezweifelt. Aber dadurch haben Sie mein gepreßtes Herz wahrhaft erlöst, daß Sie Ihrem seligen Vater noch Ihr Herzensgeheimniß gestanden haben, und er erst nach seinem Segen für Sie und Bettchen von dieser Welt geschieden ist. Mir selber, lieber Theodor, haben Sie mit Ihrer heimlichen Verlobung nichts Ueberraschendes gesagt. Auch Bettchens reiner, frommer Natur hatte es schon bald nach Ihrem Abschiede von uns keine Ruhe gelassen, bis sie mir als treues Kind ihr ganzes Geheimniß anvertraut hatte. Sie können denken, wie mir damals so wehe geschah, welch' eine peinliche Demüthigung ich für mich empfand, daß ich von dieser Liebe wußte, während sie Ihren guten Eltern noch verborgen war. Wie danke ich nun dem lieben Gott, daß er auch Ihr Herz noch zur rechten Zeit gemahnt hatte, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, wie Ihr seliger Vater das vom Heimlichthun zwischen Eltern und Kind so wahr und schön in seinem Briefe gesagt hat. O daß er's hätte auch noch von Bettchen erfahren können, wie auch bei ihr die gute Tochter über die heimlich Verlobte schon zuvor aus eigenem Antriebe den schönen Sieg der Kindesliebe davongetragen hatte! Doch vielleicht weiß er nun auch das, und segnet mein Kind noch einmal im Himmel mit doppelter Freude.

Und wie soll ich nun als Bettchens Mutter zu Ihnen reden? Wie kann ich als verständige Frau, die Herz und Liebe kennt, daran denken, den Seelenbund, den Sie in solcher Reinheit der Gesinnung, in solchem Gottvertrauen, miteinander geschlossen haben, nun wieder gewaltsam zu trennen? — Hab' ich doch Ihren ersten

Brief an Bettchen wortwörtlich gelesen! Der sagt Alles und bringt bei mir jede Sorge, als sei Ihre Liebe nur ein schnell verlöschendes Jugendfeuer, völlig zum Schweigen. Ja, Ihrem Worte glaube ich, daß Sie mein Kind wirklich und für alle Zeit lieben werden, so oft auch die überschwenglichsten Liebesbriefe durch die spätere That zu eben so vielen Lügen werden. Denn ich habe vier Jahre lang Wort und Werk an Ihnen immer nur Hand in Hand gehen sehen. Zwar andere Bedenken, die nicht sowohl euren beiden Herzen und Charakteren gelten, als Ihrem Alter, und der so ganz und gar unbestimmten Dauer dieses Brautverhältnisses, hätte ich genug auf dem Herzen gehabt. Aber lieber Gott, damit komme ich ja doch nun viel zu spät. Das Herz der Kinder eilt eben mit seiner Liebe oft so ungeduldig voraus, daß der Verstand der Eltern sie selten mehr einholt. So geschieht es nun auch mir. Mein Trost ist nur der, daß ich aus Ihrem ersten Briefe, so gut wie aus Ihrem jetzigen ersehe, wie Sie vorher es sich schon klar gemacht hatten, daß mein Kind Ihnen kaum etwas mehr zum Brautschatze mitbringen wird, als sich selber, sammt tüchtigem Fleiß und bescheidener Genügsamkeit; und daß Sie trotz ihrer Armuth sie dennoch allezeit lieben und in Ehren halten wollen, was ich Ihrem edlen, unverdorbenen Herzen auch vollkommen zutraue.

Und so will ich denn, die ich einst als Mädchen ähnlich gedacht und geliebt habe, nun auch als Mutter nicht zu jenen Kleingläubigen gehören, die allzu ängstlich für das Irdische sorgen, und vom Herrn im Evangelium darum zurecht gewiesen werden. Die Wege der Vorsehung sind oft wunderbar. Und mit Ihrem redlichen, gottvertrauenden Streben wird der Allgütige zur rechten Zeit auch Ihnen eine Bahn bereiten, auf der, wenn auch steil und steinigt, Sie mit meinem Kinde zu einem bescheidenen Haushalt eingehen sollen. Also, diese irdische Sorge will ich meinem Herzen abnehmen, und sie dem Himmel übergeben.

Sie sagten nun in Ihrem ersten Briefe, daß Sie und Bettchen niemals einander schreiben wollten. Das war damals wohl recht poetisch gedacht, und paßte auch ganz gut zu dem Geheimniß Ihrer Verlobung. Jetzt aber, wo ich und Ihre eigene Mutter damit vertraut und einverstanden sind, hat dieser Vorsatz gegenseitigen Schweigens weder Sinn noch Berechtigung. Das Natürlichste, lieber Theodor, ist immer auch das Beste, wenn es anders gegen Religion und Moral nicht verstößt. Und so halte ich dafür, daß ihr euch beide von nun an regelmäßig schreiben sollt. Natürlich nicht krankhaft sentimentale oder leidenschaftlich aufgeregte Liebesbriefe der gewöhnlichen Romangattung. Davor bewahrt euch schon die frische Gesundheit eurer Herzen, eure gediegene Erziehung und der Ernst eures zu erstrebenden Zieles. Aber in Zucht und Ehren, und vor Allem auch in strengster Wahrhaftigkeit, sollt ihr euer äußeres und inneres Leben gegen einander austauschen, damit eure Gedanken und Empfindungen sich in euren Briefen immer besser verstehen und zusammengewöhnen lernen; damit Eines das Andere der Verwirklichung jenes sittlichen Ideals immer näher bringe, das ihr euch beide von einander ohne Zweifel schon jetzt geschaffen habt, das aber doch noch erst gar vielfache Feuerprobe im wirklichen Leben bestehen muß, um sich als echt zu bewähren. Solche Liebesbriefe, mein guter Theodor, werden bei Ihnen wie bei uns stets nur als gute Geister einkehren, die zwischen unserer Heimath und Ihrer Fremde heiligen Frieden der Liebe und herzliche Theilnahme an Freud' und Leid hin- und hertragen, die allzu stürmische Sehnsucht eurer getrennten Herzen dadurch besänftigen, und sie unablässig stärken zu neuem gottvertrauenden Ausharren.

Ist das nicht auch poetisch? Ich weiß zwar, daß Sie ein Bischen gerne schwärmen und wie sollte ich Ihnen das nicht von Herzen gönnen? Die Jugend ist ja die Schwester der Schwärmerei und beide steigen gewöhnlich in ein und dasselbe Grab, so

treu hängt ihr Leben aneinander. Ach, meinen eigenen jungen Jahren ist es ja gerade so ergangen. Aber, meinen Sie nicht auch, daß das Absenden, Erwarten und Empfangen solcher Liebesboten Ihrem schwärmerischen Herzen am Ende doch noch viel wohler thut, als das völlige Schweigen, wie Sie sich's in der ersten edlen Begeisterung vorgenommen haben? — In einem Roman möchte sich das wohl ganz überaus poetisch ausnehmen, wenn Einer nach jahrelangem Schweigen plötzlich wie ein vom Himmel gefallener Brautwerber in das Haus der heimlich Geliebten tritt. Aber im wirklichen Leben, darin Sie nun einmal stehen, wäre es doch eine übertriebene und zwecklose Romantik, wenn das liebende Herz sich mit trostlosem Schweigen unnöthig abquälen sollte, wo die Wohlthat verständnißinnigen Austausches vor Gott und den Menschen erlaubt ist.

O Gott, mein Herz wird ja selber wieder ganz verjüngt in dem Gedanken an die glücklichen Tage meiner eigenen, zehnjährigen Brautzeit, die Sie nun mit meinem Kinde mir nachleben wollen. Und mein umschleiertes Auge mahnt mich nun, die Feder niederzulegen, aber meine Hand zu erheben, um Sie mit der ganzen Liebe meines mütterlichen Herzens zu segnen. In Gott Sie umarmend Ihre allezeit treue Mutter

Emilie Moser.

P. S. Ich werde heute noch an Ihre gute Frau Mutter schreiben. Von dem lieben Hermann haben wir dieser Tage einen außerordentlich interessanten Brief erhalten, in dem er uns sein Studentenleben mit allem Feuer seiner Begeisterung geschildert hat. Wie schön von ihm, daß er uns in all' seinen Freuden nicht vergißt!

* * *

Siehst du, mein liebster Hermann, das Wort meiner guten Mutter: „diese Wohlthat eines Sohnes an seinem sterbenden Vater

geht dir sicherlich nimmer verloren," wie wird es schon jetzt zur Wahrheit! Denn hab' ich nicht durch mein ehrliches Geständniß vor meinem seligen Vater erst seinen heiligen Segen und dann auch noch das Herz dieser zweiten, eben so klugen, wie treuliebenden Mutter mir erworben? — Und welche Wohlthat werden mir in meiner neuen unterthänigen Stellung bei diesen fremden reichen Leuten Elisabeths Briefe sein? Wie immer frische Blumen werden Sie aus dem winterlichen Boden meiner Umgebung jeden Monat aufsprießen, und mir von dem zukünftigen Frühling unserer Liebe duftige Märchen erzählen. O da läßt sich alle andere Kälte ganz gut ertragen. — Da ich dir aber einmal mein ganzes Herz ausschütten muß, so schicke ich dir auch Elisabeths Worte. Du merkst ihnen zwar an, wie sie aus dem übervollen Bronnen ihres freuderregten Gemüthes nur so hervorgesprudelt sind. Aber die Liebe will ja keine eleganten Stylproben, nur Wahrheit und inniges Empfinden. Und diese wehen gewiß auch dir so echt daraus entgegen, wie Blüthenduft zur Frühlingszeit. Sie schrieb mir dicht unter den letzten Worten der Mutter:

Mein Theodor!

Unsere gute Mutter hat mir erlaubt, daß auch ich mit ihrem Briefe dir einige Worte mitschicken darf. Ach, aber wie kann ich dir's nur völlig sagen, wie so unaussprechlich glücklich du mich und die liebe Mutter gemacht hast? Ich muß wirklich erst ein wenig zu mir kommen, um Alles fassen zu können. Es stürmt ja nur so auf mich herein, daß ich vor lauter Freude noch wie zerschlagen bin. So ist es denn wirklich wahr, daß wir einander schreiben dürfen, und daß unsere Liebe kein Geheimniß mehr ist, auch vor deinen lieben Eltern nimmer? Ich hätte es doch im Leben nicht gedacht, wie das drücken und ängstigen kann. Kaum drei Tage habe ich es ausgehalten. Und nun ging's dir gerade so. O wie danke ich Gott dafür! Und jetzt ist wirklich Alles

vorbei? Wir sind von Vater- und Mutterhand gesegnet im Himmel und auf Erden? Und das ist wahr? — Ach, ist das eine Fülle von Glück in diesem kleinen Menschenherzen! Ist das ein Frühling in mir, und draußen liegt doch fußtiefer Schnee und die armen Vögel verhungern fast. O ich könnte Bogen voll schreiben, und würde doch nicht fertig werden. So schicke ich dir heute lieber mein ganzes, ganzes Herz. Darin hast du Alles, was für dich fühlt und denkt, und wie dich in gleicher Treue ewig lieben will deine

Elisabeth.

P. S. Das nächstemal, wenn ich ruhiger geworden bin, sollst du einen recht langen, vernünftigen Brief von mir bekommen. Drum sei doch ja nicht böse, daß ich heute solch' wirres Durcheinander geschrieben. Aber es geht, weiß Gott, nicht anders, und ich will es schon wieder gut machen. Wart' nur! Denn alle vier Wochen darf ich dir nun schreiben, und du mir. Und das richten wir dann so ein: am Anfange des Monats schreibe ich dir, in der Mitte du mir. Vierzehn Tage auf das Schreiben und vierzehn Tage auf deine Antwort mich freuen, o werden da die Monate dahin gehen, und wir wissen gar nicht wie. Aber in den Herbstferien kommst du doch? Zehn Monate wären gerade lang genug; meinst du nicht auch? Doch ich sehe mit Schrecken, daß ich in ein recht kindisches Plaudern komme. Es ist höchste Zeit, daß ich aufhöre. Also noch einmal tausendfach herzliches Lebewohl und zu unserm ersten Brautkusse jetzt noch diesen zweiten. Ach, ja nur im Geiste, das wird wohl in Ehren erlaubt sein. Du hast ja auch der lieben Mutter einen für mich geschickt. Da muß ich doch mit einem andern dir darum danken.

Gott mit dir!

Deine E.

Sind das nicht Worte, aus denen die liebe Unschuld mit hellen Kinderaugen herausguckt? — Und damit du auch von dem muthwilligen Linchen, das dich immer in ihre besonders zärtliche Affection genommen hat, erfährst, wie ihr frischer Humor noch immer gleich neckisch ist, so theile ich dir auch ihr Postscriptum mit, das dich gewiß gleich scherzhaft anmuthen wird, wie mir's ergangen ist mitten in all' der Weichheit meiner andern Empfindungen.

Höre nur dieses lustige Geschäker!

Ja, ja! — So kommen die Duckmäuser zu Tage, die einem so mir nichts, dir nichts, zwischen Licht und Dunkel, das Herz der Schwester wegschnappen. Aber meinen Sie vielleicht, ich hätte nichts gemerkt? O, da wären Sie aber gewaltig auf dem Holzwege. Denn auch mit siebzehn Jahren hat man den Backfisch schon hinter sich, wenn ich mir auch nicht im Traum einfallen lasse, mich schon so blutjung zu verlieben, und darüber so sentimental zu werden, wie meine Schwester Bettchen — vielmehr — ich bitte tausendmal um Entschuldigung — Elisabeth, wie Sie, mein zukünftiger Herr Schwager, sie so hochpoetisch umgetauft haben. Himmel, klingt das aber auch hundertmal höher und respectsvoller! Aber das genirt mich gar nicht. Und seien Sie jetzt nur froh, daß Sie nicht hier bei mir sind. Denn es ginge Ihnen nicht um ein Haar besser, wie Bettchen, die von meinen Neckereien gerade genug auszustehen hat, und jeden Tag das rührende Brautlied: „Schöner, grüner Jungfernkranz“ gewiß ein dutzendmal von meiner Nachtigallenstimme geduldig oder ungeduldig anhören muß. Geschieht ihr auch ganz recht. Was erlaubt sie sich auch, sich zu verlieben, ohne mich erst um Rath und Zustimmung befragt zu haben, was ich im gleichen Falle bei ihr ganz gewiß gethan haben würde. Trauen Sie mir das nicht zu? Was? — Wirklich nicht? Nun, Sie können am Ende Recht haben!

Aber das Papier geht zu Ende. Und so schicke denn auch ich Ihnen meine herzlichen, gegenwärtigen Schwester- und zukünftigen Schwägeringrüße. Oder wollen Sie von mir auch einen schwägerlichen Kuß? Meinetwegen. Ich will bei allem Groll gegen Sie doch gerade nicht grausam sein. Also da haben Sie einen! Und Sie, wenn Sie ein galanter Schwager in spe (Sie sehen, ich kann auch lateinisch) sein wollen, so können Sie mir einmal dafür einen ganz frischen, aus dem Ocean gefangenen, aber doch schon eingesalzenen, echten holländischen Häring schicken. Sie sehen, so sentimental wie Ihre Elisabeth, so lustig ist noch immer Ihre — Caroline. Ja, warum nicht gar? Nein, nur rundweg Ihr Sie, wie sich's schickt, liebendes, aber ewig abgekürzt bleibendes

Linchen.

* * *

Und jetzt, mein liebster Hermann, weißt du Alles; mein ganzes Leid der letzten Vergangenheit, mein ganzes Glück der Gegenwart. Und nun sage ich dir Lebewohl, und zugleich mit dir meinem niedern Dachstübchen, darin mein Herz in seiner Zufriedenheit so hoch geschlagen, darin ich so manch' goldenen Traum geträumt habe.

Lebt wohl, ihr armen schmucklosen Wände, die ihr mir so heimisch geworden! Mögt ihr einen andern armen Erdensohn, gleich zufrieden mit seinem Geschicke, freundlich beherbergen! Lebe wohl, du meine Freiheit! Ich muß dich mit demüthiger Unterwerfung in fremden Menschenwillen vertauschen. So will es mein Leben und Gott. Aber du wirst wieder zu mir kommen, wann die Tage der Botmäßigkeit ergeben bestanden sind, und dein Antlitz wird süßeren Zauber für mich haben, denn je zuvor. Es schlägt elf Uhr. Das ist die Stunde, in der ich meinen Willen einem höheren hingebe, zu meinem, zu meiner Mutter, zu Elisabeths Heil. Das Herz wird mir doch recht schwer. Wären nur die

ersten Tage schon vorüber! Leb' wohl, leb' wohl! Und tausend Küsse ziehen zu dir heim in das deutsche Vaterland, das ich sammt dir und Elisabeth so ewig lang entbehren soll. Gott sei mit dir und deinem

Theodor!

* * *

Und wie es unserm lieben Freund in diesem reichen Kaufherrnhause wohl ergangen ist? — Ich könnte dir diese Frage mit mindestens einem halben Hundert von Briefen Theodors beantworten. Aber unser Wanderziel ist doch noch zu weit, als daß wir uns mit allzu gemächlichem Behagen dabei aufhalten dürften. Meinem eigenen Herzen steht wahrhaftig ein Freund so nahe, wie der andere, und von beiden erzähle ich dir gleich gerne. Wenn ich jedoch den Adler im unbegrenzten Reiche seines Fluges weitere Kreise ziehen lasse als etwa die Turteltaube, so lasse ich jedem das seiner Natur in meiner Erzählung zukommende Recht unverkümmert.

Deßhalb, lieber Begleiter, nimm jetzt mit einem einzigen Briefe fürlieb, den Theodor fast vier Jahre nach den zuletzt dir mitgetheilten an Hermann geschrieben hatte. Er bildet gleichsam die Brücke zwischen seinem nun bald zu Ende gehenden Berufsleben im Hause van der Straaten, und seinem neuen Lebensweg in der deutschen Heimath. — Diese Worte, die dir wohl genug von seines Schreibers Stimmung erzählen werden, datiren vom 4ten August 1842 und sind geschrieben auf der prachtvollen van der Straaten'schen Villa an der Haarlemer Nordseeküste:

Mein geliebtester, bester Hermann!

Ich sehe von meinem Arbeitstisch auf das weite Meer hinaus. In hehrer Abendruhe liegt es vor mir. Aber auch mein Herz gleicht heute nach gar manch' innerem Sturme der letzten Wochen,

nun der Meeresstille im Sonnenschein. Denn höre nur, welch' eben so wichtige wie frohe Botschaft ich dir heut in die Heimath sende. Es ist mir eine wahre Herzenslust, dir diesen für mich unvergeßlichen psychologischen Vorgang mit beschaulicher Umständlichkeit zu erzählen.

Nach einem kurzen Ausflug im Haag und in Amsterdam, waren wir vor zwei Wochen hier angekommen, um, wie schon einmal, die Herbstferien in diesem reizendsten aller van der Straaten'schen Landhäuser zu verleben. Wie immer hatte ich den reichen Schatz meiner Briefe aus der Heimath auch hieher mitgenommen. Und schon am zweiten Abend unseres Hierseins holte ich die mir theuersten Briefe von dir und Elisabeth hervor, um den Drang meines Heimwehs nach dem Vaterland und euch, meine Liebsten, wieder zu besänftigen. O wer niemals in der Fremde gewesen, der weiß gar nicht, wie süß die Heimath ist. Und so las ich gerade noch einmal deine herrliche Beschreibung eures fünfzigjährigen Jubiläums, lächelte über den siebzigjährigen, neugebackenen Corpsburschen, deinen Vater, und wieder ward das Herz mir schwer um meinen eigenen im fernen Grabe. — In solcher Stimmung brachte mir der alte Diener Jacob, ein ehrlicher Kölner, von dem ich dir schon einmal erzählt, die deutschen Zeitungen wie täglich zu dieser Abendstunde. Das Meer ging damals sehr hoch, und das Brausen der Brandung stimmte mit dem Frieden meiner Gedanken erst recht harmonisch zusammen. Ich war so gar nicht dazu aufgelegt, meine gemüthsreiche Träumerei mit nüchterner, unfruchtbarer Politik wieder zu verscheuchen, und legte die Blätter vor mich hin auf den Schreibtisch. Aber mitten drin, ich wußte selber nicht wie, ergriff ich doch rein mechanisch eine dieser Zeitungen, und überflog die letzte Seite, während meine Gedanken noch immer bei dir verweilten. Und wie eigenthümlich! — Trotzdem mein Auge nur mit halbem Blick darauf verweilte, fesselte doch sogleich danach eine Ankündigung meine Aufmerksamkeit. Sie lautete: „In

einem deutschen adeligen Hause auf dem Lande wird für den vierzehnjährigen Sohn auf zwei Jahre ein Hofmeister protestantischer Confession gesucht. Gründliche Kenntnisse der deutschen und französischen, wo möglich auch der italienischen Sprache, sowie der Mathematik ist unbedingt erforderlich. Ansehnliches Jahrgeld und freundlichste Behandlung werden zugesichert. Anfrage mit Vorlage der nöthigen Zeugnisse bei dem protestantischen Pfarrer Weber in Görzhausen u. s. w."

„Weber — Görzhausen!" rief ich da überrascht für mich aus. Denn augenblicklich fiel mir ein, daß dieser Pfarrer in meinen Bubenjahren Vikar meines seligen Vaters gewesen, mit dem er noch in den letzten Jahren in Correspondenz gestanden. Besinne dich nur, du mußt ihn wohl auch noch kennen. Er nannte dich immer den General von Flachskopf, da wir noch Steckenreiter waren. — Und auch bei dem Namen Görzhausen erinnerte ich mich sogleich, daß noch zu Hause die Rede davon gewesen, wie der Patronatsherr dieses Pfarrers auf einem Ritt im Walde durch sein scheu gewordenes Pferd geschleift worden und dann nach langem Schmerzenslager elend zu Grunde gegangen war. Und nun sahen mich diese Zeilen noch viel vertrauter an, als wollten sie mir eindringlich sagen: „So überleg dir's doch nur!" Es war zu eigenthümlich. — Da stürzte mitten in diesen Gedanken mein Zögling Wilhelm herein, trotz seiner siebzehn Jahre und seiner hoch aufgeschossenen Gestalt noch immer ein knabenhafter Wildfang, bei dem der unselige Hang nach Vergnügen nie einen rechten Ernst und Fleiß aufkommen ließ, und rief athemlos: „Herr Faber, geschwind! Meine neuen Ponys sind schon eingespannt. Ich kutschire Sie am Strande herum. Jetzt ist es gerade Ebbe. Da geht's prächtig." — Ich zögerte anfangs zu folgen, da ich so gar nicht in der rechten Stimmung war. Als aber auch die Mutter hereinkam und mit beleidigter Miene mir sagte: „Nun, Herr Faber, Sie werden doch nicht auch gegen dieses Vergnügen Wilhelms wieder

was einzuwenden haben?“ machte ich mich ohne weitere Gegenrede bereit. Fünf Minuten darauf fuhren wir an der stürmenden Brandung mit den flüchtigen Schaumbergen um die Wette. Es war ein wunderbar erhabener Anblick. Geschlängelte Blitze durchzuckten die schwarze Wolkenmauer, und das dumpfe Rollen des Donners übertönte noch das Getöse der Wogen. Aber trotzalledem tönten doch die Namen „Weber“ und „Görzhausen“ in meinem Herzen noch viel lauter. Und mein Auge sah mitten in dieser furchtbaren Majestät des Meeres immer wieder das unbedeutende Zeitungsblatt mit jener Anzeige. — Kaum war ich wieder auf meinem Zimmer allein, so nahm ich's abermals zur Hand, und eine innere Stimme, vorher nur halb verständlich, mahnte mich jetzt mit entschiedenster Bestimmtheit, mich um diese ausgeschriebene Stelle sofort zu bewerben. Denn, sagte mir dann auch mein Verstand, in vier Wochen geht mein nun bald vierjähriger Beruf im van der Straaten'schen Hause zu Ende. Aber was dann? Ich bin dann wohl ein absolvirter Candidat der Theologie, aber wie viel Jahre werde ich dann noch daheim auf eine bescheidene Versorgung hinwarten müssen? Soll ich dann das mir hier so sauer erworbene, kleine Vermögen wieder nach und nach aufzehren, daß ich zuletzt doch nur wieder mit leeren Händen dastehe? Und soll ich nicht lieber meine hier gesammelten Sprachkenntnisse in der Heimath verwerthen, und wenn auch wieder unter gleicher Botmäßigkeit?

O lieber Hermann, glaube doch ja nicht von mir, daß das Ziel meiner irdischen Wünsche keine Grenze habe, oder gar, daß ich der Begierde nach Geld und Gut auch nur mit einem Blutstropfen dienstbar geworden sei. Nein, wahrhaftig nicht. Ach, was ich auf Erden erstrebe, ist ja so blutwenig, aber doch unendlich viel, um meinen Drang nach Menschenglück vollkommen zu befriedigen.

Ein bescheidenes Pfarrhaus auf dem Lande, darin ich mit Elisabeth mich ohne Noth eines wohlgeordneten Haushalts erfreuen

darf, darin ich für meine Gemeinde unverdrossen im Dienste Gottes und der Wissenschaft arbeite und wirke, sieh', liebster Hermann, das ist der ganze Inbegriff und Umfang meines idealen Glückes der Zukunft. Aber nein, Eines habe ich dabei doch noch vergessen. Auch der Hauszins meiner guten Mutter muß in meinem Ausgabebudget als fester Posten stehen bleiben, bis sie einst, was Gott noch lange verhüte, für ihre allerletzte irdische Wohnung keinen Hauszins mehr nöthig hat. Dieser Ueberschuß an Geld gehört auch noch zu meinem vollen Glücke.

Doch weiter! Ich schrieb also schon am andern Tage nach Görzhausen, und zwar im Einverständnisse mit Herrn und Frau van der Straaten, welch' Ersterer mir über meine hiesige Berufsthätigkeit und erworbenen Sprachkenntnisse ein so glänzendes Zeugniß ausstellte, wie ich's von seiner äußerlichen Kälte und Trockenheit gegen mich gar nicht erwartete. Und keine acht Tage darauf war Pfarrer Webers Antwort in meinen Händen.

Ich weiß nun wirklich nicht recht, lieber Hermann, wie viel oder wie wenig ich dir heute daraus mittheilen soll. Lernst du doch durch diesen Brief alle Verhältnisse meines zukünftigen Aufenthalts und Berufs schon jetzt umständlich kennen! Und das unmittelbare Wort gibt ja doch immer das beste Verständniß. Nun, ich fange eben getrost an, dir Pfarrer Webers Brief abzuschreiben. Du wirst namentlich über die zweite Hälfte dich höchlich verwundern. Wozu soll ich dir gegenüber kritisch wählerisch sein? Zu schnellem Ueberfliegen wird es für dich keinesfalls zu langweilig sein.

Also Pfarrer Weber schrieb mir:

Mein lieber, junger Sohn
meines theuren, väterlichen seligen Freundes!

Wie war ich gestern Nachmittags einerseits schon überrascht, als mir die Botenfrau einen Brief mit dem Poststempel Haarlem

übergab und andererseits noch mehr, als ich sogleich nach der Unterschrift sah, und den Namen Theodor Faber las. Merkwürdiges Geschick, dachte ich, das meine Anzeige bis am fernen Meeresstrande von Ihnen lesen ließ, mit dessen verewigtem Vater ich als einstiger Vikar in so steter, dankbarer Verehrung verbunden blieb. Dabei, kann ich wohl sagen, wehte mich der ganze Geist Ihres Briefes gar wohlthuend an, und das ihm beigelegte Zeugniß trug nur dazu bei, diese gute Meinung von Ihnen in mir zu befestigen. Doch sogleich zur Sache! — Nach meiner im Schlosse noch am selben Abend deßhalb gepflogenen Unterredung ist nun die gnädige Frau Baronin Görz vollkommen entschlossen, auf Ihr Anerbieten einzugehen, auch ohne Sie selber vorher gesehen und gesprochen zu haben. Ihr Brief und Zeugniß ersetzt das Alles und ich hoffe, die Bedingungen, die ich Ihnen auf diesem Extrablatte beilege, werden auch Sie in Ihrem Entschlusse nicht mehr wankend machen.

Nun lassen Sie mich Ihnen aber die Verhältnisse, die Sie hier erwarten, in Kürze schildern, damit Sie desto eher zu uns kommen. Denn Sie sind uns mehr als dringend nöthig! Also hören Sie!

Die sehr alte, und vormals reichsfreiherrliche Familie von Görz ist bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert im Besitze des hiesigen Mannlehens Görzhausen und des dicht daran grenzenden Teisenberg. Beide Güter liegen in ungemein traulicher, ja man darf wohl sagen, romantischer Gegend, darin prächtiger Hochwald mit fruchtbaren Gefilden und Wiesengründen wechselt. Das Vermögen der Familie Görz ist ein sehr geordnetes. Das alte Schloß zum Malen poetisch. Aber — aber — in seinen von außen so friedlichen Mauern wohnt recht, recht viel Herzeleid. — Ich will nun gar nicht mehr von dem schrecklichen Tode des gnädigen Herrn reden, dieses echten Edelmanns vom Scheitel bis zur Sohle, der vor vier Jahren so jämmerlich zu Grunde gehen mußte. Zwar ist seit jener Stunde, da das Pferd eines Abends ohne seinen

Herrn in den Schloßhof gesprengt kam, und er selber dann mit zerschmetterten Gliedern im Walde aufgefunden ward, die alte Freude nie mehr so recht hier eingekehrt. Und obwohl zuletzt die Frau Baronin die Erlösung ihres Mannes von seinem langen Schmerzenslager inständig erflehte, so ist sie eben doch eine jener edlen Wittwen geworden, die mit der Zeit wohl die Trauer nach außen ablegen, aber im Herzen niemals. Indessen ein gottergeben getragener Wittwenschmerz ist doch eben kein bitterer, denn die Wehmuth wird durch demüthige Unterwerfung in einen höheren Willen verklärt und geheiligt. Aber um den einzigen Sohn und Erben des alten Geschlechtes in fortwährender Angst zu schweben, daß der nicht an Leib und Seele langsam zu Grunde gehe, das ist wohl für ein Mutterherz das allerherbste Leid. Und leider Gottes verdüstert diese Sorge das ganze Leben der Frau Baronin, die an Adel der Gesinnung und menschenfreundlicher Güte wohl das leibhaftige geistige Ebenbild des Hochseligen genannt werden muß. Ihre einzige Tochter, Baronesse Adele, die gegenwärtig sechzehn Jahre zählt, und bei der ein schöner Geist die Körperschönheit noch weit übertrifft, theilt redlich mit der Mutter diese stumme Betrübniß um den Bruder. O wie oft dachte ich mir schon: solche Eltern und solcher Sohn! Wie konnte das nur geschehen? War der hochselige gnädige Herr ein wahres Musterbild weiser Sparsamkeit und opferreichsten Willens in Erreichung seines Lebenszieles, gerade für diesen seinen Erben das Gut seiner Ahnen von jenen drückenden Schulden frei zu machen, mit denen die vorige, luxuriöse Generation dasselbe belastet hatte, so zeigt sich bei dem nun vierzehnjährigen Sohn leider schon jetzt eine solche Nichtachtung des Geldes und eine solche Flatterhaftigkeit des Willens in allen ernsten Dingen, daß ich, voll Angst in die Zukunft, immer wieder an den eben so pracht- wie verschwendungssüchtigen Großonkel Kasimir, und dessen ruhmloses Ende denken muß, von dem Clemens leider diese traurigen Anlagen geerbt zu haben scheint.

Freilich darf ich dabei ein vielleicht noch viel wichtigeres Moment nicht unerwähnt lassen, daß eben sein bisheriger Hofmeister auch in gar keiner Weise der Mann dazu war, um durch sittlichen Ernst und Zartheit des Gewissens den unglücklichen Gemüthsanlagen seines Zöglings eine bessere Richtung zu geben.

Ich war schon vor vierthalb Jahren, einige Monate nach dem Tode des gnädigen Herrn, mit der Wahl dieses Menschen so ganz und gar nicht einverstanden. Denn schon sein ganzes äußeres, mir nichts weniger als sympathisches Auftreten, und ein gewisser Instinct sagte mir, daß die Erziehung des Herzens und Geistes der innere Beruf dieses Mannes ganz gewiß nicht sei. Auch sein Absolutorium und seine bei mir bestandene Prüfung, so gut sie auch ausgefallen war, vermochte nicht, meine Ansicht umzustimmen. Darum widerrieth ich der Baronin auf das dringendste dessen Annahme. Indessen, wie es leider im Leben oft so geht, daß selbst bei den edelsten Menschen ein schlimmer, selbstsüchtiger Rath über einen guten, uneigennützigen die Oberhand gewinnt — auch in dieser so hochwichtigen Frage war die zudringliche Protection des Gutsverwalters, der mir stets eben so wenig behagte, stärker als mein Freundeswort. Und da bei der guten Baronin neben der Rücksicht auf den Gutsverwalter auch noch ein sehr übel angebrachtes Mitleid für dessen Neffen mit im Spiele war, so mußte meine Warnung endlich verstummen. Aber wie grausam war sie dabei, ohne es zu wollen, gegen den eigenen Sohn! — Dieser Mensch, Joseph Volkmann mit Namen, wollte nämlich nur deßhalb seine juristischen Studien auf der Universität unvollendet gelassen haben, weil er's mit seinem Gewissen nicht mehr habe vereinbaren können, von seinem alten Vater und noch fünf unversorgten Geschwistern ferner Geld anzunehmen. Da sei er lieber zu dem opferwilligen Entschlusse gekommen, seine ihm so theuren Studien aufzugeben, als seiner armen Familie noch auf so unbestimmte Dauer hinaus zur Last zu fallen. Und das Alles wußte

er mit so glaubwürdiger Heuchelei der weichherzigen Baronin zu erzählen, und der in der Verstellung gleich gewandte Onkel bestätigte mit solcher Rührung diese Erdichtung, daß man es im Schlosse als eine wahrhaftige Fügung des Himmels pries, gerade einen solchen Mann gefunden zu haben, der selber den bitteren Kelch der Armuth habe ausleeren müssen, und der sonach gewiß auch am befähigtsten sei, diesen Sohn vor den Gefahren des Reichthums um so sicherer zu bewahren. — Selbst die blutigrothe Narbe, die Volkmanns ganzes Gesicht durchzog, war leider im Schlosse nur ein Beweis mehr dafür, wie glücklich man es mit diesem hochherzigen Menschen getroffen habe. — Ich war nun selber Mitglied einer studentischen Landsmannschaft. Und ein noch sichtbarer Hieb auf meiner linken Schläfe mahnt mich stets daran, meine heutige, aus sittlichen wie religiösen Gründen nothgedrungene, Verwerfung des Duells nicht mit allzu herber Strenge auch von allen Anderen zu fordern. Aber als ich erfuhr, daß dieser Mensch, statt ehrlich auf die milde Frage der Baronin das Kind beim wahren Namen zu nennen, das neue Märchen erdichtete, daß er auf einer Kirchweihe seinen von trunkenen Bauern angegriffenen, besten Freund vom sichern Tod errettet und dafür selber diesen Lohn davon getragen habe — ich muß sagen, seitdem ich das wußte, kam mir bei dieser Narbe immer der Gedanke, daß sie der höllische Fürst aller Lüge zum Kennzeichen von dessen irdischer Anhängerschaft ihm ins Gesicht geschrieben habe.

Doch wohin komme ich, mein lieber, junger Freund? Mein Brief hat ja längst die rechte Grenze überschritten. Und dennoch mußte ich Ihnen das Alles sagen, damit Sie so recht im Herzen inne werden, welch' hochwichtiger, und ich hoffe zu Gott, auch jetzt noch segensreicher Beruf Ihnen hier entgegenharrt. Denken Sie sich: über drei volle Jahre hatte dieser Mensch es verstanden, die Maske der Heuchelei vor das Antlitz seiner innern Gemeinheit zu halten, und diese arglosen Menschen in himmelschreiender

Weise zu täuschen. Ich ward allmälig durch das immer dreistere Auftreten dieses verschmitzten Lügners zu meinem größten Leidwesen dem Schlosse ganz entfremdet. Merkte ich doch zu gut, wie mein früher so geschätzter Rath völlig bei Seite gesetzt ward, und dieser Hofmeister, daß Gott erbarm', die unglaublich verblendete, sonst so verständige Baronin immer stärker wie ein unseliger Dämon beherrschte. Ach, statt seines Zöglings Hang zur Verschwendung und gemeinen Lustbarkeiten zu mildern, war dieses Zerrbild eines Erziehers dessen heimlicher Mithelfer geworden. Besonders aber ein Laster, die Mutter aller andern, das ich wenigstens früher an Clemens nie gewahr wurde, richtete zu meinem Schrecken in dem jungen Herzen den allerärgsten Schaden an. Das war die Lüge, und Volkmann ihr Lehrmeister. Doch wie vermöchte ich Ihnen heute alle psychologischen Vorgänge dieser drei Jahre auch nur annähernd zu erzählen!

Hören Sie lieber gleich das Ende!

Die beiden Volkmann, Onkel und Neffe, wurden vor vier Wochen mit Schimpf und Schande entlassen, oder besser gesagt, davongejagt. Der Verwalter, den die ängstliche Baronin zur tüchtigen Bewirthschaftung ihrer Güter in ihrem Wittwenstande für rein unentbehrlich gehalten, und um dessenwillen sie immer wieder mit dem Neffen Nachsicht hatte, ward von dem grundehrlichen Revierförster der fortgesetzten Unterschlagung von Forstgefällen angeschuldigt und auch überführt worden, und hat es nur dem Mitleid der Baronin zu danken, daß man sich aus Rücksicht für seine Familie mit einfacher Entlassung begnügte. Und der Hofmeister folgte ihm auf der Ferse, weil die Gemeinheit seines Herzens endlich unverschleiert zu Tage gekommen war, leider auf Kosten eines früher völlig sittenreinen Kammermädchens, das nun mit dem Verlust der Ehre auch den dieser guten Herrschaft zu beklagen hat, und vor acht Tagen in voller Verzweiflung in die Hauptstadt abgereist ist, wo ihr Vater ein einträgliches Geschäftsbureau betreiben soll.

Ein ganz merkwürdiger Zufall führte noch überdies gerade acht Tage zuvor in der Person des jetzigen Assessors bei dem hiesigen Herrschaftsgerichte einen früheren Studiengenossen Volkmanns nach Görzhausen, einen, wie mir scheint, äußerst soliden jungen Mann, der auch Ihnen nicht unbekannt ist, Namens Friedrich Kreutzer, und der bei seinem ersten Besuche in meinem Hause vor Staunen die Hände über dem Kopf zusammenschlug, daß er diesen Volkmann in der Rolle eines Hofmeisters hier antraf. Alle seine früheren Lügen vom Aufgeben seiner Studien aus Rücksicht für seine arme Familie, sowie das Märchen von seiner Narbe, wurden durch Kreutzers offene Aussagen enthüllt. So fiel es der armen Baronin endlich wie Schuppen von den Augen. Dabei muß ich in Klammern bemerken, daß ich zu meiner großen Freude aus Kreutzers Erzählung von jenem Duell entnommen habe, wie Ihr vormaliger Spielgenosse, Hermann Stark, ein so treuer Sohn, seines trefflichen Vaters werth, und zudem ein so tapferer Held geworden ist. Merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände, dachte ich mir, daß gerade Ihr Spielgenosse diesen Volkmann damals so fürchterlich zeichnen mußte, und Sie nun dessen Nachfolger im Görz'schen Hause werden sollen. — Sind Sie und Hermann Stark denn immer noch so gute Freunde? — Nach alledem, was ich von ihm hörte, könnte ich es nur herzlich wünschen.

Doch ich komme zum Schluß. Daß jetzt, nachdem die so lang verpestet gewesene Luft des Schlosses gottlob wieder rein geworden, auch mein vorher mißachteter Rath wieder zu Ehren gekommen, können Sie leicht begreifen. Es ist ein trauriger Triumph, den ich feiere. Ermessen Sie nun aber, mein lieber, junger Freund, welche Mission Sie hier zu erfüllen haben! Zwar eine schwere, aber auch eine sehr schöne. Und bei allen bedenklichen Anlagen Ihres zukünftigen Zöglings, und deren weiterem Verderbniß durch Volkmann hat er, nebenbei gesagt, ein wunderschöner Knabe, doch auch wieder so gute Eigenschaften und namentlich ein so weiches Herz, daß es

Ihnen gewiß noch gelingen wird, zu seinem dauernden Heil auf ihn einzuwirken. Die Mutter wird, durch bittern Schaden nun klüger geworden, gewiß Alles thun, um Ihnen helfend zur Seite zu stehen. — Clemens soll nun in zwei Jahren in die österreichische Armee eintreten, in der auch sein seliger Vater zehn Jahre lang diente. Es ist dieser Beruf eine alte Familientradition. Auch damit bin ich nun zwar gar nicht einverstanden. Indessen darüber läßt sich ja noch reden, wenn Sie nur einmal da sind.

Und so kommen Sie denn als die sichere Hoffnung einer armen, schwer getäuschten Mutter! Kommen Sie als die lautere Wahrheit rettend zu einem jungen, irregeführten Menschenherzen! Kommen Sie als echtes Gold tüchtiger Einfachheit, damit das falsche verschwenderischen Reichthums an dessen Glanz seinen trügerischen Schimmer erkennen und verachten lerne. Damit habe ich Alles gesagt, was mir Drückendes auf dem Herzen lag. Ich warte nun in Gemeinschaft mit der Frau Baronin voll Sehnsucht auf Ihre definitiv bejahende Antwort, und grüße den Sohn mit einer Liebe, die meiner Verehrung gegen den seligen Vater völlig gleichkommt.

Ihr im Herrn getreuer, wohlmeinender Freund

Adolf Weber, Pfarrer.

Mit dem völligen Abschreiben dieses Briefes sage ich dir für heute gute Nacht, denn es ist elf Uhr geworden, und meine müden Augen mahnen mich an die Schlafenszeit. Morgen in aller Frühe das Weitere!

Am 5. August Morgens 6 Uhr.

Ich war ganz froh, mein Liebster, wie ich vor einer halben Stunde die Augen aufschlug und das Brausen des Meeres wieder hörte. So schrecklich habe ich diese Nacht von diesem Volkmann geträumt, mit dem ich, als einem finstern Geiste der Unterwelt,

ein stundenlanges Duell zu bestehen hatte, den ich aber trotz seines flammenden Schwertes zuletzt siegreich zu Boden schlug. Du lieber Himmel, ich und solch' ein Duell! Ein David mit einem Goliath. Wie man nur so ungeheuerlich träumen kann! — Und so knüpfe ich nun heute wieder an. Nicht wahr, dieser Volkmann als Hofmeister im Görz'schen Hause! Und ich, dein bester Freund soll nun die schlimme Saat wieder ausrotten, die er, dein ärgster Feind, im Herzen dieses armen Knaben ausgeworfen hat. Du begreifst nun wohl, mein lieber Hermann, daß, wenn ich in meinem Entschlusse, nach Görzhausen zu gehen, vorher auch noch so sehr gewankt hätte, dieser dringliche Brief des Pfarrers Weber ihn felsenfest machen mußte. Und so ist es also auch eine ausgemachte Sache. Ich werde diese schwere Mission in Görzhausen annehmen. Wie weit sie mir freilich gelingen wird? Doch ich will mir meine Aufgabe durch allzu ängstliche Zweifel nicht selber unnöthig erschweren. Habe ich doch den aufrichtigen Willen, meine ganze Geisteskraft und Herzensliebe dafür einzusetzen. Und den Erfolg will ich getrost dem überlassen, der die Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche. Aber nur Eines fürchte ich. Wenn nur nicht auch dort wieder der Reichthum des Hauses meines Wirkens schlimmster Feind ist, gegen den ich hier immer so wehrlos angekämpft hatte. — O nein, liebster Hermann, ich habe es im van der Straaten'schen Hause nun durch vier Jahre so recht gründlich einsehen lernen: es ist ein unendlich fragliches Glück, als reicher Eltern Kind geboren zu werden, wenn das Geschick neben das große Erbtheil nicht auch zugleich die höchste Weisheit der Eltern mit in die Wiege legt, die jeden Tag das aufwachsende Kind in der schweren Kunst unterweist und zu immer höherer Meisterschaft bringt, den Reichthum nur als fruchtbringendes Mittel zur Ausbildung des Herzens und Geistes zu benützen, aber nicht den maßlosen und verfrühten Genuß als höchste Lebensaufgabe selber zu betrachten, und so über den Mitteln das Ziel zu vergessen.

Leider hatte namentlich die Mutter meines bisherigen Zöglings Wilhelm diese Weisheit so ganz und gar nicht verstanden, und, sie in das gerade Gegentheil umkehrend, bei ihrem Sohne von Kindesbeinen an viel mehr den Fluch als den Segen des Reichthums groß gezogen. Das Bereich meines Wirkens war zwar von Anfang schon auf den bloßen Unterricht beschränkt worden, und sonach trifft auch mich wegen der ganz verfehlten Herzensbildung meines Schülers kein Vorwurf. Aber es that mir denn doch viel hundertmal in der Seele weh, daß diese so viel verheißende Menschenblüthe durch den Herzensfrost der eigenen Mutter, und den Mehlthau ihrer verblendeten Liebe oder vielmehr Verliebtheit, um seine einstigen besten Früchte betrogen worden ist. Und, wenn möglich, noch schlimmer war es mit dem ehelichen Glücke dieses Elternpaares bestellt, von dem jede Hälfte in grenzenloser Liebesarmuth ihre eigenen Wege ging und jeder Tag den inhaltsreichen Satz: „Ein Leib und eine Seele," zur schalen Phrase ernüchterte.

Ich danke jetzt Gott kniefällig für die Gnade, daß er mich als armen Pfarrerssohn, und Elisabeth nicht minder dürftig geboren und erzogen werden ließ. Und siehe, liebster Hermann, so nehme ich ein so vollgefülltes Schatzkästchen voll Lebensernstes und goldener Wissenschaft von echtem Menschenglück aus diesem reichen Kaufherrnhause mit nach Hause, wie mit zweiundzwanzig Jahren ihn wohl nur Wenige aufzuweisen haben.

Aber auch außerdem, mein liebster Freund, bin ich in diesen vier Jahren aus jenem armen Teufel, wie Frau van der Straaten mich nach meiner ersten Vorstellung genannt, ein so steinreicher Mann geworden, wie vielleicht unter all' den krösusartigen Mynheers in Holland kein reicherer aufzufinden ist. Denke dir: ganze 2000, sage mit Worten: zweitausend holländische Gulden, die volle vierjährige Summe meines Hauslehrergehaltes, schleppe ich nach Deutschland mit. Wird das bei euch dadurch eine Geldüber=

schwemmung werden! Dabei konnte ich obendrein von meinem Stipendium zu zweihundert Gulden die Hälfte davon alljährlich meiner Mutter zum Hauszins schicken. Mit den andern hundert Gulden bestritt ich Kleidung und Bücher, und versorgte meine hier vertrauteste, schlanke Freundin mit ihrem von dir dedicirten cheruskischen Wappenkopf. Aber noch nicht genug mit diesem Schatze! Ich habe ganz Holland durchwandert, Londons erstickenden Nebel gerochen, und in Italiens sonnigem Zauber bis zum Golf von Neapel geschwelgt. Ich bin auf den Boulevards von Paris spazieren gegangen, und spreche französisch, englisch und italienisch, vom Holländischen gar nicht zu reden. Nicht wahr, was bin ich für ein windiger Prahlhans geworden, der früher so schüchterne, bescheidene Pfarrerstheodor? Ja, wer kann auch für sich einstehen, wie man noch später ausartet! Und es ist recht gut, daß ich, um mich vor zu großem Hochmuth zu bewahren, nach Abwerfung dieses holländischen Joches, mich sogleich wieder in ein neues, deutsches einspannen lasse. O da bleibt man schon hübsch zahm. Aber, im Ernst gesprochen, lieber Hermann, möge mich Keiner um das, was ich in diesen vier Jahren mir errungen, zu arg beneiden! Denn, wenn ich ihm nun das Alles auf die eine Seite legen würde, und auf die andere, als hiefür bedungenen Erwerbspreis, all' die Tage dieser Jahre mit ihren stummen Opfern und Anstrengungen jeder Art, ich glaube immer, von hundert deutschen Studenten würden neun und neunzig daran vorübergehen, und es kaum einen einzigen gelüsten, um solchen Preis meinen Schatz sich zu erkaufen. Dazu gehörte die ganze Vorschule in meinem Vaterhause, und die ganze Liebe von Elisabeth. Ich allein wäre sicherlich schon im ersten Jahre unterlegen.

Und so ziehe ich denn in vierzehn Tagen von meiner holländischen Fremde wieder in die deutsche Heimath! Süßes Wort, ersehntes Labsal meines so lange daran darbenden Herzens! O ist es denn wirklich wahr, daß ich dich nun so bald wieder betreten

darf, du heiliger Boden meines deutschen Vaterlandes? Daß ich meine Mutter und Geschwister, daß ich Elisabeth und dich wiedersehen und umarmen darf? Wird das ein Glück in mir werden! Auf dich freilich werde ich wohl bis Ende October warten müssen. Das allein thut mir leid. Und so lebe wohl! Dies ist mein letztes Wort vom holländischen Meeresstrande. Mein nächstes schreibe ich dir auf deutschem Boden. Meine Freundschaft zu dir kann aber auch dort nicht von tieferer, deutscher Innigkeit und Treue beseelt sein, als die, in der dich jetzt unter herzlichsten Küssen umarmt dein ewig treuer

Theodor.

* * *

Aus der alten Vaterstadt am 25. August 1842.

. . . . . . Weiß der liebe Gott, ich hätte niederknien mögen, um den deutschen Boden meiner Vaterstadt zu küssen, so ganz außer mir war ich vor Freude, als ich in tiefer Nacht hier im Schwanen abstieg, und dann früh Morgens meine Mutter und Geschwister aufsuchte. Freilich ward mir bei meinem Gang über den Rittersberg das Herz wieder gar schwer, als ich ein mir ganz fremdes Mädchengesicht aus dem Fenster unseres einstigen Hauses auf mich herausschauen sah. Eine ganze Weile mußte ich voll tiefster Wehmuth hinüberblicken. Ach, ich meinte immer, ich müßte meinen seligen Vater am Fenster seiner Studirstube sehen. Doch gehe stille daran vorüber und klage nicht! rief ich mir zu. O er hat ja eine viel schönere Wohnung im Himmel! — Aber zu deinem Erkerhause schickte ich gar frohen Gruß hinauf. Denn du wardst mir ja darin geboren, und all' die Deinen lebten noch.

Wie ich nun zur Vorstadt an die kleine Miethwohnung meiner Mutter kam — es schlug eben acht Uhr — da ging eine ganze Schaar kleiner Mädchen mit mir durch den Hausgang. Ich fragte sie, wohin sie gingen: „Ei, zur Frau Dekanin in die Strickschule."

— In die Strickschule! Dieses Wort gab mir doch einen argen Stich ins Herz, obwohl ich längst davon wußte. Und wie das Knie mir dann zitterte, als ich mit diesen Kindern die enge Treppe hinaufstieg! Dann ließ ich sie erst die Thür öffnen und vorangehen. Noch vom Gang warf ich einen Blick ins Zimmer hinein. Da saßen schon einige der Kleinen auf ihren Bänken. Meine Mutter mit meinen zwei Schwestern waren mit ihnen beschäftigt. Und jetzt stürzte auch ich hinein. Gott, war das ein dreifacher Aufschrei drinnen, daß alle die kleinen Geschöpfe zusammenschraken! Und ich lag an meiner Mutter, an meiner Geschwister Herzen. — O Hermann, Hermann, war das ein Wiederfinden nach vier ewig langen Jahren! Wie soll ich's dir nur beschreiben? Es war ja ein unbeschreiblich seliger Augenblick.

Das war der eine, und zwei Tage darauf der andere. Doch auch diesen kann ich dir unmöglich schildern. Mir zittert ja schon die Hand, wenn ich nur daran denke. So wisse denn nur so viel: ich war auch dort. Ich habe Elisabeth wiedergesehen und als Braut umarmt. Einen ganzen Tag habe ich bei Mutter Moser verlebt. Sie hat nun ebenfalls eine Arbeitsschule — keine Studenten mehr. Und sie wohnen auch nicht mehr in der Schustergasse. Weißt du, dicht an der Lindenallee das schöne, reinliche Häuschen an dem Röhrbrunnen — das hat sie ganz für sich gemiethet. Und es geht ihnen gottlob gut, recht gut. Ach und Elisabeth — wie ist sie nun zur herzliebsten Jungfrau erblüht! Aber Mutter Moser ist eisgrau geworden, noch ärger als die meine. Die alten Sorgen kommen nun eben mit einemmale heraus. Lindchen noch immer die alte Lustigkeit. Sie fragte sehr viel nach dir. Sie saßen gerade beim Nachtessen, als ich mit meiner Mutter eintrat. Kannst du dir's vorstellen, wie sie da vom Tische auffuhren, und Eines ums Andere uns in die Arme fiel? — Ach Alles, Alles ist ja nun verschmerzt und vergessen. Meine vier Jahre sind jetzt nur ein einziger bitterer Tropfen, und

vor mir liegt ein ganzes Meer von Glück und Freude. O! Gott ist überschwänglich gnädig mit mir! Und dann noch das herzliche Wiedersehen in deiner guten Eltern Haus! Sie sind gesund und sehnen sich unendlich nach deiner Heimkehr. — Nun, nimm für heute fürlieb mit diesen von hastiger Freude beflügelten Worten! Ich habe noch gar vieles zu verrichten. Morgen früh nach Görzhausen! Wie wird mir's dort wohl ergehen? Mir ist doch ein wenig Angst. So bald ich kann, von dort aus mehr, und ruhiger wie heute! Gott mit dir und deinem, seinem deutschen Vaterland und all' seinen Lieben darin wiedergegebenen

Theodor.

* * *

Schloß Görzhausen am 1. September 1842.

Mein herzlich Geliebter!

Sieh', da sitze ich schon ganz gemüthlich in meinem wohnlichen Thurmzimmer des freiherrlichen Schlosses Görzhausen. Altersdunkle Ahnenbilder im Harnisch sehen auf mich, friedfertigsten Theologiekandidaten, kriegslustig hernieder. Aber vor meinem offenen Fenster huschen die Schwalben im Sonnenschein vorüber, und verstecken sich dann und wann im Laube des wilden Weines, der an den zwei runden Thürmen bis zum spitzigen Schieferhelme hinaufklettert. Ich glaube fast, diese niedlichen Kinder der Luft spielen miteinander Versteckens, gerade so, wie die andern flügellosen auf Erden, und ich höre aus ihrem jubelnden Gezwitscher, wenn sie von den suchenden Gespielen ertappt werden, ganz deutlich ein lustiges Lachen heraus.

Du merkst nun schon, lieber Hermann, in welcher Stimmung ich dir schreibe. Ich kann dir auch gar nicht sagen, wie mir schon jetzt hier so heimathlich zu Muthe ist. War das aber auch schon ein wohlthuender Empfang! Stelle dir vor: drei Stunden von Görzhausen erwartete mich an der Eisenbahnstation die herrschaft-

liche Kutsche, und ich war nicht wenig erstaunt, als sogleich bei meinem Aussteigen ein Pfarrer, mit einem jungen, bildschönen Knaben an der Hand, auf mich zukam, und mir mit den Worten die Hand drückte: „Herzlich willkommen! Sie werdens ja wohl sein! Ich bin Pfarrer Weber und hier, Ihr zukünftiger Zögling Clemens. Er konnte es gar nicht erwarten, Sie schon hier begrüßen zu dürfen. Nun kommen Sie! Wir fahren sogleich weiter." Clemens reichte mir noch etwas schüchtern die Hand, worauf ich mich nicht enthalten konnte, ihm auf sein frisches Gesicht einen Willkommkuß zu drücken, was ihn sichtlich freute. Dann stiegen wir in den offenen Wagen. Es war gerade vier Uhr Nachmittags, und die Sonne der letzten Augusttage meinte es mit uns sehr gut. So fuhren wir in lustigem Trabe noch zwei Stunden miteinander. Ich konnte mich dabei an dem blühenden Menschenkinde gar nicht satt sehen, und sein angenehmes Plaudern sammt diesem offenen Gesichte machte mir wirklich Kopfzerbrechen, wie ich diese ansprechende Außenseite mit den mir von Pfarrer Weber geschilderten Charakter- und Gemüthsanlagen zusammenreimen solle. Aber freilich, dachte ich mir, wie liegt oft Gutes und Schlimmes im Menschen unharmonisch nebeneinander! — Zuletzt fuhren wir einen langgestreckten Hügel hinan. Eine mächtige Pappelallee trat immer höher hervor. An deren Ende gegen die Straße zu standen in einem Rondell riesige Platanen. Als wir auf der Höhe angekommen waren, rief Clemens dem Kutscher ein freudiges Halt zu und sagte zu mir: „So, Herr Kandidat (eine Titulatur, die mich schon unterwegs im Stillen lächeln machte), jetzt steigen wir aus. Den Hohlweg hinunter geht es so nicht gut. Und in der Allee erwartet uns Mama und Adele." — So traten wir also zur Allee, und sogleich sah ich von einer Bank unter den Platanen die Baronin und Fräulein Adele sich erheben. Ich konnte kaum dazu kommen, nur recht meine Verbeugung zu machen, so war die Baronin uns auch schon rasch entgegengekommen und

reichte mir freundlichst die Hand mit dem mir so wohlthuenden Gruße: „Seien Sie uns herzlich willkommen, mein lieber Herr Faber!“ — Und doch, welch' edle Würde lag in dieser Herablassung! Welcher Gegensatz zu meiner vorigen Herrin, die, vom ersten Empfange gar nicht zu reden, nach vier langen, opfervollen Jahren mir kaum halb so herzlich Lebewohl gesagt, als diese edle Frau mich Unbekannten schon zum erstenmale begrüßte. Dabei war ich erstaunt, welch' hohe Schönheit noch auf ihrem Antlitze lag, wenn auch der Kummer dieses zarte Bild sichtlich übermalt hatte. Sie zählt auch, wie mir Pfarrer Weber sagte, erst fünfunddreißig Jahre, und zog schon mit siebzehn aus dem Grafenschlosse Hohberg als neuvermählte Burgfrau hier ein. Fräulein Adele, die nun eben so alt, kann sich wohl an Schönheit mit der Mutter nicht vergleichen, scheint mir aber deren Herzensmilde vollauf geerbt zu haben. Wenigstens war auch sie sehr lieb mit mir, wenn auch mehr mit stillen Blicken als lautem Worte. Und mir war, als wolle mir ihr sanftes Auge beständig sagen: wie froh bin ich, daß Sie nun bei uns sind!

Nach dem ersten Austausch unserer zunächst liegenden Gespräche, hieß mich dann die Baronin sogleich von hier oben Schloß, Dorf und Umgegend besehen. „Es ist eine alte Praxis in Görzhausen,“ sagte sie zu mir lächelnd, „daß wir alle Gäste, die uns zum erstenmale besuchen, in der Allee aussteigen, und dann von hier über all' unsere Herrlichkeit Rundschau halten lassen. Denn die gewöhnliche Einfahrt zum Schloß durch diesen schrecklichen Hohlweg und die enge Dorfgasse giebt einen so schlechten Vorgenuß davon, wie wunderschön wir hier wohnen, daß nur solche Gäste diesen Weg hereinfahren dürfen, die schon längst von Görzhausen völlig bezaubert sind. Also sehen Sie sich nur recht hier oben um, sogar kritisch, wenn Sie wollen; denn von hier aus kann unsere Gegend auch die schärfste Musterung vertragen.“

Ich kann dir nun wirklich nicht sagen, wie dieser erste Blick

hinunter und ringsherum nicht nur meine Augen ergötzte, sondern auch mein Herz anheimelte. Von dem Ende des Herrengartens, der sich bis zur Allee in freien Wiesenplätzen, Obstbäumen und Bosquets herauszog, schaute das altersgraue Schloß mit so ehrwürdiger Traulichkeit zu mir herauf, und die beiden runden Thürme mit ihren grünen Weingeflechten und spitzen Schieferhelmen winkten mir so freundlich hinunter, daß ich viel mehr ein Gefühl der Heimath, als der Fremde in mir verspürte. Und gerade so gemüthlich kam mir das ganze Dorf selber vor, das in der anmuthigen Thalmulde zu beiden Seiten des Schlosses in langer Häuserreihe mit Obstgärten sich hinzog und in einzelnen kleinen Gehöften bis zur höchsten Waldspitze der breiten Hügelwand verlor, die das liebliche Bild umrahmte. — Doch da fällt mir ein, was quäle ich dich mit meiner unbeholfenen Schilderung? Ich lege dir viel besser das ganze in Stahl gestochene Bild bei, gerade von diesem günstigen Platze aufgenommen, das mir Clemens noch gestern Abend auf mein Zimmer gebracht hat. Da sieh' dir lieber Alles selber an! Das Grün der Wiesen und den Abendsonnenglanz, der gestern auf der idyllischen Landschaft schimmerte, möge deine eigene, schwungvolle Phantasie ersetzen! — Es kam mir ganz rührend vor, wie herzlich die Baronin und Adele sich freuten, als sie hörten, daß auch ich von dieser Rundschau so entzückt sei. Sind das gute, edle Menschen, deren Herz der Reichthum nicht verdorben hat! Aber ich mußte immer wieder mit einer eigenen Wehmuth auf Clemens blicken, als den Erben dieses weltverborgenen, kleinen Paradieses. O wie gönnte ich es ihm aus ganzer Seele! Aber wird er es auch einst mit dankbarem, zufriedenem Herzen zu genießen wissen? Diese bange Frage war der einzige elegische Ton in meiner freudigen Stimmung.

Dann gingen wir durch den Herrengarten langsam miteinander hinunter, und das alte, höchst massive Schloß mit seinem großen, von Wirthschaftsgebäuden rückwärts umgrenzten Hofe lag in

seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Eine steinerne Brücke mit zwei riesigen Linden davor erhöhte nur noch den poetischen Eindruck, der schon oben so mächtig auf mich eingewirkt hatte. Und zwei in Stein ausgehauene, geharnischte Ritter in voller Mannesgröße, die, zu beiden Seiten des Schloßportals eingemauert, gleichsam Wache standen, mit den Jahreszahlen 1487 und 1512, mahnten mich so recht eindringlich, in welch' althistorisches Besitzthum ich jetzt eintrete.

Aber auch das Innere dieses Schlosses trug nur dazu bei, diesen ersten guten Eindruck in mir nur noch zu erhöhen. Von der mit mächtigen Hirschgeweihen verzierten, gewölbten Eingangshalle durch alle Wohn- und Schlafzimmer bis hinauf zu dem sogenannten Ahnensaale, darin von 1349 an alle Glieder der Familie prangen, deren Reihe der letztverstorbene Stammherr Hans Günther Freiherr von Görz in der Uniform eines österreichischen Kürassierrittmeisters schließt — in all' diesen Räumen, die mir Clemens sogleich am andern Morgen voll naiver Ungeduld zeigte, gewahrte ich keine Spur von jenem pomphaften, modernen Luxus des van der Straaten'schen Haushaltes; und die Vergleichung desselben mit dieser prunklosen, aber mitunter nicht minder kostbaren Einrichtung des alten, deutschen Edelsitzes rief in mir die angenehmste Stimmung hervor.

Doch was war dies Alles gegen die menschenfreundliche Güte der Baronin, mit der sie sogleich am ersten Abend ihr Haus mir heimisch zu machen suchte! — O mein liebster Hermann, ich habe dir in meinen früheren Briefen aus Holland so manches Harte aus meiner dortigen Schule der Demüthigung und Entsagung verschwiegen, weil ich in das heitere Sonnenlicht deines frohen Studentenlebens keinen allzu düstern Schatten werfen wollte. Heute, wo Alles glücklich überstanden hinter mir liegt, darf ich schon eher davon reden. — Wie lange Zeit brauchte ich dort, um nur einigermaßen das innere Weh darüber zu verschmerzen, daß ich in jenem

Kaufherrnhause viel eher wie ein Glied der Dienerschaft, als der Familie betrachtet und behandelt wurde! Und alle frostige Höflichkeit konnte mich dafür nicht entschädigen. Mit nur höchst seltenen Ausnahmen an hohen Feiertagen mußte ich mich auf meinem Zimmer abgesondert zum Mittagstische setzen. Und wie oft dachte ich mir bei den vielerlei leckeren Gerichten, die mir der Bediente dort vorsetzte: o wäre es doch lieber das einfachste Essen der Welt, aber am gemeinsamen Familientische, wie viel besser sollte es mir schmecken, als in solch' peinlicher Absonderung diese überreiche Mahlzeit, die ich oft nicht zur Hälfte an die Lippen brachte!

Aber hier, wie that mir das schon am ersten Abende so wohl, als ich mit der Baronin, Adele und Clemens in dem gemüthlichen Wohnzimmer beim Theekessel sitzen durfte, da die Baronin selber mir die Tasse voll schenkte, und Fräulein Adele mit eigener Hand die Butterschnitten zurecht machte. O, ich hätte die zarte Hand von Mutter und Tochter vor dankbarer Freude küssen mögen, daß sie nur dem Menschen in mir so lieben Abendimbiß bereiteten, und den Hofmeister mich so gar nicht fühlen ließen. Und so war es auch beim gestrigen Mittagstische. Ein einziger, sehr einfach uniformirter Diener servirte, und stets ward ich vor Clemens bedient. Wie auch diese Aufmerksamkeit mich freute! Noch mehr aber diese freundliche Unterhaltung, deren mich die Baronin unter dem Essen würdigte. Mein Gott, bei den van der Straaten'schen lucullischen Festtagsdiners kam ich ja immer erst nach dem jüngsten Commis an die Reihe — als der arme, unbeachtete deutsche Hauslehrer, der für das große Handlungsgeschäft ein so unnützes Geschöpf gewesen. Und die Herrschaft hatte für Jeden ein aufmerksames Wort, nur nicht für mich. Aber wie thöricht war es dort von mir, über diese Zurücksetzung mich oft im Stillen zu grämen! Nun sehe ich's ja erst recht ein, was ich in dieser vierjährigen Schule für mein ganzes Leben gelernt habe: für jede Freundlichkeit aufrichtig dankbar zu sein, und mich stets für den

Geringsten, aber Glücklichsten zu halten, ohne Neid oder Bitterkeit in meinem, vom Leben so unverwöhnten Herzen.

Gestern Abend war ich nun auch bei Pfarrer Weber. Clemens, der von der ersten Stunde an eine merkwürdige Anhänglichkeit zu mir zeigte, ließ es sich nicht nehmen, mich selber zum Pfarrhof zu begleiten. Er liegt reizend schön auf einer vom Dorf ein wenig seitwärts vorspringenden Höhe, sehr stattlich aus Quadern gebaut, mit flachem Schieferdache wie ein kleines Schlößchen, und mitten in Feldern und Obstgärten. Als ich das Haus zum erstenmale sah, da kam es mir so gar nicht unbekannt vor. Vielleicht, daß ich's einmal im Traume gesehen, oder sonst als Gebilde meiner Phantasie. Ich weiß es selber nicht. Aber das wußte ich, daß dieser poetische Pfarrhof mit dem anstoßenden Blumen- und Gemüsegarten genau so aussah, wie ich ihn mir wohl manchmal in meinem holländischen Exil als Ideal ausgemalt hatte, um mein einsames Herz auf die ferne Zukunft in der Heimath zu vertrösten. Nun, in zehn Jahren — wer weiß, vielleicht bin ich dann auch der glückliche Besitzer eines Pfarrhofes. Es muß aber auch gerade kein so stattlicher sein. Gott behüte mich vor so maßlosen Ansprüchen! Ein viel bescheideneres Häuschen mit kleinem Blumengärtchen thut's auch, wenn ich nur einmal eine wirkliche Pfarrei mir errungen habe ..... Clemens kommt gerade hereingestürzt und meldet mir, daß die Botenfrau angekommen sei. Ich muß leider schließen, da sie ohnedem nur dreimal in der Woche kommt. Also behüte dich der liebe Gott! Er wird schon Alles recht machen. Und auch für Clemens habe ich die besten Hoffnungen; denn er scheint mich lieb zu haben, und da ist schon viel gewonnen. Zudem läßt die verehrteste Frau Baronin mich unbeschränkt mit ihm schalten und walten, das gerade Gegentheil der Frau van der Straaten. So denke denn nur mit freudigem Herzen an mich! Tausend, tausend Küsse! im Geist umarmt dich dein treuer, glücklicher Theodor.

P. S. Jetzt hätte ich vor lauter Eile fast vergessen, von Fritz Kreutzer, deinem Leibburschen, dich aufs herzlichste zu grüßen. Eine gute, ehrliche Seele! Auch ihm gefällt's hier sehr gut. Ich hoffe, seine Freundschaft zu dir soll auch uns Beide bald näher bringen.

Ich übergehe nun die weitere Correspondenz unserer jungen Freunde und knüpfe sie erst über ein Jahr danach wieder an mit einem Brief Hermanns, den er am Begräbnißtage seiner Dorothee nach Görzhausen geschrieben hatte. Er lautet:

Am 15. November 1844.

Mein liebster, bester Theodor!

In trübster Stimmung flüchtet sich heute mein stürmisches Herz wieder zu dem deinigen, daran es in diesem Jahre schon so oft ausgeruht und jedesmal still geworden. Aber heute ist meine Sehnsucht nach dir tiefer, denn je. Denn höre nur: ich stand noch vor ein paar Stunden vor dem frisch aufgeworfenen Grabe meiner alten unvergeßlichen Dorothee. Nicht wahr, auch du bist schmerzlich überrascht? Sagte doch mein letzter Brief noch kein Wort von so naher Auflösung. Aber sie starb einen wirklich hochpoetischen Tod. Denke dir nur, und halt' es für buchstäbliche Wahrheit: überm Märchenerzählen ist sie, von meinem Arm umschlungen, entschlafen, in einsamer Nachtstunde, da ich ganz allein an ihrem Bette gesessen. Das ist mir doch noch ein großer Trost. Denn ich habe ihr noch in den letzten Stunden die Kissen zurechtlegen, mit dem letzten Trunk frischen Wassers ihre verdorrten Lippen erquicken dürfen. Ich habe sie sterbend im Arme gehalten, und ihr im Tode die Augen zugedrückt. Aber sie ist mir eben dennoch gestorben, und ich kann dir gar nicht sagen, wie mir darüber so weh geschieht. — Als ich die dreifache Schaufel

Erde auf diesen Sarg hinunterwarf, war mir's doch, als begrübe ich damit selber jede Erinnerung an meine mit ihr verlebte Kindheit; als sänke in dieses Grab mein letztes Stück Poesie in dieser öden Prosa meines jetzigen Lebens! — O liebster Theodor, dein treues, so tief mit mir empfindendes Herz weiß ja am besten, was mir jene einsamen Stunden gewesen, die ich in stiller Nachtzeit an diesem Magdbette verleben durfte. Kamen sie mir doch oft vor, wie selber ein sinn- und gemüthvolles Märchen, unverstanden in diesem verstandernüchterten neuen Leben unserer alten Vaterstadt. Ich weiß, du zeihst mich um dieser Betrübniß willen nicht unmännlicher Sentimentalität, an der ich Gottlob niemals noch gekränkelt; nein, du fühlst mit mir die Gesundheit meines Schmerzes heraus, in dem heute das einstige Kind in dem jetzigen Mann am Grabe dieser alten, treuen Wärterin und vertrautesten Freundin Thränen vergossen, die wohl die Wenigsten verstanden, vor denen ich mich aber nicht im mindesten geschämt habe. Möchten sie doch die einzige Schande sein, die jemals mein Leben entehren wird!

Doch du guter, treuer Freund, mein Herz hat sein Bedürfniß nach Klage nun bei dir gestillt, und es verstumme nach außen für alle Zeit! Und jetzt, wie geht es dir? — Du sagtest mir in deinem letzten lieben Worte vor vier Wochen noch ziemlich geheimnißvoll: nur noch eine einzige Wolke stehe vor der Sonne deines Glückes, und wenn auch diese noch glücklich zerronnen, dann würdest du ihren vollen Glanz mich schauen lassen. Sag', liebster Theodor, verfinstert diese Wolke deinen Himmel noch, oder leuchtet er schon in vollem Lichte? Ich kann es mir zwar gar nicht vorstellen, wie schon jetzt, nach kaum fünfvierteljährigem Aufenthalt in Görzhausen, ein so wichtiges Ereigniß für dich und Elisabeth eingetreten sein könnte. Um so größer ist aber meine Ungeduld, es zu erfahren. O du kannst es kaum erfassen, welch' ein Verlangen mich durchglüht, nun in meinem freudenlosen Herzen

mich an deinem Glück zu erfreuen, wie du es einst so edelherzig gethan, da alle Freuden der Welt vor mir ausgeschüttet lagen, und du in einsamer Fremde daran darben mußtest. O glaub' es mir, wie nach einer Wohlthat begehre ich nach deiner freudenreichen Botschaft, wie nach einem Sonnenblick mitten in den Sturmwolken meines lichtlosen Himmels.

O Theodor, danke deinem gnädigen Gotte für die friedfertige Sanftmuth des Herzens, mit der er als segensreichstem Geschenk dein Leben begnadigt! Dank' ihm für deine angeborene Weisheit bescheidener Selbstbeschränkung, mit der du um dein Verlangen nach Menschenglück von Kindheit an immer nur die engsten Kreise gezogen! Denn nur um so weiter werden sich diese Schranken irdischen Glückes dir öffnen.

O sag', ist es nicht ein unerklärliches Räthsel, mein guter Theodor? Du siehst aus meinen klaren Worten, wie auch ich diese Weisheit in ihrem ganzen Werth und Segen zu schätzen weiß. Meine theuerste Mutter ist mir ja darin die weiseste, liebreichste Lehrmeisterin. Aber, liebster Freund: „Grau ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum." Dieses mephistophelische Wort, das ich als Praktikant des Bezirksamts in bitterster Ironie verlachen gelernt, in der Praxis des Herzens möchte es mich manchmal zu bitterem Weinen treiben. — Wenn ich einen Tag denke, dieser Dämon meines Innern sei von meinem guten Engel völlig geschlagen und vernichtet, schon am nächsten Morgen kommt er mit verstärkter Heerschaar in neuem Sturmlauf herangezogen. Und wenn ich sanftmüthig wie ein Kind geworden, dem ein Märchen jedes Verlangen stillt, mit einemmal ist mir die ganze Welt zu klein, um die unendliche Kluft meines Begehrens nach Menschenglück auszufüllen. Was ist das, du liebster Freund meines Lebens, du beneidenswerther Mann des inneren Friedens? Nenne mir die feindliche Macht, die sich also gewaltsam zwischen mein Herz und seine Befriedigung drängt! Nenne mir den finstern

Geist, der so starken Armes mich umklammert hält, der jedem Beispiel des genügsamsten Vaters, jeder weisen Mahnung der frömmsten Mutter spottet, und in unseres Hauses wahrhaft heiligem Frieden sich dennoch heimisch fühlen kann! — Von wannen ist er in mein Blut gekommen, und hat er schon an meiner Wiege gestanden? War es schon seine Macht gewesen, die mich auf dem Rittersberg und im Reichswald angetrieben, stets unter uns Buben der Erste zu sein? Hab' ich aus seinem Dunstkreise den Muth gesogen, mit dem ich einst jenem Korporal meinen Sophokles vor die Füße geworfen, und war es sein nimmer verglühendes Feuer, das auf der Hochschule mit solchem Ehrgeize mein Herz entflammt, bis ich auch dort den höchsten Gipfel unumschränkter Herrschaft erstiegen? — Was ist das nur? — Bei all' dem sittlichen Starkmuth meiner Seele wird sie doch gar oft von traurigster Bangigkeit beschlichen, und meine ganze Zukunft fürchtet sich vor dieser unheimlichen Feindesmacht. O komm mir zu Hilfe, treuester Freund! Wie ich dich einst aus des Blechhammers düstrer Fluth herausgezogen, so thue jetzt das gleiche Freundeswerk an mir! Zieh mich heraus aus dieser finsteren Stimmung, daß ich nicht darin untergehe! Sag' mir, daß deines Herzens tiefstes Sehnen nun befriedigt ist, und auch meine Sehnsucht wird stiller werden! Bring' mir die Botschaft, daß dein Liebesfrühling in voller Blüthe steht, und sein Duft soll meine Seele mit neuem Hoffen durchwürzen, daß auch ihr nach dieser jetzigen Oede noch ein blühender Garten beschieden sei. Sag' mir, daß dein Lebensboot im Hafen glücklich eingelaufen ist, und auch die wilden Wogen, darin das meinige noch auf= und niederschwankt, sie werden sich besänftigen. Juble mir entgegen: „Ich bin glücklich!" und in meinem Herzen wird der Glaube wiederhallen, daß auch ich es noch sein werde. Und jetzt lebe wohl! Der Wächter ruft Mitternacht. Es ist Schlafenszeit. Ich bin müde. Herzlich gute Nacht!

Dein Hermann.

P. S. In vierzehn Tagen geht, dreimal Gottlob, meine Administrativpraxis zu Ende. O wenn nur einmal diese staubige Bureaukratenwelt hinter mir liegt! In der Justiz hoffe ich doch auf frischere Luft. Denn dort ist das eigentliche Feld meines Geistes, namentlich, wenn ich einmal zum öffentlichen Vertheidigen komme. Da soll es mit mir und meiner Stimmung schon besser gehen. Denn mein Ich darf doch dann seine Existenz ein wenig geltend machen. O nur nicht dieses geistige Vegetiren wie bis jetzt! Lieber Tod als solches Scheinleben! Adieu!

* * *

Die Antwort Theodors, der von jeher ein unermüdlich fleißiger Briefschreiber gewesen, datirt vom 18. November:

Morgens 5 Uhr.

Mein geliebtester Hermann!

Alles liegt im Schlosse noch im tiefen Schlafe. Aber mein Herz wacht schon längst. Denn die ganze Nacht konnte es deinetwegen nicht zur Ruhe kommen. Armer Freund! Du bist erst vor drei Tagen am frischen Grab einer von dir so herzlich geliebten Todten gestanden; dein Auge ist von edelm Weinen um sie noch trüb, und, was mich noch viel trauriger macht, dein Herz ist wieder einmal voll schweren Streites. Und ich soll dir nun erzählen, welch' reicher Schatz an Gottesgnade und Menschenglück in mein Herz ausgeschüttet worden ist, zu derselben Zeit, als deines, so verarmt an Frieden, seinen Jammer zu mir hinausschreit? In deinem Trübsinn soll ich mit meiner Freude hineinlachen? Darf ich das auch, mein theuerster Freund?

Doch du bist ja so edlen Herzens, nach der Botschaft meines Glückes so sehnsüchtig zu verlangen, wie nach einer Wohlthat und Sonnenschein. Wie darf ich da ängstlich zögern, von dem

ganzen Himmel meiner Freude dich umleuchten zu lassen? Und wer könnte dir eine Wohlthat lieber erweisen? Selbst dein Vater und deine Mutter nicht, die dir das Leben gegeben, können dir lieber wohlthun als ich, dem du dereinst das Leben gerettet. Denn nie und nimmer schwebe mit finsterem Fittig der Geist dankloser Vergessenheit über jener düstern Fluth!

Und so vernimm denn, in wie gnädiger Fügung Alles gekommen ist! Noch kann ich's ja selber nicht recht glauben, weil es so maßlos viel des Glückes ist, daß Einem angst und bange werden möchte. Mit kurzen Worten also: Pfarrer Weber hatte sich aus Rücksicht für die Erziehung seiner Knaben, wovon zwei in die Lateinschule eintreten sollen, auf die erledigte Stadtpfarrei in H. gemeldet, und sie auch vor vierzehn Tagen erhalten. So herzlich ich auch diese Beförderung dem wirklich musterhaften Manne gönnte, so lag doch schon seit vier Wochen, wo ich zum erstenmale davon hörte, ein stiller Kummer auf meinem Herzen. Denn Pfarrer Weber war mir ein treuer, väterlicher Freund, von dem ich während meines Hierseins unendlich viel gelernt habe. Namentlich war er mir auf der Kanzel ein wahres Vorbild. Und wenn ich in meinen eigenen, jetzt ungefähr zwölf Nachmittagspredigten, die er mir bereitwilligst überlassen, nicht nur der Gemeinde, sondern auch der Frau Baronin Genügendes geleistet, und sogar bei der Kirchenvisitation von dem Consistorialrathe belobt worden bin, so verdanke ich das zumeist diesem tüchtig geschulten, an Verstand und Gemüth gleich reichen Manne. Du kannst dir also denken, wie leid mir geschah, da vor acht Tagen das Versetzungsdekret hier eintraf. — Aber nun höre, liebster Hermann, wie dieser hochherzige, väterliche Freund noch vor seinem Weggehen für mich sorgte! Denke dir, er hatte mich der Baronin als seinen Nachfolger in Görzhausen auf das allerdringlichste empfohlen. Zufällig war auch der Vormund von Clemens auf Besuch hier, ein Baron Harthausen, der als pensionirter, unverheiratheter Oberst

in der Hauptstadt lebt. Er, der für Clemens während seiner Minderjährigkeit das Patronatsrecht auszuüben hat, ging auf Webers und der Baronin vereintes Fürwort ein. Ich aber hatte davon noch nicht die leiseste Ahnung. — Da kam vor vierzehn Tagen die Baronin des Abends auf mein Zimmer und vertraute mir Alles an. Ich war anfangs ganz sprachlos. Die plötzliche Nachricht von einem großen Unglücke hätte mich auch nicht gewaltiger niederschmettern können. Endlich aber stürzten mir die Thränen nur so hervor, und ich wußte nichts zu sagen, als das Eine: „Ach, das ist ja viel zu viel, das kann ja gar nicht möglich sein." — Da nahm diese wahre Edelfrau meine Hand und sagte zu mir mit ihrer herzerfreuenden Stimme: „Nein, lieber Herr Faber, das ist nicht zu viel. Sie haben mir einen schon halb verlornen Sohn wieder geschenkt, und wenn wir Ihnen nun dafür eine Pfarrei geben wollen, so ist das noch lange kein voller Ersatz. Sie haben in diesen fünfviertel Jahren das große Werk zuwege gebracht . . . ." Doch nein, lieber Hermann, es sträubt sich meine Feder, alle diese unverdienten Lobsprüche dir niederzuschreiben. — Kurz, das war eben der Zeitpunkt, in dem ich dir noch etwas geheimnißvoll von meinem bevorstehenden Glücke gesprochen hatte. Denn, da ich das letzte Pfarrexamen noch nicht bestanden, und von Seite der Patronatsherrschaft beim Consistorium erst darauf angetragen werden mußte, bis dahin die Pfarrei durch einen Verweser verwalten zu lassen, hing doch Alles noch sehr in der Schwebe. Aber durch Pfarrer Webers Freundschaft mit dem Oberconsistorialreferenten ist auch dieses Hinderniß nun beseitigt, und mein unendliches Glück ist volle Wahrheit. — Denke dir, vorgestern noch spät Abends, da wir gerade um den runden Tisch bei der Lampe saßen, und ich Rückerts „angereihte Perlen" vorlas, tritt plötzlich Pfarrer Weber herein, und bringt uns ganz athemlos die Nachricht, daß so eben durch einen Extraboten von seinem Freunde die vorläufige Versicherung eingetroffen sei, es

stehe der beantragten Pfarrverwesung und meiner späteren Präsentation zum Pfarrer nicht das Mindeste im Wege. Kannst du dir nun vorstellen, mein Liebster, was ich da empfand? Ich glaube, ich hätte keinen Blutstropfen gegeben. O wie die Baronin und Adele gleichmäßig bei dieser Freudenbotschaft aufgejubelt hatten! Clemens hing sich noch obendrein wie ein muthwilliger Knabe an meinen Hals, und küßte mich unter dem beständigen Ausrufe: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!“ — Sogleich bestellte die Baronin noch einen Punsch zur Feier dieses freudenreichen Abends. Wir saßen mit Pfarrer Weber noch bis Mitternacht bei einander, und die Gläser gaben beim Zusammenstoßen gar hellen, fröhlichen Klang. — Ach, sind das gute Menschen, gleich adelig durch Geburt wie Gesinnung!

Ich konnte die ganze Nacht vor Aufregung nicht eine Stunde schlafen. Als ich darauf am andern Morgen zum Pfarrhof ging, um Pfarrer Weber nochmals für all' seine unendliche Güte zu danken, als ich dann Haus und Garten schon von weitem liegen sah, und ich mir das unaussprechliche Glück bedachte, schon in einem Jahre mit Elisabeth hier einziehen zu dürfen, o da mußte ich mitten auf meinem Wege stille stehen und die Hände vor die nassen Augen halten. — Ich habe dem lieben Gott schon oft, recht oft gedankt. Aber so heiß, wie damals, doch noch nie — nie in meinem ganzen Leben.

Nun, mein liebster Hermann, weißt du Alles. — Du sagtest mir: „Juble mir entgegen: ich bin glücklich! und in meinem Herzen wird der Glaube wiederhallen, daß auch ich es noch sein werde.“ Nun wohl, mein theuerster Herzensfreund, ich habe dir jetzt diese Botschaft gebracht. Wirst du nun endlich daran glauben, daß auch du noch glücklich werden wirst? O du, der schon jetzt so glücklich sein sollte, wie kein Anderer auf Erden! Du, dem von der Wiege bis heute das Leben nur sein Lächeln gezeigt, du, der du an Leib und Seele von Gottes Gnade wahrhaft über-

gossen bist! Du willst an mir, dem so früh verwaisten, von jeher arm gewesenen Pfarrerssohn deinen Glauben aufrichten, daß auch du noch glücklich sein werdest? Eine Oede nennst du dein Leben? — O sag', wie hätte dann ich das meinige nennen sollen, da mir der beste Vater ins allzufrühe Grab gesunken, und ich um Geldeslohn meine Freiheit an jene reichen, kaltherzigen Menschen verkaufen mußte, vier lange, opferreiche Jahre? — O glaube doch ja nicht, mein Liebster, daß diese Weisheit bescheidener Selbstbeschränkung, die du mir nachrühmst, mir so ohne weiteres in der Wiege gelegen, und mit mir groß geworden sei! — Nein, so war es nicht. Gern gebe ich zu, daß ich deren schon bei der Geburt ein größeres Pfund empfangen, als du; daß mein Blut von jeher stiller floß, als das deine. Aber trotz alledem habe auch ich diese Weisheit mir Tag für Tag in jahrelangem Kampf erringen müssen. Wie ein Bettler habe ich an Wünschen, an Freiheit und den bescheidensten Lebensgenüssen gedarbt, um an innerem Frieden ein Krösus zu werden. Und ich bin es geworden. Aber nur nach heißestem Streit und oft bitterster Mühsal. — Und du, dessen Geist so hoch über dem meinen steht, zu dem ich von Kindesbeinen an immer hinaufgeschaut, wie die Schwäche zur Stärke, du könntest jetzt unterliegen, nachdem ich gesiegt, oder nur verzagen, nachdem ich muthig gewesen? — Nein, nie und nimmer! Du hast nur auf einen Augenblick vergessen, welche Heldenkraft in deinem Geiste wohnt! Die Waffen hast du nur jetzt übersehen, mit denen dein starker Wille von jeher umgürtet ist, und, deine eigene Macht mißachtend, liegst du da wie ein klagender Löwe, dem ein winziger Dorn den Fuß verwundet.

O liebster Hermann, glaube mir trotz alledem, deine Klagen reden zu mir so verständlich, als ob sie mein eigenes Herz ausgestoßen hätte! Aber darf ich mit falschem Mitleide sie jetzt nähren, wie mit Oel das Feuer? Und selbst, wenn ich jetzt mit meinem Worte dich verwunde — sei's darum! Viel besser doch

und viel getreuer. Wohl kenne ich deinen mächtigen Feind, von dem du mir geschrieben. Aber ich kenne auch dich, dieses Feindes noch viel stärkeren Ueberwältiger. Einen ritterlichen Helden Hermann Stark kenne ich, dem schon in der Wiege geweissagt worden, daß, wie einst Hermann der Cheruskerfürst den Varus überwunden, so auch dieser andere Hermann jeglichen Feind zu Boden schlagen werde. Nun wohl, auch jetzt mach' diese Prophezeiung zur Wahrheit! — Bist du ein Meister geworden, als Student den Schläger zu führen, so sei auch jetzt kein Stümper auf der Hochschule des Lebens! Ziehe dein Schwert und strecke auch diesen Feind danieder, wie du einst jenen überwunden, der deinen Vater verhöhnt! — Denn dieser andere Feind verhöhnt noch viel mehr. Deinen Vater und deine Mutter verhöhnt er, und ihren ganzen Willen, dich glücklich zu machen. Er verhöhnt ihr Beispiel und ihre Liebe sammt deines ganzen Hauses heiligem Frieden. Dich selber verhöhnt er sammt all' deinen Geistesgaben und deiner Wissenschaft. Und endlich verhöhnt er den ewigen Gott, der mit allem Erdenklichen dich ausgestattet hat, was nur zum Menschenglücke dienlich ist. — Siehst du, welch' wahrhaft höllischer Hohn in diesem Feinde liegt, der Erd' und Himmel dir vergällen will? —

O mein Hermann, du mein einstiger Lebensretter, du hast nach mir um Hilfe gerufen, daß ich aus deiner finstern Stimmung dich herausziehen soll, wie du mich selber einst aus des Blechhammers düsterer Fluth. Siehe, ich bin gekommen und habe den Arm nach dir ausgestreckt. Daß du doch dein Leben, das gewiß noch zu großen Aufgaben bestimmt ist, wieder so heiter vor dir liegen sähest, wie ich einst das meine, als ich nach meiner Rettung Hand in Hand mit dir durch den Reichswald heimgegangen bin! — Bedenke doch ja, mein Liebster: ohne Schule keine Meisterschaft, ohne Prüfung kein Bestehen, ohne Lernen kein Wissen, ohne Kampf kein Sieg. O daß mein Rettungswerk mir nur auch an dir jetzt gelungen sei, wie einst an mir das deinige!

Auf diese freudenreiche Botschaft harre nun auch ich, wie du auf die meine geharrt. Und erst, wenn auch du mir entgegenjubelst: „Ich bin glücklich!" erst dann wird auch das Glück völlig ungetrübt sein deines um dich tief besorgten, aber in freudigster Hoffnung dich umarmenden

Theodor.

Schon am fünften Tage war Hermanns Antwort in seines Freundes Händen. Sie ist so kurz, daß ich auch diese dir noch mittheilen darf, um so eher, als ich damit meine Ansprüche an deine geduldige Theilnahme für diese lange Briefreihe beendige.

Am 24. November 1843.

Mein Innigstgeliebter!

Heut Abend nur wenige Worte, aber genug für unser Beider Herzen! Glaube mir, der Sternenhimmel in klarer Sommernacht kann nicht heller erglühen, als jetzt mein Herz von innigem Danke gegen dich, du mein Freund, wie kein wahrhaftigerer noch auf Erden gelebt. Deine über alles Denken treuen Worte werden ewig in meiner Seele eingeschrieben bleiben, so gut wie droben in jenem goldenen Himmelsbuche, darin jede gute That auf Erden verzeichnet wird. Denn deine Freundesworte waren wahrhaftig eine gute That an mir. Nun mag dein Frühling in voller Blüthe prangen, dein Himmel mag in reinstem Glanze dich und Elisabeth umleuchten, denn glaube mir: ich bin seit gestern Morgen ein neuer Mensch geworden. Als sei ein Engel Gottes zu mir niedergestiegen, so hat sich meine Seele besänftigt. Auch meine liebsten Eltern habe ich deine Worte lesen lassen. Sie danken dir darum tausend und tausendmal. In mir und meinem Hause ist doppelter Feiertag auf einmal — Ostern und Pfingsten, in meinem zugleich

auferstandenen und neuerleuchteten Herzen. Das Leben lacht mir wieder in neuem Reize. Mein Geist verspürt wieder seine alte Macht. Als geschlagener Varus liegt der alte Feind zu meinen Füßen. Und dir, meinem Mitstreiter, sinkt dafür dankend ans Herz dein dem Leben und seiner Freude wiedergegebener, dich mehr als jemals liebender, siegreicher

Arminius.

V.

Frischere Luft.

„O wenn nur einmal diese staubige Bureaukratenwelt hinter mir liegt, in der Justiz hoffe ich doch auf frischere Luft; denn dort darf ich doch meine Existenz ein wenig geltend machen!"

Diese Sätze, die Hermann seinem vorletzten Brief an Theodor nur als hastige Nachschrift angehängt hatte, waren eigentlich die allerwichtigsten Gedanken darin, ohne daß ihr Schreiber sich dessen recht bewußt gewesen. Denn, so edel und aufrichtig auch sein Glaube gemeint war, in der ersehnten Botschaft von seines Freundes Glück für das eigene Herz Ruhe zu finden, in so idealen Ausdrücken er auch diesem Hoffen Worte gegeben, und so wahr auch seine geistige Erhebung darauf gewesen, — ich glaube trotz alledem, daß die Fittige seines Geistes, die er zu so plötzlichem Aufschwung ausgespannt, doch gar bald wieder schlaff zusammengefallen wären, hätte nicht neben dieser idealen Befriedigung auch kurz darauf das wirkliche Leben ihm die erquickende Schale an die heißen Lippen gehalten.

„Denn mein Ich darf doch seine Existenz dann ein wenig geltend machen." Das war es — Räthsel und Lösung seiner früheren und jetzigen Stimmung.

Spann' ein edles, arabisches Pferd ein Jahr lang an den Lastwagen! Begreifst du, wenn es endlich vergißt, den Kopf in gewohntem Stolz zu tragen, und mit elastischem Schwung den Boden kaum zu berühren? — Dann schirr' es aus von dem seines Nackens unwürdigen Kummet, gieb ihm den Sattel und früheren Reiter wieder, nebst der unermeßlichen Rennbahn der heimathlichen Wüste! Staunest du zu sehr darüber, wenn das edle Thier wieder windschnell dahinfliegt, und mit weiten Nüstern sein Behagen hinauswiehert? —

War darum unser junger Freund jetzt schon hoch beglückt, da er auf seines Vaters Kanzleistube nun in selbstständiger Logik denken durfte, und seinen Geist nicht mehr erniedrigen lassen mußte zum maschinenartigen Handlanger eines bornirten bureaukratischen Altgesellen, von seinem ersten Zerschneiden der Conscriptionslisten an bis zum letzten geistreichen Concept über die Ausbesserung eines unfahrbar gewordenen Vicinalwegs! — Als er aber dann noch gar als selbstständiger Vertheidiger vor den zuchtpolizeilichen Gerichtsschranken stand, überkam ihn das volle Ahnen davon, welch' fruchtreiches Feld des öffentlichen Lebens vor seinem Geiste liege, welch' schrankenlose Rennbahn des Ehrgeizes.

Nur wenige Monate verflossen und der Rechtspraktikant und Doctor juris, Hermann Stark, war im ganzen Gerichtsbezirke der gesuchteste Vertheidiger. Und Vater Stark hatte in seinem Briefe nach dem Festcommers ganz Recht, da er an Mutter Rosalie von seinem Sohne heimgeschrieben: „Ich glaube, er würde uns Advokaten daheim miteinander trocken legen."

Schon sein erstes Auftreten war ein Stadtgespräch geworden. Der Gerichtspräsident hatte nach erfolgter Freisprechung der wegen Kindesaussetzung minderen Grades Angeklagten unsern jungen Helden öffentlich belobt, und selbst das sonst so nüchterne Wochenblatt über diese glänzende Vertheidigung einen begeisterten Artikel gebracht. Die Beschuldigte war eine unwissende, blutarme Waise,

die als verführtes Opfer des reichen, aber wegen sittenlosen Lebens und schmutzigen Geizes allgemein verachteten Stadtmüllers ihr Kind ihm vor die Thüre gelegt, weil sie nach Verweigerung jeder Unterstützung in ihrer hilflosen Armuth den armen Wurm nirgends unterzubringen gewußt. Und Hermann hatte seiner sittlichen Entrüstung über diesen hartherzigen Wüstling solch' energischen Ausdruck gegeben und wieder von der juristisch trockenen Begründung der Anklage mit so gewandter Hand der Menschlichkeit jeden Schein moralischer Schuld abzustreifen gewußt, daß das zahlreiche Auditorium von tiefem Mitleid ergriffen ward. Der als Zeuge erschienene Müller hätte nun gerne das Hundertfache, um was die Angeklagte ihn einst fußfällig gebeten, ausbezahlt, nur um den strafenden Blicken der Zuhörer entrinnen zu können. Sein armes Opfer aber, das schluchzend ihr in Lumpen gehülltes Kind an die Brust drückte, erweckte selbst in dem Antlitze der Richter sichtbares Mitgefühl. War das ein Tag des Triumphes für Hermann! Gegen Lüge und Gemeinheit siegreich das Schwert edler Beredsamkeit zu schwingen, das war die Luft, die seinem Lebensodem von Nöthen gewesen. „Lieber Tod als solches Scheinleben!" hatte er noch vor vier Wochen hinausgeseufzt. Jetzt lebte er wieder, denn seine Existenz machte sich geltend. Der Winter war zerronnen und ein neuer Lenzsturm brauste durch seine Seele.

Wie manchen derartigen Fall könnte ich dir noch erzählen, in dem Hermann seinen Ruf des gewandtesten Vertheidigers über alle wirklichen Advokaten der Stadt begründete. Es waren seine Clienten freilich anfangs lauter arme Teufel, die seinen ritterlichen Schutz ihm nur mit Dankesworten bezahlen konnten — für seinen Ehrgeiz das allergrößte Honorar. Als er aber einmal einen, wegen Amtsehrenbeleidigung seines herrschsüchtigen Bürgermeisters angeklagten, behäbigen Oekonomen durch eine ungemein ironische Vertheidigung von Schuld und Strafe lossprechen half,

und dieser ihm dann zwei blanke Louisd'ors auf den väterlichen Schreibtisch legte, da sträubte sich Hermann wohl, dieses um das Vierfache die Rechtspraktikantentaxe übersteigende Honorar anzunehmen. Nachdem jedoch sein reicher Client auf dieser Bagatelle, wie er die zwei Goldstücke nannte, bestand, verspürte Hermann dennoch zuletzt bei diesem ersten, durch eigene geistige Thätigkeit verdienten Gelde hinterher eine bisher so unbekannte Freude, wie sie ihm alle pekuniäre Errungenschaft seines späteren Lebens nimmer gewähren konnte. Sofort kaufte er sich für dieses erste Honorar einen Siegelring, darin er die Anfangsbuchstaben seines Namens graviren ließ, um, so oft er die Hand in seinem Beruf als Vertheidiger ausstrecken würde, sich diese reine Freude über das erste selbstverdiente Geld ins Gedächtniß zurückzurufen.

Durch diese schönen Erfolge in Hermanns neuer Praxis, die seinen unruhigen Geist so hoch befriedigten, hatte auch sein Herz allmälig die Bitterkeit gegen das alltägliche Leben seiner alten Vaterstadt verloren. Hatte er im ersten Jahre nur aus gezwungener Rücksicht für seinen Vater das Casino besucht, und dann zumeist als wortkarger Gast sich in die Zeitungen vertieft, weßhalb man ihn allerseits eines unbegrenzten Hochmuths geziehen — jetzt nahm er mit jeder neuen erfolgreichen Vertheidigung auch freudiger an der allgemeinen Unterhaltung Theil, und stand lange nicht mehr in so schroffem Gegensatz zu den kleinstädtischen gesellschaftlichen Zuständen. Trug er doch jetzt das Bewußtsein in sich, nicht mehr als unbeachteter Bezirksamtspraktikant in Bürger- wie Beamtenkreisen zu figuriren, sondern als ein, selbst dem Präsidenten geistig Ebenbürtiger, dessen Begabung als Jurist und Redner bereits Jedem einen gründlichen Respekt abgerungen, und dem allerseits noch eine bedeutende Zukunft verheißen ward. Auch Hermanns Doctortitel kam nun allmälig immer mehr zu Gnaden und Ehren, der vorher den bereits in Amt und Würde stehenden Herren Beamten so gar nicht über die Lippen kommen wollte.

Ja, sogar der Herr Bezirksamtmann ließ sich wohl oder übel zuletzt herab, den früheren „Herrn Stark" mit „Herrn Doctor" zu vertauschen, und selbst darüber ging ihm ein immer helleres Licht auf, daß jenes Schreiben der Conscriptionslisten eben doch ein wenig gar zu tief unter Hermanns geistiger Würde gestanden habe.

Und erst auf den Bällen im Casino, die unser Freund in diesem Winter nun ebenfalls besuchte — welch' ausschließliche Hauptrolle war ihm unter all' seinen Mittänzern auch da zugefallen, ganz so wie einst unter seinen Buben beim Steckenreiten, beim Räuberspiel und bei den Kaiserjagden. Er war der einzige Held der allgemeinen weiblichen Schwärmerei, von der selbst im Interesse der Tochter gar manches Mutterherz ahnungsselig erglühte. Eine Tänzerin, die nicht von Hermann Stark geworben worden, kehrte unbefriedigt vom Ballsaale heim, auch wenn sie sonst nicht ein einzigesmal hätte „sitzen bleiben" müssen. Und nicht eine einzige Jungfrauenrose war in der Stadt erblüht, die sich nicht ums Leben gern an diesen stolzen Eichbaum hinaufranken möchte. O wie wußten namentlich die reichen Fabrikantentöchterlein ihre venusartigen Reize diesem germanischen Adonis gegenüber in allerfeinster Toilette zur Schau zu tragen! Wie wußte gar manche im Ballgespräch mit versteckter Gewandtheit ihm beizubringen, wie sie auch in geistiger Bildung gewiß seiner nicht unwürdig wäre, da sie gar manches französische Wort in ihre geistreiche Conversation einfließen ließ, und das Thema oft ganz unversehens auf das französische Institut brachte und wieder auf Clavierspiel und schöne Literatur. Und wie glaubwürdig mußte ihm ihr feiner französischer Accent wohl dünken, da oft die eigene liebe Muttersprache so sehr unter ihm gelitten zu haben schien!

Aber, o unausstehliche Sprödigkeit! Trotz alledem überschritt der so sehr umworbene Held niemals die Grenze ritterlicher Höflichkeit, dieser wunderschöne Mann mit diesem eiskalten Herzen. Doch freilich war es ja auch Winterszeit. Und der Frühling,

wann Alles knospet und blüht, wann die lieben Vöglein sich paaren und ihr Nest bauen, wird gewiß auch dieses Eis dann hinwegschmelzen. — Der Frühling? — O ja, vielleicht! — Aber wer wird dann wohl die glückliche Erkorene sein? — Nun, geduldet euch nur noch ein paar Monate, ihr sehnsüchtigen jungen Schönen dieser alten Stadt! — Ihr werdet sie ja noch bei Zeiten kennen lernen!

VI.

Die Prinzessin und ihr Schmuckkästchen.

Und es kam diese schöne Frühlingszeit, wo im prächtigen Reichswald die Eichen und Buchen vom Liebäugeln der Sonnenstrahlen jeden Tag sich tieferen Zauber entlocken ließen, und durch die ganze Vogelwelt im süßesten Wechsel der Lockruf der Liebe ging. Da ward selbst dem nüchternsten Pfahlbürger, der Sonntags mit Kind und Kegel in diesem grünen Vermächtniß des Kaisers Rothbart spazieren ging, wie nicht minder dem neu angesiedelten Fabrikherrn, der mit dem Duft seiner Cigarre den des Waldes unentgeltlich verfeinerte; ja, selbst dem letzten Comptoirlehrling ward da das Herz ein wenig weiter, als gewöhnlich, und ihre prosaischen Geister flatterten mit ungewohntem Fittig zu jener Region hinauf, in der die Poesie des Glaubens beginnt, daß es in und über diesem Leben doch noch höhere Genüsse gebe, als nur der Erdscholle oder Maschine Kopf und Herz zu verlaufen.

Was Wunder darum, daß auch unser junger Held, sicherlich keine der unpoetischen Naturen, an jedem schönen Abend, sobald er nur des Vaters Kanzleistube entrinnen konnte, sich ebenfalls in diesen „heiligen Hallen“ erging, darin die Natur ihr Auferstehungsfest so vielfältig feierte. — Und so hatte er sich eines

Tages ungewöhnlich tief in sinnendem Lustwandeln verloren. Sein Herz und der Wald waren einander so ähnlich. Ein Schwellen und Grünen, und dann und wann ein heimlicher Sehnsuchtsruf aus verschwiegenem Dunkel!

Da kam er auf dem Heimweg an eine hohle Gasse, wie zu Tells Zeiten der weltbekannte Weg nach Küßnacht sie gewiß nicht holperiger aufweisen konnte. Neben dem Fußpfade, den er längs dieses Hohlweges träumend dahinschritt, erschloß sich eine Waldblöße, auf der nurmehr ganz vorn eine prächtig schwellende Eiche hinausragte, während andere, schon im Winter gefällte Stämme am Boden lagen, und der noch stehenden jüngeren Mitschwester ein gleiches Loos der Hinfälligkeit prophezeiten. — Und eine Holzhauerfamilie machte sich eben zum Heimwege bereit. Der stämmige Bube trug die beiden großen Sägen auf dem Rücken. Der Mann mit der Axt und das Weib mit einem Bündel Reißig gingen hinterdrein. Eine Amsel sang noch von Liebessehnen im jenseitigen Dickicht. Durch die Eichenwipfel strich der Abendwind mit stärkerem Brausen. Sonst war es ringsum still in dem ungeheuren Kaiserforst. Nur die Schritte der Holzhauerleute hörte man mehr und mehr verhallen. — Und wie jetzt Hermann ihnen so nachgesehen, mußte er unwillkürlich an jenes Märchen denken, das ihm einst die Dorothee vor einem halben Jahre noch kurz vorm Sterben erzählt hatte. Und ihm kamen in dieses Waldes und seines Herzens Einsamkeit die Gedanken: „Ja, ja, meine gute selige Dorothee, dein Märchen war wohl wunderschön, aber es war eben doch nur ein Märchen. Nun ist ja mein Jahr bei den Holzhauerleuten schon lange zu Ende. Ich hab's mit Geduld und Gehorsam bestanden. Und ein Brausen geht durch die Wipfel. Aber wo bleibt nun die Prinzessin und meine alte poetische Burg? — Doch freilich," fuhr er lächelnd für sich weiter, „in solcher Demuth und mit solchem Fleiße, wie jener Königssohn, habe ich mein Probejahr auf dem Bezirksamte doch lange nicht bestanden.

Und wer weiß, was ich noch Alles dulden muß, bis mich jener Zauberer wieder in die Burg meiner Kindheit zurückführt, und noch obendrein mit jener wunderschönen Prinzessin . . . . . o es war doch ein herzerfreuendes Märchen."

Wie er diese Weise so durch die Waldeinsamkeit in sich erklingen ließ, und die Amsel mit ihren Lockrufen sie noch immer begleitete, da kam ganz drunten im Hohlweg eine Kutsche mühsam heraufgeschwankt. Hermanns scharfes Auge sah eine ältere Frau, augenscheinlich vom besseren Stande, darin sitzen, während ein noch sehr junges Mädchen auf dem Fußpfad überm Graben dem Wagen nachfolgte. Jetzt hielt der Kutscher still, der neben den keuchenden Pferden herging. Und Hermann hörte deutlich durch die Stille des Abends, wie er sagte: „So, Fräulein Helene, jetzt steigen Sie nur wieder ein! Wir haben die schlechteste Stelle hinter uns." — Auch die Frau rief hinüber: „Ja komm, liebes Kind!" Darauf sagte Helene, wie wir das Mädchen jetzt wohl nennen dürfen, da der Kutscher uns so schnell ihren Namen verrathen: „O bitte, liebe Mama, fahre du nur noch bis zur Höhe! Ich hab' noch immer Angst vor diesem schlechten Weg. Und es geht sich hier ganz wunderschön. Ich komme ja doch mit dir zugleich hinauf."

„Aber Kind, so allein in diesem fremden Walde! Bedenk', es könnte dir was geschehen. So bleibe wenigstens beim Wagen!"

„Ach, liebste Mutter, wer soll mir denn hier etwas zu Leide thun? Es ist ja weit und breit kein Mensch zu sehen. O laß mich noch ein wenig hier spazieren! Es sind so schöne Blumen hier."

An Helenens schlanker Gestalt, die sich manchmal niederbückte, konnte man deutlich sehen, daß sie dann und wann am Waldsaum eine Blume brach. Und sie war über diesem lieblichen Geschäfte sehr bald hinter dem Wagen zurückgeblieben. — Hermann wußte nun selber nicht, warum er schon beim Herannahen dieser Kutsche plötzlich hinter die Eiche getreten war. Was hatte

er sich doch zu scheuen vor diesen ihm völlig fremden Menschen? Und stand es ihm nicht frei, sie freundlich zu grüßen, oder sie unbeachtet weiter gehen zu lassen? — Ja warum? — Wer weiß sich immer Rechenschaft zu geben, warum er plötzlich wie aus räthselhaftem Drange dieses oder jenes gethan, bevor er sich des Grundes bewußt geworden? — Und so weiß auch ich jetzt mit all' meiner Wahrheitsliebe nicht zu erklären, warum sich Hermann hinter jener Eiche versteckte. Ich kann dir nur versichern, daß er's wirklich that. Mehr weiß ich dir nicht zu sagen.

So ließ unser junger Freund hinter seinem Versteck die Kutsche vorüberfahren, und betrachtete die darin sitzende stattliche Dame, in deren Haltung und Miene eine gewisse Vornehmheit sich aussprach, wenn auch Roß und Wagen sammt dem Kutscher ein ziemlich ländliches Gepräge trugen. — Mit lange nicht so unbefangenem Auge, als er nun von der Mutter sich abwendete, blickte Hermann jetzt wieder den Fußpfad entlang nach dem Töchterlein, das, bald nach einer schwesterlichen Blume sich bückend, bald wieder ein paar Schritte vorwärts springend, immer näher gegen ihn herankam. Sie hatte jetzt den runden Florentinerhut abgenommen, und ließ ihn an den Bandschleifen über dem Arme hängen. Um so anmuthiger trug sie ihr braunes Tituskröpfchen; und wie duftig stand ihr das lichte Sommerkleid! — Und horch, trillert sie jetzt nicht ein Liedchen? — Ja, wirklich. Und sind auch die Worte nicht ganz vernehmbar, so sagt doch die allbekannte Singweise, wie sie heißen mögen:

„Wenn ich ein Vöglein wär', und auch zwei Flügel hätt',
Flög' ich zu dir . . . . ."

Und die Amsel drüben ist wirklich ein Vöglein, und hat wirklich zwei Flügel. Und horch, singt sie jetzt nicht dasselbe ewige Lied der Sehnsucht?

Jetzt ist sie kaum mehr zehn Schritte weit. Und Der hinter

der Eiche denkt: „Ist das ein liebliches Kind! Wie eine Waldfee. Wer mag sie nur sein und wohin mag sie gehen? Aber hätte ich mich doch nicht versteckt, so hätte ich sie doch wenigstens grüßen können. Und jetzt muß ich hier verborgen stehen bleiben."

Dabei leuchtete sein Auge wie das Sonnenlicht, das von den Bäumen und Sträuchern abendlichen Abschied nahm. Die Rosen seiner Wangen glühten tiefer, und höher schlug sein Herz. Wenn sie nur an seinem Versteck schon vorüber wäre! — Er hätte sich gewiß kein zweitesmal dahinter verborgen. Jetzt steht sie ganz nahe davor. Aber sie hält plötzlich an der Eiche still.

„Ach, Maienglocken!" ruft sie jubelnd aus, „wie schöne, und wie viele!"

Und sie bückt sich zur Eiche nieder, und pflückt und pflückt, und bekommt gar nicht genug von dieser verlockenden Ernte. Der ganze Boden ist davon überwuchert. Aber erst rückwärts — da glänzen sie noch viel dichter aus dem dunkeln Laub .....

Und jetzt ein Angstschrei .... Hermann grüßt erschrocken, und will sich entschuldigen. Das Wort versagt ihm. Doch ihre Blicke haben sich berührt. Und — kaum war er wieder zu sich gekommen, ist sie in scheuer Flucht ihm entronnen.

Der ganze Waldblumenstrauß sammt den Maienglocken liegt zerstreut zu Hermanns Füßen. Blume für Blume hob er sorgfältig auf, und schritt damit in der Dämmerung durch den schweigenden Forst. Die Amsel sang noch immer. Und erzählte ihm jetzt nicht ihr Lied und das Flüstern aller Bäume das Märchen der alten Dorothee, das er zuerst an der Stadtmauer unterm Lispeln des Epheus gehört? — Die guten Geister seiner Kindheit umschwebten ihn wieder. Seine Seele wiegte sich in holden Träumen: „O wenn das die Prinzessin wäre!" ...

Und die an der Mutter Seite noch eine Stunde lang schweigsam sinnend durch den Reichswald fuhr und, um nicht gezankt zu werden, von dem poetischen Abenteuer zwischen den Maienglocken

kein Wörtchen verlauten ließ, die dachte fort und fort nur das Eine:

„Wer war doch wohl der wunderschöne Mann, vor dem ich so in den Tod erschrocken bin?“

* * *

Vier Tage darauf klopfte es Morgens gegen zehn Uhr an der Thüre von Vater Starks Berathungszimmer. Unser guter alter Freund, der arbeitend an seinem Schreibtische saß, rief sein gewöhnliches „Herein!“ ohne gerade gespannt den Eintretenden zu erwarten. Denn es war Samstag, an dem die Sitzung ausfiel, und seine Clienten übermäßig viel aus- und eingingen. Um so überraschter sah er deßhalb drein, als zwei ihm völlig fremde, und allem Anschein nach nicht gewöhnliche Damen von sehr verschiedenem Alter eintraten. Er hatte kaum Zeit, sich respectvollst von seinem ledernen Drehstuhl zu erheben und die gewöhnliche Eingangsfrage hervorzustottern, als die ältere Dame mit feinstem Anstand auch sogleich das Wort ergriff:

„Herr Anwalt, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen als die Besitzerin des Haidehofes, Wittwe Sophie Forster, und hier — meine Tochter Helene.“

„Ganz außerordentlich angenehm, wie, was? — Aber ich bitte doch, vor Allem Platz zu nehmen.“

Frau Forster mit Helene setzten sich auf das bewußte Seegraskanapee, darüber noch immer jener rasende Seesturm hing, der einst Hermann in dem Absolutorialexamen so treffliche Dienste geleistet. Vater Stark saß ihnen gegenüber auf seinem Drehstuhl, und leitete im höchsten Grade gespannt die Berathung ein:

„Und was verschafft mir die Ehre, wenn ich bitten darf?“ — Plötzlich unterbrach er sich aber wieder: „Doch Sie entschuldigen nur noch einen Augenblick! Ich habe da wirklich vergessen,

erst diese Thüre zu schließen. Sie geht zwar nur in meine Kanzleistube, indessen — trotz aller Amtsverschwiegenheit —"

„O, bitte Herr Anwalt," warf Frau Forster ihn zurückhaltend leicht hin. „Lassen Sie das! Ich mache aus meiner Sache nicht das mindeste Geheimniß. Zudem wird sie ja nächstens öffentlich vor Gericht verhandelt werden." —

„Nun freilich, freilich," sagte Vater Stark. „Doch lassen Sie mich wenigstens meine eigene Thür absperren, damit uns kein anderer Client mehr störe."

Nachdem er rasch den Thürschlüssel draußen abgezogen und den Nachtriegel inwendig vorgeschoben, nahm er auf seinem Drehstuhl wieder Platz.

„Also darf ich ergebenst fragen, inwiefern ich Ihnen dienen kann?"

„Es ist ein höchst eigenthümlicher, und dabei sehr trauriger Fall, Herr Anwalt," begann nun die welt- und redekundige Frau, „der mir und meiner Tochter gleich schmerzlich am Herzen liegt. Da ich Sie nun als einen eben so tüchtigen, streng rechtlichen Advokaten rühmen hörte, wie auch als Mann von menschenfreundlichstem Herzen" —

„O bitte, bitte, wirklich viel zu schmeichelhaft, wie, was?"

„Und da ich nothwendig beider Eigenschaften bedarf," fuhr Frau Forster ungestört weiter, „so konnte ich wohl in meiner Wahl nicht unschlüssig sein. Nun hören Sie! — Doch freilich muß ich über den eigentlichen Fall hinaus etwas weiter ausholen. Sie entschuldigen wohl! Und Ihre Zeit —"

„Bitte, verehrteste Frau, bitte. Und wenn es ein paar Stunden dauern sollte. Ich habe Zeit und bin ganz Ohr."

„Nun, so stark möchte ich doch auf Ihre Geduld nicht sündigen. Ein Viertelstündchen wird wohl genügen. Ich weiß nun nicht, Herr Anwalt, ob Sie bereits wissen, daß der vorige Besitzer des Gutes Haidehof, Herr von Buch, mein verstorbener Bruder war."

„Ganz recht! Ich erinnere mich, ohne mich indessen seiner persönlichen Bekanntschaft rühmen zu können. So scheint mir also — liegt wohl ein Erbschaftsverhältniß dazwischen. Wie, was?“

„Das wohl, Herr Doctor! Aber darum handelt es sich nicht. Wir sind im ungestörten Besitze des Gutes. Indessen ist meine Tochter die eigentliche Erbin. — Und so zog ich also vom Niederrhein, wo ich auf dem eigenen Gute meines seligen Mannes meinen älteren Sohn nach seiner Verheirathung als Besitzer zurückließ, im vorigen Herbste hieher in Ihre Gegend, um das Erbtheil meines Bruders für Helene in Besitz zu nehmen. Was hatte ich mehr viel in meiner Heimath zu wirken? — Meinen jüngeren Sohn trieb eine unbezwingliche Sehnsucht, kurz nach der Priesterweihe, sich der Mission in Afrika zu weihen; und bei meinem älteren rieth mir einmal die Klugheit, als nunmehrige Schwiegermutter die neue Wirthschaft des jungen Ehepaares nicht zu beeinflussen; dann war ich selber doch noch viel zu rüstig und zu sehr an größere Thätigkeit gewöhnt, um schon jetzt einen völligen Ruhestand ertragen zu können. — Ich gebe nun gerne zu: der Fremde hier, der meine Beweggründe nicht näher kennt, mag es freilich etwas absonderlich finden, daß ich, als alleinstehende Wittwe, mich entschließen konnte, nicht nur diese fremde Gegend mit meiner Heimath zu vertauschen, sondern auch noch die Bewirthschaftung des vorher verpachtet gewesenen Haidehofes in die eigene Hand zu nehmen. Aber in meiner Heimath, in der Jedermann wußte, wie ich in der ausgedehnten Landwirthschaft meiner Eltern groß geworden, und dann seit dreißig Jahren meinem seligen Mann auf seinem, ich darf wohl sagen, Mustergute helfend zur Seite gestanden — dort, Herr Anwalt, am Niederrhein, fand man meinen Entschluß nur ganz natürlich. Hier jedoch stehe ich wie eine Art unverstandener Curiosität da. Und wenn es das allein wäre, so könnte man sich an der komischen Seite solch' unvernünftigen Bauernspottes zur Noth noch belustigen.“

„Was, verehrteste Frau? Spott, und auch noch was Schlimmeres?" fiel der gute Vater Stark ein. „Ja, da schäme ich mich ja für unsere ganze Gegend. Ihr Entschluß scheint mir im Gegentheile nur höchst respectabel. Wie, was?"

„Sind Sie ein guter Mann! — Aber nun komme ich zur innersten Entstehungsgeschichte dieses uns Alle so tiefbetrübenden Falles."

„Sie machen mich wirklich im höchsten Grade neugierig." Damit setzte sich Doctor Stark auf seinem Drehstuhle noch steifer zurecht. Helene lächelte still vor sich hin. Frau Forster fuhr im gleichen Ernste weiter:

„Nun also: da ich auf dem Haidehof die viel weiter fortgeschrittene Wirthschaftsmethode in Anwendung brachte, wie wir sie schon längst auf unsern Reisen in England und Schottland kennen gelernt, und da ich namentlich auch den neuen Maschinen Eingang verschafft, und auch einige Gutsnachbarn zur Nachahmung gereizt habe — sehen Sie, Herr Doctor, wegen dieses so höchst unschuldigen Vergehens gegen den hiesigen veralteten Schlendrian hat sich nun zu dem unverständigen Spott auch noch die niedrigste Bosheit gesellt, und mit einemmal uns Beiden und meinem ganzen Hause Frieden und Freude vernichtet."

„Was? Ihnen Beiden Frieden und Freude vernichtet?" drängte es den Anwalt wieder theilnehmend einzufallen. „Ei, das ist ja ganz schändlich. Ich werde ja ungeheuer gespannt."

„O, bester Herr Anwalt, nicht um uns Beide seien Sie zuerst besorgt!" beschwichtigte wieder Frau Forster, deren Vertrauen in Vater Starks seelengutes Herz in selbem Maße zunahm, als das in seinen juristischen Scharfsinn schwächer ward. „Das Unglück, von dem Sie sogleich hören werden, hat uns Beide nicht gerade unmittelbar betroffen, sondern in erster Reihe unsern Schäfer."

„So, so, Ihren Schäfer — hm, hm! Nun, und wenn ich gehorsamst bitten darf — inwieferne? Wie, was?"

„Sie erlauben mir, daß ich wieder ein wenig zurückgreife, damit Sie erkennen, wie trotzdem unser eigenes Herz dabei gar sehr betheiligt ist. — Um nämlich auf diesem fremden Gute sogleich vertraute Menschen um uns zu haben, nahm ich die ganze Schäferfamilie mit hierher, die schon seit alter Zeit unserm Haus in treuester Anhänglichkeit ergeben gewesen. Es kostete die guten Menschen ein großes Opfer, ihre Scholle zu verlassen. Aber sie brachten es uns dennoch. Und auch den alten Vater des Schäfers trieb das Heimweh nach Sohn und Enkelkindern, wie nicht minder nach uns Beiden, einige Wochen darauf nach. So bot ich denn auch Alles auf, um diese treuen Menschen für die Entbehrung der Heimath zu entschädigen. Ich kann sagen, es herrschte zwischen uns ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß. Und so war diese neue Heimath gar bald uns lieb geworden, da wir von jeher gewohnt gewesen, ländliches Stillleben allem Lärm der großen Städte vorzuziehen. Aber Eines haben wir zum Glücke solcher Abgeschiedenheit unumgänglich nöthig. Und das, verehrter Herr Doctor, das ist der Friede in Hof und Haus."

„O gewiß, Friede, Friede," platzte Vater Stark wieder dazwischen; „das ist auch in meinem Hause das stete Losungswort."

„Und nun denken Sie sich unsern Schrecken, als wir vor vier Tagen nach unserer Heimkehr aus der Stadt plötzlich entdeckten, daß das kostbare Schmuckkästchen meiner Tochter entwendet worden sei. Und stellen Sie sich unsere noch viel schmerzlichere Bestürzung vor, da gestern Nachmittags auf unsere Anzeige der Untersuchungsrichter, selbst gegen unsern energischen Widerspruch, sogleich beim Schäfer Haussuchung vornahm, und uns zwei Ringe aus jenem Kästchen vorzeigte, die er in des Schäfers Truhe versteckt gefunden. Malen Sie sich das Jammergeschrei seiner Familie und unsern Kummer aus, als dann zwei Gendarmen den armen Mann mit gebundenen Händen mitten von seiner Heerde hieher in das Gefängniß wegführten! Und gewiß, Herr Anwalt, Sie

fühlen es mit uns, daß es keine Uebertreibung war, wenn ich Ihnen vorher sagte: Freude und Friede meines ganzen Hauses sei vernichtet worden. Denn, so wahr ein Gott im Himmel lebt, — mein Schäfer ist trotz alledem unschuldig angeklagt."

Frau Forster hielt in ihrer Erregtheit einen Augenblick inne. Helene fuhr mit dem Taschentuch über die Augen. Vater Stark nahm nach dieser Pause mit etwas confuser Miene das Wort:

„Hm, hm! Ist das ein fataler Kriminalfall! — Diese zwei vorgefundenen Ringe — und unschuldig sein — wie reim' ich mir das zusammen?"

„O ich begreife Ihre Zweifel; sie sind ja nur zu natürlich," fiel Frau Forster wieder ein. „Aber doch bitte ich Sie dringend, verehrter Herr Doctor, halten auch Sie an der völligen Unschuld des Angeklagten fest! Denn ein so niedriges Verbrechen ist bei ihm ein Ding absoluter Unmöglichkeit."

„Aber, verehrteste Frau, verzeihen Sie mir meine traurigen Scrupel! Es wäre denn doch nicht der erste Fall — daß — wie, was? — mein Gott, des Menschen Herz ist oft ein unlösbares Räthsel."

„Gewiß, Herr Doctor! aber dieses psychologische Räthsel existirt ganz gewiß nicht. Dafür wollte ich meine Hand ins Feuer legen."

„O ich glaube Ihnen ja herzlich gerne, und möchte um Alles gerne selber von des Schäfers Unschuld mich überzeugen — schon Ihnen zu Liebe. Aber haben Sie denn irgend anderweitigen Verdacht, der sich erweisen ließe, und sind Sie wohl im Stande, dieses schwere Präjudiz der zwei Ringe glaubwürdig zu entkräften? Ueberhaupt — o ich bitte recht sehr: wissen Sie denn von dem ganzen muthmaßlichen Vorgange dieses Diebstahles mir nichts Näheres anzuzeigen? Denn vor Allem brauche ich doch einen sicheren Boden, auf dem ich festen Fuß fassen kann."

„Sie haben Recht, Herr Doctor," erwiederte nun Frau

Forster mit gesteigertem Vertrauen in seine juristische Logik: „Ja wohl, was nützt uns alles vage Betheuern seiner Unschuld? Wir müssen nach einem Faden suchen in diesem Labyrinth. — Helene, komm! Du hast zuerst den Diebstahl entdeckt, und kurz zuvor, aber schon nach geschehener That, mit dem Schäfer gesprochen. Sag' Alles dem Herrn Anwalt, wovon das Herz dir voll ist! Erzähle, mein Kind!"

„Ja, liebe Mutter!" begann jetzt Helene mit ihrer glockenhellen Stimme. „So hören Sie, Herr Doctor!"

„Ich ging am vorigen Sonnabend nach unserer Heimkunft aus der Stadt noch ein wenig hinaus auf die Haide. O, es war an diesem Abend so wunderschön. Ich dachte an dies und das, summte ein Liedchen vor mich hin, und war so froh, ich kann's gar nicht sagen, wie glücklich. Da trieb unser Schäfer gerade aus dem Walde gegen mich her, und er sagte zu mir: „Guten Abend, Fräulein, Sie sind doch immer lustig, das thut Einem ganz wohl." „Nun, lieber Schäfer, seid ihr denn traurig," fragte ich. „Ach, lieber Gott," erwiederte er, „nicht traurig, aber auch nicht lustig, ich weiß selber nicht. Ich glaub', es ist wieder ein wenig Heimweh, das mir noch manchmal kommt. Aber wenn ich Sie so vergnügt sehe, wird es mir immer wieder leichter. Ach, Sie sind ja so gut mit uns und auch die Frau Mutter. Gott vergelt's Ihnen! Und jetzt, guten Abend Fräulein! ich muß in den Pferch treiben."

„Nun sagen Sie, bester Herr Anwalt, ist das möglich, daß ein Mensch noch so mit mir reden konnte, wenn er mich kurz zuvor bestohlen hätte?"

„Hm, hm — nun freilich — freilich! Aber die zwei Ringe . . ." murmelte Doctor Stark kopfschüttelnd vor sich hin.

„Erzähle weiter, Helene!" mahnte die Mutter.

„Und nun kam ich heim, ging aber nicht sogleich in mein Zimmer, das auf den Wald hinausgeht, sondern spielte in der

Eckstube, die halb gegen den Hof und halb gegen die Haide liegt, auf meinem neuen Wiener Flügel eine Beethoven'sche Sonate!"

„Du schweifst zu weit ab, liebes Kind!" unterbrach sie Frau Forster, „das langweilt den Herrn Doctor."

„O bitte, bitte, verehrte Frau! Lassen Sie Fräulein Helene doch Alles erzählen! Diese Sonate gehört ganz gewiß auch dazu. Mein Gott, langweilen! — In meiner mehr als vierzigjährigen Praxis ist mir ja noch kein einziger Fall so interessant vorgekommen. Also eine Sonate spielten Sie? Das war ja recht schön von Ihnen. Nun — und? — Weiter, wenn ich bitten darf! Wie, was?"

Dabei sah er das liebliche Mädchen mit so entzückten Blicken an, daß er ganz auf den eigentlichen Kriminalfall vergaß, und fast nur deßhalb nach der weiteren Rede verlangte, weil sie sein Ohr wie süße Musik umklang.

„Sie haben ganz recht gerathen, Herr Anwalt!" fuhr Helene mit mildem Lächeln weiter. „Auch diese Sonate gehört dazu. Mama, sei mir nicht böse! Ich will mich nun ganz kurz fassen. — Während ich nun so spielte, kam mir mitten in dem großartigen Adagio der kleinliche Gedanke, warum jetzt unser neuer Hofhund nicht eben so unmelodisch dazwischen heule, wie er es doch am vorigen Abende gethan hatte, da ich mehr zur Fingerübung ein seichtes Salonstück gespielt. Und ich machte die scherzhafte Bemerkung: es scheine, daß doch wohl auch das Ohr der Hunde echte, klassische Musik von modernem Geklimper zu unterscheiden wisse. Aber, ich weiß selber nicht, wie mir war, daß ich mich über das völlige Schweigen unseres Hofhundes doch nicht ganz beruhigen konnte. Und kaum hatte ich das Adagio zu Ende gespielt, so trieb mich eine unerklärliche Besorgniß zum Hofe hinaus. Und denken Sie sich! — Der Hund lag vor seiner Hütte, mäuschenstill — aber todt. — Er war vergiftet!"

„Ei, ei! — Hm, hm! — Das ist ja freilich ein sehr wich-

tiges Moment," fiel Vater Stark mit großen Augen ein, während Frau Forster sinnend vor sich hinsah.

Und Helene fuhr weiter: „Sie können sich denken, lieber Herr Anwalt, daß der Tod des Hofhundes uns natürlich in Schrecken setzte. Wir sannen vergeblich hin und her, was das zu bedeuten habe. Denn wie sollten wir sogleich an ein Verbrechen dabei denken? Wir fanden ja bei unserer Heimkunft alle Thüren fest verschlossen. Nirgends auch nur eine Spur von Einbruch. Wie ich aber zum Schlafen auf mein Zimmer ging, fiel mein erster Blick auf meine Etagère, und siehe da, es fehlte darin mein Schmuckkästchen, ein altes Familienkleinod, das sehr kostbare Geschenk meiner Großmutter, die mich über die Taufe gehoben. Nun freilich war der Tod unseres Hofhundes uns klar. Der treue Hauswächter mußte für den einschleichenden Dieb erst stumm gemacht werden. O mein Schmuckkästchen that mir wohl unendlich weh, denn es kann mir mit Geld gar nicht ersetzt werden. Aber was ist das Alles gegen diesen unseligen Verdacht, der sich gegen unsern armen Schäfer gewendet hat? Und der ist gewiß so unschuldig, wie ich selber. Und wenn man mein ganzes Schmuckkästchen bei ihm aufgefunden hätte, und wenn man ihm auch nachweisen kann, daß er wirklich in voriger Woche in der Stadt für uns Rattengift gekauft hat, — o es möchte Einem den Verstand verwirren, — aber er hat es dennoch nicht gethan, nein, so wahr ich hier vor Ihnen sitze, er kann es ganz unmöglich gethan haben, der gute, ehrliche, unschuldige Mensch."

„Was sagen Sie?" fiel jetzt Anwalt Stark in höchster Betroffenheit ein, während zwei große Perlen über Helenens Wangen träufelten. „Der Schäfer war wirklich auch im Besitze von Gift? Und das kann ihm bewiesen werden? Und die zwei Ringe noch obendrein? — Ja, meine verehrtesten Damen, verzeihen Sie mir: ich weiß gewiß Ihren edlen Glauben an des Schäfers Unschuld hoch zu ehren. Aber leider kann ich als

Rechtsgelehrter, den Sie einmal um Rath und Hilfe ansprachen, diesen Glauben ganz unmöglich mit solcher Gewißheit theilen; denn die Verbindung dieser zwei höchst greifbaren Verdachtsgründe — Ringe und Gift — sie fallen doch zu schwer in die Wagschale seiner Schuld, so leid es mir auch für Sie thut. — Mein Gott, vor Gericht verlangt man eben reale Beweise dafür und dawider, und das bloße Gefühl, auch wenn es noch so edel und hochherzig ist, hat dabei wenig oder keine Stimme."

„Sie haben Recht, Herr Anwalt, von Ihrem objectiven Standpunkte ganz Recht," nahm Frau Forster unbeirrt nun wieder das Wort: „Und, um den Schatten, der auf dem armen Menschen lagert, noch dunkler zu machen, muß ich Ihnen leider auch noch sagen, daß unser Schäfer wegen seiner merkwürdigen Geschicklichkeit in allen mechanischen Arbeiten auf dem ganzen Hofe bekannt ist, und daß demnach auch der weitere Verdacht, er habe durch irgend einen Kunstgriff die Schlösser eröffnet und wieder gesperrt, ebenfalls auf ihm lasten wird."

„Was, auch noch das?" rief der Doctor überwältigt. „Also drei so schwerwiegende Verdachtsgründe?"

„Ja, leider Gottes!" bestätigte Frau Forster. „Aber nun lassen Sie mich Ihnen auch die Lichtseiten zeigen, damit Sie doch wenigstens einigen Glauben gewinnen, daß trotz all' dieser dringenden Indizien doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, es könne ein Dritter der wahrhaft Schuldige sein."

„O bitte, bitte, es kann ja Niemanden lieber sein, als mir, wenn Sie mich nur einigermaßen davon überzeugen."

Und Frau Forster fuhr wieder muthiger weiter: „Ich habe Ihnen, glaube ich, schon anfangs gesagt, daß der Haidehof früher unter meinem Bruder verpachtet gewesen."

„Ganz richtig. Ja, ich erinnere mich."

„Nun gut! Dieser frühere Pächter hatte einen Oberknecht, der mich bei meiner Ankunft um Alles bat, als solcher in meiner

eigenen Bewirthschaftung von mir übernommen zu werden. Und ich that's, so wenig mir auch das ganze Wesen dieses verschlagenen Menschen behagte. Aber ich wollte doch nicht gleich anfangs meiner neuen Umgebung gegenüber zu schroff auftreten, und zudem glaubte ich bei meiner völligen Unbekanntschaft mit Land und Leuten seines ortskundigen Beistandes nicht gut entbehren zu können. Vor vierzehn Tagen endlich mußte ich ihn entlassen. Mein anfängliches Mißtrauen in ihn ward nur zu sehr gerechtfertigt. Ins Gesicht ekelhaft augendienerisch hatte er hinterm Rücken alle Taglöhner gegen mich aufgehetzt, da ich sie wegen der Dreschmaschine in so großer Anzahl nicht mehr nöthig hatte. Und so verweigerten sie mir auch alle andere Arbeit, es sei denn um unmäßig große Lohnerhöhung. Kurz, meine fernere Wirthschaft war mir unmöglich geworden, bis — merken Sie wohl! — eben dieser Schäfer das ganze Complott entdeckt hatte, sammt dessen heimlichem Anstifter, dem Oberknecht. In diesem Umstande haben Sie das sehr einfache Motiv, das Alles erklärt. Rachsucht gegen mich und meinen Schäfer, von dem dieser Mensch nur zu gut wußte, wie er und seine Familie uns ans Herz gewachsen, und in dieser fremden Gegend wahrhaft unentbehrlich sei. Eine unmittelbare Rache an mir war wohl nicht leicht möglich. So wählte man also den indirecten Weg, auf dem man den Schäfer und zugleich mich selber aufs schwerste heimsuchen konnte. Das ist nach meiner innigsten Ueberzeugung die einfache Lösung dieses Räthsels."

„Begreife, begreife, — aber trotz alledem — hm, hm, hm," sprach Vater Stark eben so ungläubig vor sich hin, als Frau Forster, ohne darauf zu merken, eifrig weiter fuhr:

„Und nun sagen Sie selber, Herr Anwalt, liegt es nicht im Bereiche denkbarer Möglichkeit, daß während unserer und meiner Leute Abwesenheit dieser frühere Oberknecht zuerst den Hofhund vergiftet, dann das Schmuckkästchen gestohlen und die zwei Ringe

daraus in des Schäfers Truhe gelegt habe, um allen Verdacht auf diesen hinüber zu lenken? — Sie werden mir zwar einwenden, wie dieser verschmitzte Dieb all' die einzelnen Schlösser habe öffnen und woher er das Gift sich habe verschaffen können? — Auf die erste Frage kann ich nun freilich keine weitere Auskunft geben, als die einzige Muthmaßung, daß er, mehr als wahrscheinlich, noch einen geschickten Helfershelfer bei sich hatte. Aber die letzte vermag ich damit ganz bestimmt zu beantworten, daß dieser Oberknecht von der Aufbewahrung des Giftes in des Schäfers Truhe genaue Kenntniß hatte, und es somit durchaus kein Ding der Unmöglichkeit war, daß der Dieb zuerst das Gift daraus entwendet und dann die Ringe hineingelegt hatte. — Aber erwägen Sie auch noch den weiteren Umstand: die Vergiftung unseres Hofhundes war einzig und allein für den Oberknecht oder sonst einen Fremden geboten. Nur ein fremder Dieb mußte befürchten, durch dieses äußerst wachsame Thier meine Leute auf dem nahen Felde zu alarmiren. Unser Schäfer brauchte dies nicht im mindesten zu besorgen, denn er selber hatte vor acht Tagen diesen Hund auf einem nahen Bauernhofe gekauft und hieher gebracht, und war von uns Allen am vertrautesten mit ihm. Darum — ich betone das noch einmal — war nur für einen Fremden, aber nie und nimmer für meinen Schäfer die Vergiftung des Hundes ein nothwendiges Vorbedingniß für die ungestörte Ausführung des Diebstahls. Die von der Dorfschule eben heimkehrenden beiden Knaben des Schäfers sagen nun auch ganz bestimmt aus, daß sie den Oberknecht nebst einem andern, ihnen Unbekannten, vor dem Haidehofe begegnet seien, und daß ersterer ein mit seinem Sacktuche umwickeltes Päckchen scheuen Blickes unter dem Arme getragen habe. Dieser Aussage kam aber jener Oberknecht dadurch zuvor, daß er wenige Stunden nach meiner Anzeige beim Untersuchungsrichter erschien, und dort unaufgefordert zu Protokoll gab, es habe nach seiner festen Ueberzeugung Niemand anders als

der Schäfer diesen Diebstahl begangen. Denn auf seinem Wege zum Walde habe er gegen vier Uhr plötzlich den Schäfer die Heerde mitten auf der Haide verlassen sehen, und nachdem er, darüber stutzig geworden, ihm eine halbe Stunde aufgelauert, sei dieser wieder mit einem Päckchen zurückgekehrt, das er dann in einem Brombeerstrauch am Waldsaume, ängstlich um sich schauend, versteckt habe. Zugleich gab dieser falsche Ankläger die Apotheke an, in der der Schäfer vor drei Wochen das Gift gekauft. Ueberdieß denuncirte er seine mechanische Geschicklichkeit — kurz, der Untersuchungsrichter kam — hielt beim Schäfer Haussuchung, die zwei Ringe sammt der Schachtel, darin das Gift gelegen, wurden in der Truhe aufgefunden; all' mein Betheuern der Unschuld des Schäfers und all' mein freilich nicht beweisbarer Verdacht gegen den Oberknecht ward überhört, die Aussage der beiden Schäferknaben als angelernt bezeichnet, und der nach meiner innigsten Ueberzeugung dennoch Unschuldige zum Untersuchungsgefängnisse hieher abgeführt. Nun habe ich Ihnen Alles, Alles gesagt, und Gott allein mag es wissen, wie es weiter gehen soll."

„Hm, hm, hm. Ist das ein sonderbarer Fall!" — Das war Alles, was jetzt Anwalt Stark mit zusammengezogener Stirne zu sagen wußte, während Frau Forster und Helene mit gespanntestem Blick eine ganz andere Antwort von ihm zu erwarten schienen.

Es trat eine Pause peinlichen Schweigens ein. Endlich ermannte sich die Mutter nochmals zu der Frage:

„Nun, Herr Anwalt, ist es mir so ganz und gar nicht gelungen, Ihre Zweifel an des Schäfers Unschuld zu erschüttern?"

„O glauben Sie uns doch, lieber, guter Herr Doctor!" fiel Helene mit rührender Bitte in der Mutter Frage. „Denn, wenn Sie uns nicht beistehen wollen mit Ihrem guten, edlen Herzen, zu welch' anderem Manne sollen denn wir noch Vertrauen haben?"

Wahrhaftig, so viele Jahre schon unser guter Vater Stark

in seinem Berathungszimmer gesessen, so heiß ums Herz und so verwirrt in seinem rechtsgelehrten Kopfe war ihm doch noch niemals gewesen. Endlich aber raffte er sich zu einem bestimmten klaren Gedanken auf, erhob sich jedoch mit höflichster Entschuldigung zu gleicher Zeit vom Drehstuhle und schloß die Thüre der Kanzleistube zu, weil jetzt die Stunde des Geheimnisses für ihn selber gekommen war. Wieder auf seinen Sitz zurückgekehrt sprach er nun mit sichtlich befangener Stimme:

„O meine verehrtesten, besten Damen! was mich selber anbelangt, so wollte ich ja von Herzen gern Ihren Glauben von der Unschuld dieses armen Mannes theilen. Aber, du mein Gott, damit ist ja sehr wenig geholfen. Dieser Kriminalfall kommt nun zweifellos vor die Geschwornen. Werden aber auch diese von des Schäfers Unschuld sich überzeugen? Das ist die einzige Frage, auf die es ankommt. Es ist nun allerdings richtig, daß bei den Geschworenen das Wort des Vertheidigers eine bei weitem größere Macht ausüben kann, als bei rechtsgelehrten Richtern. Ich gebe das gerne zu. Aber, meine hochverehrten Damen, dann lassen Sie mich Ihnen auch zu gleicher Zeit das Bekenntniß ablegen, daß Sie sich für diesen concreten Fall in meiner Person an die unrichtige Adresse gewendet haben. — Sehen Sie, ich bin jetzt ein nahezu zweiundsiebzigjähriger Mann. Und wenn ich mir auch schmeichle, meinen Beruf in Civilstreitigkeiten nicht ungründlich zu verstehen, so steht ein solch' außerordentlicher Kriminalfall vor den Geschwornen doch himmelhoch über meiner geistigen wie körperlichen Kraft. Dazu bedarf es einer so hinreißenden Beredsamkeit, wie ich mich deren leider in meinem ganzen Leben nicht rühmen konnte. Und so hätte Ihre Sache an mir nur einen höchst mittelmäßigen Vertreter."

„Aber, meine verehrtesten Damen," fuhr er jetzt mit bewegter Stimme weiter: „Sie sollen doch nicht völlig ohne Rath und Hilfe dieses Zimmer verlassen. Und insoferne war es immerhin gut,

daß Sie mich mit Ihrem großen Vertrauen beehrt haben. Denn, was der liebe Gott dem Vater versagt, das hat er im Uebermaße dem Sohne gegeben. Und wozu mein Alter zu schwach sich fühlt, dazu besitzt seine Jugend die vollste Stärke. Und so kann ich Ihnen denn nur das Eine rathen, und, weiß es der Himmel, ich würde das thun, auch wenn er nicht mein Sohn wäre, sondern ein mir völlig Fremder: tragen Sie Ihr ganzes Vertrauen zum Doctor Christoph Stark auf den Doctor Hermann Stark über! — Und ich betheure Ihnen hoch und heilig: so jung er auch noch ist, so werden Sie doch im ganzen Lande nicht leicht einen Andern finden, dessen hochbegabter Genius mehr dazu befähigt wäre, den Sieg der Unschuld über Bosheit und Lüge vor den Geschworenen davon zu tragen, wenn das anders einer menschlichen Kraft noch möglich ist. Sehen Sie, daß ich gewiß nicht übertreibe — da lesen Sie nur selber einmal diese verschiedenen Berichte über seine bisherigen Vertheidigungen in unserem Wochenblatte! Sie können sich's ja dann daheim noch immer überlegen ...."
Unter diesen Worten hatte er die Schublade seines Schreibtisches herausgezogen, und griff nach einem kleinen Paket.

Aber Frau Forster kam ihm mit den Worten zuvor: „O bitte, Herr Anwalt, das ist durchaus nicht nöthig. Ihr eigenes Wort gilt uns mehr als alle Wochenblätter. Und da Sie selber uns diesen Vorschlag machen, so gehe ich um so lieber darauf ein, als mir Ihres Herrn Sohnes glänzende Erfolge vor dem hiesigen Gerichte durchaus nicht unbekannt sind. Darf ich nun fragen, wann ich Ihren Herrn Sohn sprechen kann? Oder ist er vielleicht zu Hause, und könnte das sogleich geschehen? Das wäre mir freilich am liebsten."

„O ich denke, verehrteste Frau Forster, Hermann wird sogleich nebendran in der Kanzlei sein. Wenigstens stand er vorhin noch an seinem Pulte. Und da Sie so gütig waren, bei unserer Unterredung die Thür offen gelassen zu haben, so wird er wohl

auch ohne jeden Vorwurf heimlichen Lauschens von dem ganzen Stande der Sache bereits so gut unterrichtet sein, wie ich selber. Sehen Sie, so hat Ihr Mangel an Mißtrauen gegen meine Kanzlei schon seine gute Wirkung geübt. Sie entschuldigen nur einen Augenblick! Ich werde Hermann sogleich herbeirufen."

„Bitte, thun Sie das!" sagte Frau Forster, während Vater Stark die Thüre des Kanzleizimmers öffnete und wieder hinter sich schloß. —

Soll ich dir nun noch ausführlich sagen, lieber Begleiter, von welchen Gefühlen Hermann durchstürmt wurde, da er wirklich während dieser ganzen Unterredung drin am Pulte gestanden? Nein, dein eigenes Herz erzählt dir am besten, was unser junger Held empfand, als er gleich anfangs den ihm noch so oberflächlich bekannten, aber doch schon so lieben Namen, Helene, gehört, und dann aus der klugen Mutter und der anmuthigen Tochter eigenem Mund Alles umständlich vernommen, wovon schon der kleinste Theil ihn auf seinem abendlichen Heimweg, mit ihren Maienglocken in der Hand, so hoch befriedigt haben würde. — Aber das muß ich dir ausdrücklich sagen, daß, je mehr Hermann von diesem merkwürdigen Kriminalfalle hörte, eine desto tiefere Sehnsucht ihn überkam: o wenn nur er selber diesen Schäfer vertheidigen dürfte, so schwerer Verdacht ihn auch belastete! Wäre das eine herrliche Gelegenheit, seine Beredsamkeit einmal in ihrer ganzen Macht zu erproben! — Und gar diesem lieblichen Kinde gegenüber, dessen flüchtiger Zauber im Wald ihm nun durch ihr liebes Gespräch noch tiefer und glaubwürdiger verrathen worden war! Und sei es nur um einen einzigen dankenden Blick aus diesen lichten Augen, nur um einen herzlichen Druck dieser lieben Hand, o wäre schon dieses ein Preis, der die Schwingen seines Genius zum allerkühnsten Flug entfalten sollte!

Und nun stelle dir vor, wie ihm drinnen geschah, als Vater Stark ihm die Botschaft brachte, daß seine stürmische Sehnsucht

wirklich befriedigt werden sollte. Kaum daß sein „Ja" den bebenden Lippen sich entringen konnte! Und bei dem Gedanken, daß sie nun als starken Helfer ihn vertrauensvoll erwarte, vor dem sie beim ersten Begegnen wie eine scheue Gazelle geflohen, wie schoß ihm das Blut in die Wangen, daß er erst ein paarmal über das Gesicht streifen mußte, um mit ruhigem Anstande hineinzutreten. Während dessen sagte draußen Frau Forster zu Helene:

„Wie hat sich doch Alles gut gefügt, liebes Kind! Nun haben wir den Vater nicht kränken müssen, und bekommen doch den Sohn, der uns ja eigentlich vor allen andern Vertheidigern empfohlen worden war. Und ich muß schon sagen, es ist mir damit ein Stein vom Herzen gefallen. Denn so gründlich gelehrt und gewissenhaft auch der gute alte Mann sein mag, diesem schweren Falle, das merkte ich sehr bald, wäre er doch nimmer gewachsen gewesen."

„Aber gut ist er, liebe Mutter, o seelengut, wie ich nicht leicht einen andern Menschen noch kennen gelernt. Ich weiß gar nicht, ich hab' ihn doch heute zum allererstenmale gesehen, aber ihn doch schon so lieb gewonnen, als ob es ein uralter Freund von uns wäre. Wie das nur kommt?"

„Da hast du ganz Recht, liebes Kind! Er ist auch wirklich ein rührend guter Mann. Aber damit wäre uns eben doch nur wenig geholfen gewesen. Ich bin nun wirklich sehr gespannt auf den Sohn."

„Ich auch, liebe Mutter," sagte Helene in naivster Unschuld.

Und die Thüre ging auf, Vater und Sohn traten ein.

Ob Helene wieder so in den Tod vor ihm erschrak? O ja! nur noch viel tiefer. — Aber nur in geheimster Seele, davon ihr Auge droben verrathende Kunde gab.

„Der?" — diese einzige stumme Frage verschlang all' ihr Denken. Und Niemand von den Dreien merkte das, als nur der Eine, der schon von ihrem ersten Erschrecken unter jener Eiche gewußt hatte.

Vater Stark stellte nun, Hermann an der Hand fassend, gegenseitig vor, während die beiden Frauen sich von dem Kanapee erhoben.

„Also, meine verehrtesten Damen, hier bring' ich Ihnen meinen Sohn, Doctor Hermann Stark. — Lieber Hermann, ich habe die Ehre, dir in diesen zwei höchst verehrungswürdigen Damen vorzustellen: Frau Sophie Forster, Besitzerin des Haidehofes, und deren Fräulein Tochter, Helene."

Nach gegenseitiger stummer Verbeugung nahm Frau Forster gegen Hermann das Wort:

„Ich habe bereits so viel Rühmliches von Ihnen gehört, Herr Doctor, daß es mich nur im höchsten Grade freuen kann, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Und dies natürlich noch um so mehr, als ich hoffen darf, daß Sie uns mit dem ganzen Aufgebot Ihres Genie's in einem so traurigen Falle beistehen wollen. Nicht wahr, das wollen Sie ja doch?"

„O gewiß, verehrteste Frau, das will ich," entgegnete nun Hermann mit dem vollen Wohllaut seiner markigen Stimme. „Ich muß zwar meinem lieben Vater darin völlig beipflichten, daß der betreffende Fall sehr, sehr schwierig ist. Denn da Sie so gütig waren, an Ihrer Unterredung auch mich unbemerkt Theil nehmen zu lassen, so bin ich bereits vollständig von dem Stande der Sache unterrichtet. Indessen verzagen will ich trotz alledem doch nicht. Und namentlich nicht vor den Geschwornen, diesen unstudirten Richtern aus dem Volk, in deren Kopf und Herzen das natürliche Gefühl für Schuld und Unschuld sich oft viel gesünder und schärfer bewahrt hat, als bei Richtern von Fach, wie das schon mein lieber Vater Ihnen sehr richtig bemerkte. Also, meine verehrtesten Damen, wir wollen vorher weder verzweifeln, noch triumphiren. Ich selber aber — und das ist für meine Kraft gar nicht gering anzuschlagen — ich glaube an des Angeklagten Unschuld, weil so edle, hochherzige Menschen, wie Sie Beide, mich diesen schönen

Glauben gelehrt haben. Und darum frage ich mich: wenn Ihr so unerschütterlicher Glaube mich nun selber bekehrt hat, warum sollte es ein Ding der Unmöglichkeit sein, durch die Macht meines Wortes, die mir aus meiner Ueberzeugung erwächst, nicht auch die Geschwornen zu unsern Mitgläubigen zu machen? — O meine Damen, das Wort der inneren Wahrheit, wenn es richtig ausgesprochen wird, thut oft Wunder. Und ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß, wie ich Ihnen jetzt schon für Ihr mich so hochehrendes Vertrauen herzlich danke, ich später jenen Tag als den glücklichsten meines Lebens preisen würde, an dem es mir gelungen wäre, diesen armen Gefangenen seiner Freiheit, und seiner Familie und Ihren edlen Herzen wiederzugeben. — Das ist bei Gott keine leere Redensart, die ich in Allem und Jedem gründlich hasse. Mit dieser Betheuerung mögen Sie sich für heute begnügen! Die Zeit wird ja lehren, ob ich jetzt als ehrlicher Mann zu Ihnen gesprochen habe oder nicht."

Wer möchte sich darüber wundern, daß diese männlichen Worte Hermanns Frau Forster auf das höchste befriedigten? Ihr Auge hatte mit sichtlichem Wohlgefallen an den edlen, geistreichen Zügen unseres jungen Freundes gehangen. Wie er das letzte Wort gesprochen, drückte sie ihm in freudigster Bewegung die Hand.

„Haben Sie tausendmal Dank, mein lieber Herr Doctor! Ich weiß gar nicht, wie mir jetzt Ihre Worte schon das Herz ganz erleichtert haben. Es hat sich doch an der ganzen Sache noch gar nichts verändert, und doch ist mir gerade, als habe schon jetzt ein Lichtstrahl dieses Dunkel gestreift. So verlasse ich denn Ihr Haus mit dem festen Glauben, daß Sie uns in diesem höllischen Streite der Bosheit und Lüge ein siegreicher Engel werden mögen."

„O daß Ihr Glaube sich nur auch erfüllen möchte, verehrteste Frau," entgegnete Hermann.

Vater Stark schaute mit seinen Kinderaugen ganz glückselig

drein, als Frau Forster nun auch ihm mit ungezwungener Herzlichkeit Dank und Lebewohl sagte, und die ehrliche Hand schüttelte. Auch die Tochter that das Gleiche. Vor Hermann verneigte sie sich bloß.

Aber Helene, warum gab sie nicht auch dem Sohne die dankende Hand? Wie herzlich gern hätte sie's gethan, wenn sie nicht erst vor ein paar Tagen mit derselben Hand jene Maienglocken gebrochen hätte!

Und nicht einmal ein freundliches Wort sagte sie ihm zum Abschied? Nein, auch dieses nicht. Denn das Große, was sie ihm gerne hätte sagen mögen, das durfte sie nicht; und das Kleine, was sie ihm hätte sagen dürfen, das mochte sie nicht. — Aber ihr und sein Auge, darauf in mehr als einem stummen Blick ihre Seelen getreten und sich nun auch beim Abschied einander heimlich begrüßten, diese stummen Augen sagten sich Alles. Niemand vernahm es außer den Zweien, und dieses heimliche Schweigen galt ihnen mehr, als das lauteste, trauteste Wort. —

Eine Stunde darauf fuhren die Zwei wieder zu ihrem waldumrauschten Haidehof. Das Mittagsgeläute der seitwärts liegenden Dörfer wehte durch das Rauschen des Barbarossaforstes, als die Kutsche wieder jenen Hohlweg sich aufwärts mühte. Helene war diesmal drin sitzen geblieben. Und als sie jetzt jener Eiche näher gekommen, da that sie schon von fern aus der Tiefe der Schlucht einen so sehnsüchtigen Blick zu ihr hinauf, wie eine Stunde zuvor aus ihres Herzens Tiefe zu jener andern jungen Eiche stolz ragender Krone.

Die Vögel feierten mit ihrem Sang in dichten Blätterdächern bis zum kühlen Abend. Aber in diesem jungfräulichen Menschenherzen klang das Lied der ersten Liebe fort und fort in den süßesten Weisen. Und da der Wagen jetzt dicht unter jenen Maienglocken dahin schaukelte, sang dieses Herz zu ihnen hinauf:

„Seid mir gegrüßt, ihr Maienglocken, denn von euch um-

blüht stand er da, vor dem ich erst in den Tod erschrocken, da ich zum erstenmal ihn sah. Und ach, jetzt möcht' ich mein ganzes Leben ohn' alle Furcht mit seinem verweben, so schlug er mein Herz in minnigen Bann, der liebe, schöne, herrliche Mann. Ihr Maienglocken, ich bitt' euch, läutet, o läutet uns ein die Frühlingszeit, die unseren Herzen Liebe bedeutet, jetzt und in alle Ewigkeit!" —

VII.

Vor den Geschwornen.

Mitten im Reichswalde hatte ich dich verlassen, lieber Begleiter! Jetzt, einen Monat später, folg' mir zum Gerichtssaal in Hermanns früherer Gymnasialstadt, dem Sitze des Schwurgerichtes!

Es ist Nachmittags vier Uhr. Das Verhör des Angeklagten und die Vernehmung der Zeugen ist geschlossen. Eine halbstündige Pause wird bald verronnen sein. Danach werden Anklage und Vertheidigung auseinander platzen. Sieh', die zwölf Stühle der Geschwornen zur linken Seite, und die fünf des Präsidenten und seiner Beisitzer im erhöhten Hintergrunde mit dem Bilde des Landesherrn stehen noch leer. Aber die meisten Zeugen sind bereits auf ihre Bänke, den Geschwornen gegenüber, zurückgekehrt. Nur die zwei besonderen Stühle für Frau Forster und Helene sind noch unbesetzt. Der Angeklagte selber, „Matthias Mertens, verheiratheter Schäfer auf dem Haidehof, fünfunddreißig Jahre alt, katholischer Religion," wie der Anschlag an der Gerichtstafel besagt — ein stämmiger, sauber gekleideter Mann im überlangen Tuchrocke, sitzt auf der vordersten, schmalen Bank vor den Zeugen. Er hat den Saal nur auf einen Augenblick verlassen gehabt, um mit einem Trunk Wasser den vertrockneten Mund zu erquicken. Und wieder sitzt er da, wie während der ganzen Verhandlung, den

Kopf leicht gesenkt, die Hände auf den Knien zusammengelegt. Mit keinem Blicke schaut er um sich.

Um so kecker thut dieses der Hauptzeuge, jener Oberknecht, Michael Fischer, der dicht hinter dem von ihm Angeschuldigten den Eckplatz eingenommen hat.

Der übrige, durch eine Schranke abgesperrte Raum des Saales ist von Zuhörern aller Standesklassen dicht gedrängt. Kaum ein Einziger getraute sich in dieser Pause ein wenig Luft zu schöpfen, aus Angst, den alten Platz nicht wieder erobern zu können. Sie ertragen an diesem schwülen Junitag um dieser cause célèbre willen lieber den unausstehlichsten Wärmegrad. Und sie thaten wohl daran. Denn noch immer mehren neue Eindringlinge den Menschenknäuel, und zwei Gendarmen mühen sich vergebens, ferneres Anstürmen abzuhalten. Endlich wird die Thüre des Saales fest geschlossen. Nicht ein einziger Mann hätte mehr Platz darin.

Es war auch nicht zu verwundern, daß sich die hiesige Einwohnerschaft des starken und schwachen Geschlechtes mit solcher Neugier zu dieser Verhandlung herbeidrängte. Hörte man doch zuvor in Wirthshäusern, auf dem Herrenkasino und in Damenkränzchen, diesen Fall als den weitaus interessantesten der ganzen Schwurgerichtssession bezeichnen, und lief das Gerücht von der nicht minder interessanten, und, wie man überdies poetisch hinzusetzte, auch ebenso steinreichen Zeugin Helene Forster schon während des Morgens immer verlockender von Mund zu Munde! Da ward freilich jede eifersüchtige Mitschwester der hiesigen haute volée, jeder hoffnungsreiche Staatsdienstadspirant, wie nicht minder jeder heirathslustige aber auch kautionsbedürftige, hier garnisonirende Reiterlieutenant gleichmäßig aufgefordert, diese schöne, reiche Zeugin seiner persönlichen Musterung zu unterziehen. — Aber eine mindestens eben so starke Zugkraft übte noch obendrein der junge Vertheidiger, der vor noch nicht ganz sechs Jahren als der schönste aller Gymnasiasten in den Straßen dieser Stadt umherstolzirte

und den damals schon Jedermann gern angesehen, auch ohne ihn näher gekannt zu haben. Wie begreiflich war daher auch in dieser männlichen Richtung die Neugier der hiesigen Fräulein, die sich seiner noch aus ihrer Backfischzeit erinnerten, wie nicht minder die Theilnahme der ehrsamen Bürgerschaft, diesen nunmehrigen Rechtspraktikanten Doctor Hermann Stark in so bedeutsamer Gastrolle vor dem hiesigen Schwurgerichte auftreten zu sehen. War doch überdies der Ruf seines Rednergenies ihm aus der Vaterstadt schon hieher voraus geeilt!

Und horch, jetzt geht ein Gesumm durchs ganze Auditorium, vorn auf den gedrängt vollen Bänken, darauf die gebildeteren Stände Platz genommen, oben auf der Estrade in dem vergitterten Raume neben den Richtern, darin die Rechtspraktikanten ihre rhetorischen Studien anstellen, und rückwärts in dem bunten Menschengedränge von Männern und Frauen aus dem Volke, die heute Nachmittag lieber einmal ihre Arbeit, als Vertheidigung und Urtheilsspruch im Stiche lassen.

„Sag' mir Einer, was er will," philosophirte jetzt ein ehrlicher Schustermeister gegen seinen Nachbarn, einen strammen Schweinemetzger. „Aber da guckt euch die zwei Gesichter nur einmal recht an, das von dem Schäfer und das von dem Oberknecht. Na, wer da nicht den rechten Spitzbuben herauskennt, der ist wirklich mit Blindheit geschlagen. O, wenn nur ich Geschworner wär', ich wüßte schon, was ich thäte."

„Na, was thätet ihr denn?" replicirte der grobnervige Metzger. „Eine rechte Dummheit thätet ihr machen, weiter nichts. So, das wär' mir eine saubere Gerechtigkeit. Einen solchen Gauner mir nichts dir nichts auf sein scheinheiliges Gesicht hin freizusprechen. Ei zum Guckguck! wenn solche Beweise nichts mehr gelten sollen, wie die da, soll man gleich lieber alle Zuchthäuser abschaffen! Ja, Gesicht! — Was Gesicht? — Das kauf' ich theuer. Da hat schon gar Mancher vorher ein heiliges gemacht und unsern

Herrgott aus dem Himmel heruntergerufen; und wie er von den Geschwornen nur einmal richtig verdonnert war, nachher hat gleich der leibhaftige Teufel herausgeschaut. Geh' mir Einer weg mit dem Gesichtermachen! Darauf geb' ich keinen Pfifferling. Die zwei Ringe und das Rattengift, das ist die Hauptsache. Und das bricht ihm auch den Hals, wie's ihm ganz recht geschieht."

„So?" fiel der Schuster wieder ein, „und das ungeheuer gute Zeugniß von seiner Madam und ihrer Tochter, das soll gar nichts gelten? Und die müssen's doch am End' am allerbesten wissen, ob es der Schäfer gethan haben kann oder nicht."

„Ach was, das Geschwätz von denen Weibsleuten," trumpfte der Metzger ihn wieder ab. „Da gehört auch viel dazu, die hinter's Licht zu führen. Und überhaupt: anfangen muß ein jeder Spitzbub' einmal. Das wäre curios. Als Dieb kommt kein Mensch auf die Welt. Kurz und gut, der Schäfer hat's gethan, und kriegt allermindestens seine fünf Jahre Zuchthaus, so gewiß als ich fünf Finger an der Hand habe."

„Na, ich kann's ja abwarten," sagte der Schuster, noch immer gleich ungläubig. „Und was liegt am Ende mir daran? Aber sein Vertheidiger wird's schon auch wissen, wie er's richtig anstellt, um ihn herauszubeißen. Denn, daß der ein Maul wie ein Schwert hat, das hab' ich schon gemerkt, wie er den Oberknecht im Zeugenverhör so jämmerlich scharf dazwischen genommen hat. Herrgott, hat der aber auch eine Höllenangst dabei gekriegt, wie er so die Kreuz und die Quer vom Präsidenten ausgefragt worden ist, und hat er zu gacksen angefangen. Und da habt ihr doch selber gesagt, daß euch sein Gesicht nun auch gar nicht mehr recht gefallen thäte."

„Na ja, und wenn auch," fiel der Metzger patzig ein. „Aber das ist auch eine rechte Kunst, Einen so ausfragen zu lassen. Ei, stellt ihr euch einmal da hinaus, wo ihr doch gewiß an der Geschichte unschuldig seid, und laßt ihr euch einmal so herumhetzen,

wie ein Kalb vom Hund, ob ihr nicht auch am End' ein Armesündergesicht macht, ihr mögt wollen oder nicht."

„Schon recht, Nachbar," überführte ihn wieder der Schuster. „Aber warum ist denn dem Schäfer sein Gesicht immer so gleich geblieben? Und warum hat denn er immer so ruhig Antwort gegeben? Und den hat doch der Präsident justament gerade so viel ausgefragt, und der sitzt doch obendrein noch auf dem Bänkel dort. Das ist doch noch ein Bischen was anderes zum Angstkriegen."

„O plaudert dem Teufel ein Ohr ab!" platzte der Metzger unwillig heraus. „Was ist denn aber mit dem Gefrag' und Geschwätz herausgekommen? Nichts wie die alte Leier. Und daß dem Schäfer seine zwei Buben den Oberknecht gesehen haben wollen, wie er mit einem Päckchen aus dem Hof herausgegangen ist — ja natürlich — auf ein so angelerntes Larifari wird Jemand was geben. Und die Geschwornen haben auch ein verflucht dummes Gesicht dazu gemacht. Aber, daß der Oberknecht den Schäfer gesehen hat, wie der das Päckchen in die Brombeerhecke versteckte, das hat ganz anders eingeschlagen. Müßten die Geschwornen aber auch Schafsköpfe sein, wenn die denen zwei Buben ihre Komödie glauben sollten. Glaub's gern, daß, wenn der Vater ein Dieb ist, die Kinder sagen müssen, daß es ein Anderer gethan hat. Das ist ja so blitzdumm, daß ein gescheidter Kerl, wie ich, gar nicht darüber plaudern soll."

„Ja, Recht habt ihr eigentlich schon, Meister Metzger," ergriff jetzt auch ein schlanker Barbier und Haarschneider das Wort. „Aber mag's jetzt sein, wie's will, ihr Männer! Auf das Plädiren von dem jungen Menschen bin ich euch doch verflucht neugierig. Wißt ihr, ich hab' ihm vier volle Jahre die Haare geschnitten, wie er noch hier auf dem Gymnasium bei der Professorin Moser in der Schustergasse wohnte. Und ich sag' euch, Männer, ich kenn' ihn euch ganz genau. Denn wir haben gar viel mit einander discurirt, wie das ja so beim Haarschneiden zum Geschäft

gehört. Aber einen Kopf hat er euch schon dazumal gehabt; na, ich sag' euch, einen vermaledeit gescheidten Kopf. Plaudern kann er euch wie ein gelernter Staar. Und unterdessen wird er auch gerade nicht dümmer geworden sein. Na, wir werden's nun bald zu hören kriegen, was für ein Genie drinnen steckt."

„O mach' mir den Gaul nicht scheu mit dem seinem Genie!" fertigte der Metzger gleich höflich nun auch den Bader ab. „Ja, natürlich, so ein junger Lecker wird's herausreißen, wo der Karren schon so tief drinnen steckt. O, da ist der Staatsanwalt schon auch noch da. Und gerade der sitzt heute, der die meisten Haar' auf den Zähnen hat, und vor dem unsere gewichstesten Advokaten immer Mores kriegen. Und da wird so ein Gelbschnabel von Praktikant dem was anhaben können? — Geh', wie man nur so unsinnig schwätzen kann."

Und wieder mengte sich jetzt ein Vierter in der Gestalt eines wohlbeleibten Bierwirths in dieses populär kriminalistische Gespräch, da er sich die dicken Tropfen von der Stirne wischte. „Nein, ich sag' nur, wie ihr euch in der Hitze so ereifern könnt! Ich wollt', ich wär' draußen, das wär' mir das Allerliebste. Aber gelt?" fuhr er leise weiter, „laßt euer Disputiren jetzt gut sein! Denn seht, da gerad' neben mir steht dem Schäfer sein alter Vater. Er hat's mir selber gesagt. Und meiner Seel', 's Herz thut Einem weh, wenn man den nur ansieht. Die ganze Zeit hat er die Hände zusammen und betet in einem Stück fort. Und die junge Frau daneben, das ist die Schäferin. Herrgott, was hat die schon Alles zusammengeweint, noch hundertmal mehr, als ich schon geschwitzt hab'. Das könnt' ja einen Stein erbarmen."

Trotzdem ließ sich's der Metzger in seiner Anklägerrolle nicht nehmen, auch jetzt noch einmal seinen Trumpf auszuspielen.

„Ah was, Stein erbarmen! deßwegen hat er's doch gethan. Und was scheeren sich die Geschworenen lang um Verwandtschaft, und wenn sie noch so viel beten und greinen thut. — Da hätten

sie viel zu thun. Aha, jetzt kommen sie Einer nach dem Andern angerückt, und auch der Vertheidiger geht jetzt herein. Na, wir wollen halt einmal hören, was er kann mit seinem Mordsgenie. Wenn er so schön plädirt, wie er ein schöner Kerl ist, dann ist's mir auch recht."

Damit endete diese Unterhaltung. — Auch das allgemeine Gesumme ward beim Eintritt der Geschwornen nun stiller. Und auf der hintersten Zuhörerbank sagte ein Mädchen von ungefähr zweiundzwanzig Jahren, der einfachen Toilette nach von nicht gar vornehmem Stand, aber doch sehr edlem Gesicht, zu einer älteren Frau an ihrer Seite: „Ach Mutter, wie wird es dem Hermann wohl gehen? Ich habe doch fürchterlich Angst."

„Warum nicht gar, Angst!" fiel ein etwas jüngeres Mädchen auf der andern Seite lustig ein. „Ich freue mich darauf. Und du hast doch gestern Abend von ihm selber gehört, daß auch er sich freut. O das wird prächtig werden. Und stecken bleibt er einmal ganz gewiß nicht. Darauf möcht' ich wetten. Nicht wahr, Mutter, du auch?"

„O ja, Linchen, darauf schon," entgegnete nicht ohne Besorgniß die Mutter. „Aber, wie es sonst gehen mag, darum hab' ich doch Angst. Denn so arg mich auch der arme Mann dauert, so weiß ich eben doch nicht, wie die Geschwornen sprechen werden. Die Beweise sind doch zu sehr gegen ihn."

„Ei was, Beweise! laß nur den Hermann erst dran kommen," sagte Linchen mit der vorigen Gewißheit, „der wird's den Geschwornen schon auch beweisen, daß der Schäfer unschuldig sein muß, und da können doch auch sie nicht anders, als ihn freisprechen. Nicht wahr, Mutter, das müssen sie?"

„Ich weiß nicht, Linchen, müssen! das ist doch ein wenig zu viel gesagt. Wenn ihr Gewissen sie nicht zwingt, kann es auch der Hermann nicht."

„Nun aber, wenn's auch nicht gut ausginge, was mir ja

schon für diese armen Schäferleute sehr leid wäre," erwiederte Linchen, „so ist es für Hermann doch immerhin ein rechtes Glück, daß er überhaupt nur einen so interessanten Fall zum Vertheidigen bekommen hat. Und er macht seine Sache gewiß ganz prächtig. Das schafft ihm doch jedenfalls großes Renommee, und hilft ihm eher zur Anstellung. Meinst du nicht auch, Mutter?"

„O ja, liebes Kind, das schon," erwiederte die Professorin etwas zerstreut. Denn nun traten auch die Richter aus ihrem Berathungszimmer, und gleichzeitig mit ihnen aus einer Seitenthüre Frau Forster und Helene, und ließen sich auf ihren Stühlen nieder.

Erst war es nur ein allgemeines Geflüster. Dann aber richteten sich mit einemmal alle Blicke der haute volée des Civil- und Militärstandes auf Helene, und sie hatte eine so scharfe Besichtigung durch Lorgnetten und sogar Operngucker auszuhalten, daß sie ihre Verlegenheit in einem stillen Gespräch mit der Mutter verbarg. Hermann hatte sie beim Hereintreten mit ernstem Anstande gegrüßt, und saß nun, in ein Blatt Papier vertieft, an seinem Vertheidigertische.

„Ist das doch ein wunderschönes Gesicht, liebe Mutter!" sagte Elisabeth leise.

„Und sie scheint mir eben so fein gebildet zu sein," erwiederte die Professorin.

Linchen blieb stumm, war aber in Helenens wie Hermanns Anschauen sinnend verloren.

Im ganzen Saale ward es nun todtenstille. Der Präsident gab dem Staatsanwalt das erste Wort zur Begründung der Anklage. Dieser, ein Fünfziger mit kalten, scharfen Zügen, erhob sich, und seine lichtvolle Darlegung aller Belastungsmomente nebst der scharfen Logik, mit der er in dreiviertelstündiger Rede alle Scheingründe allenfallsiger Unschuld angriff und vernichtete, das Alles war augenscheinlich von tiefster Wirkung — nicht nur auf

die Geschwornen, sondern auf die ganze Zuhörerschaft. Der Metzger im Hintergrunde triumphirte, der Schuster sah verdutzt darein. Der arme Schäfer zählte jetzt nur sehr wenig mitleidige Herzen mehr, die noch Partei für ihn nahmen.

Die zwei Ringe und das Gift, des Angeklagten Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die Zeugenaussage des Oberknechts, dem sein Ortsvorstand den besten Leumund gab, stand an Macht der Glaubwürdigkeit gegen jene der beiden Schäferbuben wie ein Riese neben zwei Zwergen vor Aller Augen. Und wie beredt begründete der Staatsanwalt neben diesen unläugbaren, realen Beweisen auch noch den andern moralischen, daß ein noch so unlösbar scheinendes psychologisches Räthsel die wirkliche Existenz eines begangenen Verbrechens nie und nimmer ausschließen könne und dürfe! Wie wußte er diesen Satz vom allgemeinen Gesichtspunkte der menschlichen Natur zu verfechten, und seine schon oft dagewesene Wahrheit aus den Annalen der Kriminaljustiz unbestreitbar nachzuweisen! Ja wirklich, selbst Frau Forster und Helene überkam dabei zum erstenmal der Schatten eines Verdachtes, wenn er auch sogleich wieder vor dem noch stärkeren Licht ihres besseren Glaubens verschwand.

Der Oberknecht blickte jetzt mit immer frecherer Miene triumphirend umher. Der Schäfer sah in stiller, schmerzlicher Ergebung vor sich hin. Aber als er sich so vor aller Welt und seiner eigenen lieben Herrschaft als offenkundigen Dieb hingestellt sah, da meinte er wohl, das Herz müsse ihm zerspringen. Sein armes Weib hörte er bis zu sich herüber schluchzen. Und der Großvater betete noch viel heißer.

Aber auch der Vertheidiger — ich darf es für ihn ja wohl bekennen — saß mit gepreßtem Herzen da. Auch auf ihm lastete diese Anklagerede wie ein Zentnerstein. Hatte sie ihm doch alle Momente seiner Vertheidigung schon vorweggenommen, und wie ein unglaubwürdiges Märchen mit scharfem Hohne bespöttelt!

Das Schwert war ihm schon aus der Hand geschlagen, bevor er's nur gezückt hatte. Nichts blieb ihm übrig, als nackte Wiederholung. Doch aufgerafft — nicht verzagt — einen neuen Weg der Vertheidigung eingeschlagen, vorwärts mit der ganzen Macht deiner Rede! rief ihm sein Inneres ermuthigend zu, und schon schlug er die neuen Gedanken zu Faden.

Jetzt kam der Staatsanwalt zu Ende, und er schloß mit den unbarmherzig logischen Worten:

„So, meine Herren Geschwornen, glaube ich Ihnen die Schuld des Angeklagten unwiderleglich nachgewiesen zu haben. Auf der einen Wagschale liegen die vollgiltigsten Beweise, auf der andern nichts, als der nichtige Trugschluß einer sogenannten psychologischen Unmöglichkeit, und nebenbei das Märchen von den durch einen andern Dieb in die Truhe des Angeklagten hineingezauberten Ringen, das in seiner Glaubwürdigkeit nur zu belächeln ist. Sie haben jetzt diese Wage in derselben Hand zu halten, die Sie heute Morgen schwörend zum Himmel ausgestreckt. Und so hoch das Mitleid in der Menschenbrust zu ehren ist, in Ihrem Herzen, meine Herren, darf es nie und nimmer einkehren. Nur Ihr Eid, und nichts als Ihr Eid, darf bei Ihrem Wahrspruche Sie bestimmen. Die Barmherzigkeit steht hier einzig und allein dem höheren Richter zu. Sinkt aber in dieser Wage, wie's nicht anders möglich ist, die Schale mit der Wucht dieser Beweise nieder, und schnellt die andere mit ihrem Nichts in die Höhe, dann, einzig und allein Ihres Eides eingedenk, können Sie unmöglich im Zweifel sein, wie Ihr Wahrspruch lauten soll und lauten muß: ja, vor Gott und den Menschen, auf meine Ehre und mein Gewissen, ja, der Angeklagte ist schuldig.“ —

Jetzt erhob sich Hermann mit dem ganzen Aufwand seines Muthes, und seine klare Mannesstimme klang in die Grabesstille des lauschenden Saales:

„Meine Herren Geschwornen! Wenn ein riesenstarker Mann

mit wuchtigem Schwert auf einen schwachen Knaben losstürmt, dessen Arm nichts bewehrt, als ein winziger Schild, dann ist das wohl ein gar ungleicher Kampf. Als ein solcher Mann mit einem solchen Schwert ist jetzt der öffentliche Ankläger auf mich losgestürmt. Riesenstark hat ihn gemacht ein unseliges Verhängniß, das wie ein Dämon über dem Haupte des Angeklagten den finstern Fittig ausbreitet. Das Gold jener zwei Ringe hat sein Schwert so wuchtig gemacht, jenes Gift hat seine Klinge vergiftet, und die Vertheidigung, meine Herren Geschworenen, das ist der schwache Knabe, den nichts als ein winziger Schild bewehrt." —

„Jawohl, ich gestehe es gern, die Macht trügerischer Beweise hat meinen Gegner so stark und mich so schwach gemacht, daß ich schon jetzt nach diesem ersten Anprall mich überwunden vor ihm hinstreckte, hätte ich nicht diesen Schild zu meiner Gegenwehr; zwar unscheinbar, aber dennoch undurchdringlich auch für den wuchtigsten Hieb meines Angreifers. Und dieser Schild, meine Herren Geschwornen, das ist mein eigener felsenfester Glaube an die Unschuld dieses fälschlich angeklagten Mannes. — Ich stände jetzt wahrhaftig nicht hier, wenn ich anders glaubte. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt noch an die Sonnen — dieses alte Volkswort, es wird auch an diesem dunklen Gewebe wahrhaft höllischer Lüge in strafende Erfüllung gehen. Und Jenem, der dieses gesponnen, er mag nun als freier Mann weilen wo immer, und ich nenne keinen Namen — aber dem sag' ich jetzt: möge er nicht allzufrüh darüber frohlocken, daß an diesem seinem feinen Gespinnst der Strahl der Sonne machtlos geworden sei, und ewiges Dunkel seine Schuld bedecke. Ich sag' ihm, und er glaube mir, daß ich furchtbare Wahrheit rede — ich sag' ihm: diese Sonne, sie durchbricht doch noch einst die Wolken, darin der Blitz jetzt lauert auf dieses unschuldige Haupt. Ich sag' ihm, was er so fein gesponnen, es kommt noch an die Sonnen, und wär' es auch erst vor jenem ewigen Sonnenlichte, das aus dem

strafenden Blicke seines allwissenden Richters die finstere Bosheit seines Herzens einst erhellen wird."

„Herr Präsident!" fuhr jetzt der Staatsanwalt gereizt in die Höhe: „Ich bitte, den Herrn Vertheidiger zur Sache zu verweisen."

Und augenblicklich gefaßt fiel Hermann energisch ein:

„Und ich, Herr Präsident, ich bitte dringend, mich in meiner Redefreiheit nicht beschränken zu wollen; denn ich bin bei der Sache. Und stand es der öffentlichen Anklage frei, mit allen erdentlichen Mitteln die Schuld meines Clienten nachzuweisen, so wird gewiß der hohe Gerichtshof nun auch mir gestatten, daß ich mich eben so unbeschränkt jener einzig möglichen Abwehr bediene, die nach meiner Ueberzeugung mir unumgänglich geboten scheint. Herr Präsident, ich bitte, zu bedenken: es handelt sich hier um ein Menschenleben. Denn, hat das Gesetz das angebliche Verbrechen meines Clienten auch nur mit Zuchthausstrafe belegt, für diesen Mann ist dennoch eine Schuldigerklärung gleich einem Todesurtheil. Meine Herren, man kann auch moralisch sterben müssen, nach meinem Gefühle noch weitaus schlimmer, als leiblicher Tod. Darum noch einmal, Herr Präsident, im Namen meiner Ueberzeugung von der Unschuld dieses Mannes, bitte ich dringend: es möge mir der hohe Gerichtshof dieselbe Redefreiheit gönnen, wie sie der Begründung der Anklage ungeschmälert zugestanden worden ist. Darum bitte ich als um das gute Recht der Vertheidigung, als um ein uraltes Recht, das die Gewissen der Herren Geschwornen nicht beeinträchtigt, aber mit meiner Pflichterfüllung unzertrennbar verbunden ist; als um ein Recht, das kein gegebenes Gesetz verletzt und das ewige Gebot der Menschlichkeit befriedigt."

Der Doctor Stark hatte diese Worte mit würdevollster Ruhe gesprochen. Aber innerlich bebte jeder Nerv an ihm. Und hätte er erst sehen können, wie schon bei seiner Eingangsrede jener Andere hinter ihm auf der Zeugenbank immer unheimlicher vor sich

hinsah, und ihm der Angstschweiß von der Stirne rann! Die ganze Zuhörermenge hatte das gar wohl beobachtet, darum war auch vorhin eine so tiefe Bewegung durch den Saal gegangen, die Hermann auf seinem Platze sich nur undeutlich zu erklären wußte. Aber auch der Präsident hatte indessen diesen Hauptzeugen mit immer schärferem Blick und stärkerem Verdacht beobachtet. Darum wendete er sich jetzt auch mit solch' ernster Gemessenheit gegen den öffentlichen Ankläger.

„Ich finde keinen gesetzlichen Grund, Herr Staatsanwalt, die Vertheidigung irgendwie beschränken zu sollen." Dann rief er zur andern Seite hinüber: „Herr Vertheidiger, fahren Sie ungestört weiter!"

Und wieder ging's durch den Saal, als ob die Zuhörer alle vorher aus Spannung auf des Präsidenten Entscheidung den Athem angehalten, und jetzt in freudigster Befriedigung darüber vollauf Luft schöpften.

Der Staatsanwalt biß voll Unmuth auf die Lippen.

Hermann that jetzt nur noch mit einem einzigen Ruck des Kopfes einen blitzschnellen Blick nach dem Hauptzeugen. Er hatte genug gesehen. Sein ganzes Selbstbewußtsein war wieder gewonnen, da er weiter sprach:

„Meine Herren Geschwornen! Als der in unserer Kriminaljustiz allmälig erwachende Geist der Menschlichkeit zuerst jene furchtbare, geheimnißvolle Menschenmörderin, die sogenannte heilige Vehme selber als Todte zu Grabe getragen; als er dann in fortschreitendem Rechtssinn auch alle Folterwerkzeuge, diese barbarischen Gehilfen herzloser Grausamkeit, zerschlagen; und als er endlich sogar jedwedes heimliche Dunkel aus dem Gerichtssaale verscheucht, und die menschenwürdige Forderung durchgesetzt hatte, daß von nun an jede Anklage auf Verbrechen öffentlich vor allem Volk, und noch dazu vor Richtern aus seiner Mitte, nämlich vor Ihnen, den Geschwornen, verhandelt werde — meine Herren, ich

frage Sie: was hat dieser Geist der Menschlichkeit in dieser seiner letzten Forderung gewollt?“ —

„Die Antwort darauf lautet einfach also: die unheilige heilige Vehme hat die Menschen verurtheilt und gemordet ohne jegliches Verhör und Geständniß — ohne jedes Mittel der Vertheidigung. Die Folter hat unter zehn Fällen in neun ihrem Opfer ein falsches Geständniß abgequält, und die Vertheidigung in den Seufzern des gemarterten Leibes verstummen machen. Nun wohl, meine Herren Geschwornen, auch die Folter fiel. Das Geständniß ward frei und der Delinquent durfte sich vertheidigen. Sorgfältige Akten wurden über die ganze Untersuchung aufgezeichnet, und gewissenhafte rechtskundige Männer sprachen nach Prüfung dieser Akten das Urtheil. Aber die Verhandlung blieb noch immer eine heimliche, und was noch weitaus schwerer gewogen, die Richter schöpften ihre Ueberzeugung nur aus geschriebenen Akten. — Nun möchte man freilich fragen: ob der Richter den Angeklagten und die Zeugen persönlich vor sich sieht, ob er ihre Aussagen Aug' in Auge aus ihrem eigenen Munde hört, oder ob er sie bloß in den Akten niedergeschrieben lesen und erwägen kann — was mag viel daran liegen, wenn diese Akten nur anders die volle Wahrheit des in der Untersuchung Gesprochenen wiedergeben? Und ob die Richter in geschlossenem, oder dem Volke geöffnetem Saal ihr Urtheil fällen; ob als rechtskundige oder als ungelehrte, wenn nur ihr Gewissen und die Gesetze dabei zugegen sind! Und muß dem Beschuldigten im Gegentheil nicht die Heimlichkeit viel lieber sein, als wie hier allen Augen bloßgestellt zu werden?“

„Meine Herren Geschworenen! Es gibt im Leben der Menschheit geschriebene und ungeschriebene Gesetze. Die ersteren sind in unsern Gesetzbüchern enthalten, die letzteren stehen einzig in unserm Herzen, unserm Gewissen aufgezeichnet. Die ersteren können wieder geändert werden, weil sie menschlich sind; die letzteren

haben ewige Dauer, denn sie stammen von Gott. — Aber ebenso, meine Herren, gibt es auch in der Kriminaljustiz geschriebene Akten und ungeschriebene. Die ersteren stehen in klaren Worten auf dem Papier, von der Hand irdischer Richter geschrieben. Doch die ungeschriebenen Kriminalakten — wo sind diese wohl zu lesen und wer hat diese wohl aufgezeichnet? — Meine Herren Geschwornen! An des Angeklagten und der Zeugen eigenem Leibe sind sie zu lesen. Und diese Akten vor Allen sollen die Richter für ihren Urtheilsspruch studiren, noch viel mehr als die geschriebenen. Prüfen sollen sie mit eigenem Auge, wie viel oder wie wenig Schuld in des Angeklagten Haltung, Wort und Miene sich offenbart! Erwägen sollen sie, ob der Zeuge vor ihnen dasteht, wie die leibhaftige Bestätigung seines beschworenen Wortes; oder ob sein scheuer Blick und zitterndes Knie, ob seine unsichere Stimme, oder gar der Angstschweiß seiner Stirn ihn wider Willen falschen Zeugnisses beschuldigt."

„Das, meine Herren Geschwornen, sind diese ungeschriebenen Akten, von denen ich geredet und die der ewige Richter selber aufgezeichnet, der auch die ungeschriebenen Gesetze in der Menschenbrust erlassen hat. — Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig! Dieser Ausspruch der heiligen Schrift, der ist es vor Allem, der auch hier seine Bestätigung findet. Darum, meine Herren Geschwornen, darum mußte die Heimlichkeit der Kriminaljustiz der öffentlichen Verhandlung weichen, darum wurden die rechtsgelehrten Richter von Männern aus dem Volke verdrängt. Darum sollte das Volk selber als Zeuge mitschauen und mithören dürfen, weil in der Heimlichkeit der bloß geschriebenen Akten diese anderen, ungeschriebenen, gar nicht zu lesen gewesen; weil Ihren Augen, meine Herren Geschworenen, die Unbefangenheit und Schärfe des Blickes zum Verständnisse dieser Akten in weitaus höherem Grade zugetraut wurde, als denen der rechtsgelehrten Richter; und endlich weil der Inhalt

dieser geheimnißvollen Akten um so offener und umfangreicher zu Tage tritt, je mehr das Volk als stummer Zeuge dabei zugegen ist, ein Beistand der Wahrheit und ein Entlarver der Lüge."

„Das, meine Herren Geschwornen, das ist der innerste Entstehungsgrund, das ist das kräftigste, gesundeste Lebenselement des Geschwornengerichtes. Und nach alle dem getraue ich mir jetzt die kühne Behauptung: so lange noch Geschworne auf diesen Stühlen gesessen, ich glaube kaum, daß jemals noch vor ihnen ein Kriminalfall verhandelt worden ist, der ihrer würdiger war, als der heutige; — ja, ich darf es wohl aussprechen, der ein solcher Musterfall gewesen, wie ihn der Geist der Zeit nicht schärfer gedacht haben kann, als er ihr Institut ins Leben gerufen."

„Meine Herren Geschwornen! Ich bekenne es ohne Hehl und Rückhalt: in jedem früheren, geheimen, schriftlichen Verfahren wäre der heutige Angeklagte zweifellos verurtheilt worden. Vor Ihrem öffentlichen Richterstuhle hege ich diese Besorgniß nie und nimmer. Denn, was die geschriebenen Akten gegen den Beschuldigten ausgesprochen, jene anderen, ungeschriebenen, sie haben Alles wieder verneint. Hinweggenommen haben sie die Schuld vom Haupte meines Clienten und auf jenes zurückgeschleudert, der mit falschem Zeugniß ihn angeklagt. Mit eigenen Augen haben Sie's gelesen und lesen es in diesem Augenblicke noch, und das ganze hier versammelte Volk liest es mit, was diese ungeschriebenen Akten jetzt aussagen auf dem Antlitze meines unschuldigen Clienten und auf dem seines zweifach schuldigen Zeugen."

„Meine Herren Geschwornen! das geschriebene irdische Gesetz der Folter ist längst zerrissen, aber das ungeschriebene göttliche Gesetz des Gewissens wirkt ewig fort. — Die unheilige Vehme ist schon vor vielen Jahrhunderten zu Grabe getragen worden, aber die andere heilige Vehme des inneren Gottesgerichtes, sie wird noch nach Jahrtausenden Tag und Nacht bei dem Schul=

digen anklopfen, der die Unschuld mit falschem Zeugniß angeklagt. O, meine Herren, diese ewigen Gesetze treten nie und nimmer außer Kraft." —

Dann wendete sich Hermann rasch nach dem Oberknecht um, der von Angstschweiß triefend und mit verstörtem Gesichte vor sich hinstarrte, wie das leibhaftige böse Gewissen. Und mit ausgestrecktem Arm auf ihn deutend, schlug er jetzt seinen feierlichsten Ton an:

„Hier, meine Herren Geschwornen, lesen Sie jetzt diese ungeschriebenen Akten! — Hier auf dem Antlitz des Angeklagten und hier auf dem anderen dieses Zeugen. Ich frage Sie jetzt und Sie mögen darüber entscheiden: in welchem von beiden steht die Schuld, in welchem steht die Unschuld von der Hand des ewigen Gesetzgebers aufgezeichnet? Ich frage Sie jetzt, meine Herren Geschwornen — —"

„Jesus, Maria und Joseph! Ich halt's nimmer aus!" — schreit's jetzt gellend dazwischen. Mit aufgehobenen Armen von seiner Bank vor die Richter auf die Kniee stürzend, stöhnt der falsche Zeuge: „Ach, da bin ich ja schon und will Alles eingestehen. Nur der soll jetzt still sein. Ja, ja, ich hab's gethan, ich und noch ein Kamerad von mir, ein Schlossergesell. Und falsch geschworen hab' ich auch. O hundertmal lieber will ich jetzt ins Zuchthaus, nur der soll still sein. O ihr Herren Richter, ich bitte um eine gnädige Strafe."

Wie soll ich dir jetzt die Gewalt des Eindruckes schildern, der von diesem erschütternden Auftritt sich auf den Stühlen der Geschwornen und Richter und im ganzen Auditorium zu gleicher Zeit kundgegeben? Ein fast allgemeiner Ausruf entrang sich nach dem Hervorstürzen des falschen Anklägers. Des Schäfers Weib schrie laut hinaus; den alten Großvater warf die Gewalt dieser Scene noch völlig auf die Kniee. Kein Herz, das nicht im tiefsten Grunde bewegt worden wäre, kein Auge, das noch gleich=

giltig drein geblickt hätte. — Und erst Frau Forster und Helene und Hermann selber, wie sein erlöst aufseufzender Client auf der Anklagebank! — Verargst du mir's, lieber Begleiter, wenn ich im Bewußtsein der Schwäche meines Wortes dich bitte, dir diese von den verschiedensten Gefühlen durchströmte Gruppe nun selber auszumalen? Wer vermöchte es, mit Worten bei hochgehendem Meere jede einzelne Woge zu schildern?

Der meineidige Oberknecht hatte sich auf des Präsidenten Aufforderung nun wieder aufgerichtet und brütete stumpfen Gesichtes vor sich hin. Sogleich danach erhob sich der Staatsanwalt und sprach:

„Meine Herren Geschwornen! Bei dieser so höchst unerwarteten Enthüllung des wahren Schuldigen fordert mich natürlich meine Pflicht dazu auf, die Anklage gegen den fälschlich Beschuldigten fallen zu lassen, und Ihre Aufgabe wird nur mehr darin bestehen, in Erfüllung der gesetzlichen Form noch dessen Schuldlosigkeit auszusprechen. Ebenso beantrage ich beim hohen Gerichtshofe, diesen falschen Zeugen hier sofort verhaften zu lassen und die doppelte Untersuchung des Diebstahls und Meineides gegen ihn einzuleiten, sowie die ungesäumte Verfolgung seines Mitschuldigen zu verordnen."

Nach einer kurzen Ansprache des Präsidenten verließen die Geschwornen den Saal, kehrten aber schon nach einigen Minuten wieder aus ihrem Berathungszimmer zurück.

Als dann der Obmann vor den Gerichtshof hintrat und mit auf das Herz gelegter Hand den Wahrspruch der Geschwornen verkündete: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen, der Ausspruch der Geschwornen lautet: Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig" — da ward so stürmischer Beifall im Saale laut, daß der Präsident Ruhe gebieten mußte, so sehr auch sein eigenes Herz darin einstimmte.

Sonach verordnete er des Schäfers Freisprechung und des Oberknechts sofortige Verhaftung. Jener erhob sich von der

Anklagebank und wußte noch gar nicht, wie ihm geschehen. So war sein ganzes Innere noch zerschlagen. Dieser übergab sich in stummer Verzweiflung den Gendarmen, die jetzt mit derselben Kette seine Hände zusammenschlossen, von der gefesselt sein fälschlich von ihm angeklagtes Opfer heute Morgen auf die Verbrecherbank hieher geführt worden war. — Noch ein paar Minuten herrschte feierliche Ruhe im Saale, um des Präsidenten letzte Worte zu vernehmen, in denen er dieser in den Annalen des Justizhofes bis jetzt unerhörten Scene tief bewegten Ausdruck gab:

„Matthias Mertens, ihr seid frei, und dürft sofort zu eurer Familie zurückkehren! So verschmerzt jetzt, was ihr unschuldig erduldet, denn euer Ruf ward ja glänzend gerechtfertigt. — Ich aber begrüße diesen denkwürdigen Ausgang als freudigsten Triumph des öffentlichen Gerichtsverfahrens. Und," schloß er jetzt, sich zu Hermann wendend, „wenn ich auch Ihnen nun den Glückwunsch des Gerichtshofes ausspreche, daß es der Macht Ihres Wortes gelungen ist, einen so seltenen Sieg der Wahrheit zu erringen, so erfülle ich damit nur eine mir persönlich sehr angenehme Pflicht. Fahren Sie fort, mit solchem Eifer Ihr Talent der Vertretung der Wahrheit zu weihen, und wenn Sie auch einen solchen Sieg, wie den heutigen, wohl nicht zum zweitenmale erleben dürften, so sei er Ihnen doch für Ihr ganzes Leben ein Sporn, auf der so ehrenvoll betretenen Laufbahn muthig weiter fortzuschreiten. Damit erkläre ich die heutige Sitzung für geschlossen."

Hatte diese Anrede des Präsidenten noch wie ein Damm den ganzen Strom des Dankes und der Begeisterung für den siegreichen Helden des Tages aufgestaut, so brach er jetzt mit um so größerer Macht hervor. Von seiner Anklagebank sank jetzt der Schäfer vor seinem Retter und Befreier nieder, und umklammerte sein Knie. Hermanns rechte Hand ergriff Frau Forster, seine linke, die am Herzen, drückte Helene; und Mutter und Tochter überboten sich im Erguß ihres innigsten Dankes.

Und dann drunten im Hofe, wie Hermann mit den beiden Frauen und dem Schäfer aus der Eingangshalle trat, wo das ganze Auditorium ihn erwartete und nochmals begrüßen wollte, wie stürzte da des Schäfers Weib und Vater auf Hermann los, seine Hände küssend, und dann erst auf Mann und Sohn, an dessen Hals Eines nach dem Andern weinend lag! — Auch Mutter Moser, Bettchen und Linchen streckten ihm jetzt in glücklichster Bewegung die Hand entgegen. — Aber damit war jener ehrbare Schustermeister noch lange nicht zufrieden. Und mitten aus dem Haufen heraus rief er mit seiner Stentorstimme: „Der Herr Stark vivat hoch!“ — „Und abermals hoch!“ — schrie sein vormaliger Haarschneider, da der erste allgemeine Zuruf verhallt war, darein jetzt selbst der Metzgermeister einstimmte. Dann gaben sie ihm noch obendrein das Ehrengeleite bis hinüber zum goldenen Löwen, in dem er einst vor nun bald zehn Jahren als angehender Gymnasiast abgestiegen war.

Da dachte unser Held auf dem Wege dahin selber an diese einstige Zeit, und in Helenens Anschauen verloren frohlockte er mit stolzem Selbstbewußtsein: „Was war ich damals, und was bin ich jetzt!“



Sechster Abschnitt.

Bräutliche Tage.



Vorfrühling.

Seltsames Menschenherz! — Frau Forster hatte auf ihrem Gastzimmer unsern siegreichen Helden so herzlich eingeladen, den Abend bei einer Tasse Thee mit ihnen zu verleben, gleichsam zum gemeinsamen, milden Ausklingen des im Gerichtssaal so sturmgewaltig über Alle hereingebrochenen innern Jubels. Zugleich hatte sie in unbefangenster Freundlichkeit ihn gebeten, daß er doch erst morgen frühe mit ihnen gemeinschaftlich den eigenen Wagen theilen möge, statt die Nacht mit der Eilpost durchzufahren. — Und wie so natürlich war diese doppelte Einladung! Galt sie doch der glücklichen Frau nur als ein sehr kleiner Theil der unbezahlbar großen Dankesschuld, die sie dem Retter ihres so schwer gefährdet gewesenen Hausfriedens abzutragen hatte! So kam ihr Verstand gar nicht dazu, den klaren Herzensquell, dem diese harmlosen zwei Bitten entflossen, durch irgendwelche Bedenklichkeit zu trüben. Und auch der fast mütterlich zutrauliche Ton ihrer Rede zeugte dafür, wie sicher sie auf freundliche Gewährung rechnete, einfach gemeint, wie ihre Bitte selber.

Helene stand dabei neben der Mutter. Und wenn auch ein klares Gefühl kindlicher Ehrerbietung und jungfräulicher Scheu

ihren Lippen verwehrte, diese Einladung der Mutter durch eigene Bitten noch zu verstärken, so sagte doch ihr Auge unendlich beredt, wie sie in innerster Seele stillen Wunsch und frohes Hoffen hege, Hermann werde nur mit freudigem Ja der Mutter Wort erwiedern. — Ihr Auge sagte das? — Aber das hatte sie ja in schüchternstem Harren zu Boden geschlagen. Nun, jawohl! Aber auch ein niedergeschlagenes Auge übt oft gar gewaltigen Redezauber, besonders wenn dabei solch' glückliches Lächeln geheim um die Lippen spielt und das innere Herzensglück nur ahnen läßt, dessen vollen Glanz die gesenkte Wimper noch verschleiert.

Hermann verstand diese stumme Sprache gar wohl. Und doch — wie seltsam — er schlug beides aus. Und derselbe Mund, aus dem heute solch' kühner Redestrom in den vollen Gerichtssaal hinausgebraust, der konnte jetzt nur mit gepreßtem Odem vor diesen zwei einzelnen Frauen die befangenen Worte herausbringen:

„Sie sind wirklich allzugütig, verehrteste Frau Forster! Aber nicht wahr, Sie verzeihen mir gewiß! mein alter Vater daheim! — Gott, wie wird der ängstlich auf mich harren! Denn Sie glauben nicht, mit welcher Sorge er am glücklichen Ausgange gezweifelt. Und nicht wahr, Sie begreifen mein Gefühl? Ich darf ihn doch unmöglich noch den ganzen Tag in solcher Unruhe warten lassen, wo ich ihm schon den frühen Morgen mit froher Botschaft erheitern kann. Da darf ich mich doch vor einer Nachtfahrt nicht fürchten! Und auch Ihre andere so freundliche Einladung — ich bin wirklich ganz verlegen, auch hier nicht ein herzliches Ja sagen zu können. Aber ich weiß, auch für dieses Nein sind Sie mir nicht böse! Hab' ich doch der Frau Professorin Moser diesen Abend schon gestern versprochen. Und gewiß auch Ihr edles Herz stimmt mir bei, daß ich meine einstige Kost- und Pflegemutter jetzt unter keiner Bedingung durch mein Wegbleiben lieblos kränken darf."

„Aber nicht wahr," fuhr er jetzt in seinem gewohnten Redefeuer erleichtert weiter: „Auf Ihrem Haidehofe darf ich Sie so

bald als nur möglich heimsuchen! Denn glauben Sie mir doch ja! Hab' ich nur erst meinen lieben Vater gesehen, so weiß ich keine größere Sehnsucht, als mit Ihnen beiden ein paar recht glückliche Stunden zu verleben. Und am allerliebsten mitten im Frieden Ihrer idyllischen Einsamkeit, in der ich so gerne den Genuß verdoppelt nachholen möchte, den ich mir für jetzt noch versagen muß. Nicht wahr, das erlauben Sie mir doch? Und ich darf recht, recht bald zu Ihnen kommen?"

„O, nicht nur dürfen, bester Herr Doctor!" fiel ihm Frau Forster mit der vorigen Wärme ins Wort, „nein, ich bitte Sie darum, daß Sie uns heimsuchen, so herzlich ich nur vermag. Geht's mir doch gerade wie Ihnen! Ja, nur in unserem eigenen Hause kann ich Ihnen völlig sagen, welch' unauslöschlichen Dank Sie sich in unseren Herzen erworben haben. Und da ich von jeher eine abgesagte Feindin alles ziellosen Verschiebens bin, so bitte ich Sie, sogleich nächsten Samstag zu kommen, und über den Sonntag bei uns zu bleiben. So lange werden Sie's ja wohl in unserer Abgeschiedenheit aushalten können. Nicht wahr? Und so würde ich Ihnen dann Nachmittags unsern Wagen schicken" —

„O, das wäre viel zu viel," unterbrach sie Hermann mit freudigem Ungestüm. „Nein, lassen Sie mich getrost zu Fuße gehen! Einen solchen abendlichen Waldgang an eine Fahrt im Wagen hinzugeben, wäre ja Sünd' und Schade; und den Weg werd' ich ja wohl finden."

Dabei begegneten sich vier stumme Blicke. Aber gedankenschnell schlug Helene die ihren wieder nieder. Und Hermann fuhr weiter — fast in feierlichem Tone:

„Wenigstens kenne ich einen Wegweiser im Reichswald, einen Eichenstamm, den ich all' mein Lebtag nicht vergessen werde; — eine so wunderschöne Rose hab' ich jüngst unter seinem Schatten blühen gesehen, mitten unter Maienglocken. Und von dort, das weiß ich gewiß, führt die Straße ganz sicher zum Haidehof.

Also Samstag Abend, verehrteste Frau, auf sonntäglich Wiedersehen!"

„Seltsame Rede!" dachte bei diesem mysteriösen Schlusse Frau Forster für sich, und ihr Auge streifte unwillkürlich der Tochter Antlitz. Das erglühte jetzt in so minniger Scham, daß aus dessen Glanz der Mutter die Auflösung dämmerte vom Räthsel jener wegweisenden Rose und des sonntäglichen Wiedersehens.

Gedenkst du noch daran, lieber Begleiter, wie einst die Mutter Moser nach Theodors Abschied fast eben so auf Elisabeth schaute? Wie ihr Auge da bekümmert in ihres Kindes Zukunft sah, wie in ein nebeldüsteres Thal, wie in die leidvoll glückselige Geschichte ihrer eigenen, sorgenreichen Liebe? — Aber das Auge dieser andern Mutter, das blickte jetzt in Helenens Leben wie in eine weithin schimmernde, prächtige Landschaft. Denn, wahrhaftig, hätte Gott selber ihrer Mutterhand nun die Freiheit gegeben, unter allen Männern der Welt ihrem Kinde den neidenswerthesten zuzuführen, sie hätte jetzt augenblicklich zum Himmel gerufen: „Herr, diesen Einen laß mich wählen!"

Der Doctor Hermann Stark war schon auf dem Wege zur Mutter Moser, und Helenens Geist hing noch immer in stiller Seligkeit an dem unaussprechlichen Blick, mit dem dieser unter der Thür stummen Abschied von ihr genommen, tausendmal beredter als sein lautes Lebewohl, mit dem er, der Mutter und Tochter die Hand drückend, sich rasch empfohlen hatte.

Bald darauf saßen die Beiden in ihrem einsamen Wirthszimmer. In ihren Herzen klangen Hermanns Worte noch immer nach, und machten sie gegenseitig stumm. — Ein peinliches Schweigen! Wie war Helene froh, daß sie sich mit dem brodelnden Theekessel ein wenig zu schaffen machen konnte. — „Was er nur mit jener Rose im Reichswalde gemeint?" dachte fort und fort Frau Forster. „Er hatte Helenen doch dort noch niemals begegnet!" — Und doch ging es ihr jetzt gegen das feinere Gefühl, die Tochter

darum zu fragen. „Es wird sich schon noch von selber aufklären.“ In diesem Gedanken verstummte der Mutter Wißbegierde.

Da ward dieses gegenseitige Sinnen mit einemmale glücklich unterbrochen. Der freigesprochene Schäfer sammt seinem Weib und Vater trat unangemeldet herein und machte seinem übervollen Herzen Luft:

„Ach, guten Abend, Frau Forster und Fräulein Helene! Nehmen Sie's doch nicht für ungut, daß wir so mir nichts dir nichts da hereinkommen. Aber ich bring's nicht zuwege. Ich muß Ihnen vorm Schlafengehen doch noch einmal die Hand drücken. Sie haben ja zu viel Gutes an mir gethan. Und wo ist denn der Herr Doctor Stark? Ach, dem möcht' ich doch auch noch gut' Nacht sagen, dem prächtigen Mann, dem ich ja gar niemals genug danken kann.“

Und die drei glücklichen Menschen drückten Eins nach dem Andern ihrer Herrin und Helene gar herzlich die Hand. Darüber kam der Frau Forster ein schöner Gedanke, den sie auch sogleich ohne weitere Bedenklichkeit ausführte.

„Wißt ihr was, ihr guten Leute? Bleibt heut Abend bei uns! Es ist uns Beiden so einsam hier in diesem fremden Wirthszimmer. Ich lasse euch euer Nachtessen hier bei uns auftragen. Und nach so viel Angst und Leid, die wir mit einander verlebt, wollen wir nun auch sogleich jetzt unsere Freude mit einander theilen, wie wir das ja schon so oft zusammen gethan haben, ihr guten, treuen Leute!“

„Ach, das wär' aber gar zu viel Ehre,“ wollte der Schäfer einwenden; und der alte Großvater sagte gerührt: „Aber, gute Madam, was haben Sie denn vor?“

„Was mich freut, lieber Großvater!“ sagte Frau Forster mit vertraulichem Kopfnicken, und griff sogleich zum Schellenzuge.

Und so verbrachte denn die hochherzige Gutsherrin mit ihren braven Schäferleuten in patriarchalischer Gemeinschaft der Freude

und des Dankes diesen Abend. Zwar nicht in so geistreichem Gespräche, wie sie es wohl mit Hermann so gern unterhalten hätte. Dafür entschädigte sie aber der unendlich treuherzige Ton dieser schlichten Naturmenschen, die jetzt das Auferstehungsfest ihres Lebensglückes feierten, das so klaftertief in Noth und Angst begraben gewesen. Dieser Gedanke, der ihre vergrämten Gesichter heut Abend wieder ganz verjüngte, gab auch ihrer einfachen Unterhaltung einen eigenen Reiz. Und mancher Rückblick in längst vergangene sonnige Tage aus der fernen Heimath und Jugendzeit der Frau Forster verklärte diesen Abend mit einer Poesie, zu deren Verständniß freilich ein Herz gehörte, groß und edel, wie das ihre.

So schaute der Mutter Geist jetzt rückwärts in einen längst vergangenen Frühling, und ihrem angebrochenen Herbste that dieses lenzige Erinnern so wohl. Aber um der Tochter sinnendes Herz, diese duftige Knospe, spielte jetzt noch immer der volle Strahl aus Hermanns letztem Scheideblicke. Der ersten Liebe Vorfrühling wehte linden Hauches durch ihre Seele. Und wieder zog's wie rauhe Märzluft über ihr Denken:

„Aber, wenn er doch nichts von Liebe zu mir wüßte? — Wenn es ihn heut Abend so mächtig zu jener Professorswittwe hingezogen, nur weil er dort sein Liebstes fände, schon längst ihm heimlich angetraut, wie die Schwester seinem Freunde, davon er uns erzählt? — Und wenn er deßhalb nur die Nacht zur einsamen Heimfahrt gewählt, um den Tag in meiner Nähe zu meiden?"

Und ihr Auge ward trüb und ihr Köpfchen senkte sich verstohlen.

„Nun denn, so sei's! In Gottes Namen! — Dann will ich jener Hochbeglückten nicht niedrig neidisch sein, und mich ergeben in Gottes Willen, der ihn mir nicht bescheert. Aber wann, wann werd' ich dann wieder froh werden können?"

Doch mitten aus diesen quälenden Gedanken brach wieder

wie jäher Sonnenglanz durch Wolkenschleier der eine letzte Blick hindurch: „Sei still, mein Herz! — Er liebt mich doch! Und Falschheit kann nie und nimmer in dessen Seele wohnen, deß Auge so unsäglich lieb von Liebe spricht! —“

Während Helene so sann, ein anderes Klärchen, „freudvoll und leidvoll, himmelhoch jauchzend in schwebender Pein,“ da saß ihr schöner Egmont in gemüthlichem Geplauder bei Mutter Moser, bei Elisabeth und Linchen. — Das zu Ehren solch' lieben Gastes heute ungewöhnlich reiche Nachtmahl war längst abgetragen. Schon eine Stunde lang quoll es von Hermanns Erzählerlippen, wie draußen der traulich plätschernde Brunnen unter seinem mondumglänzten Lindenbaume. War das ein festtäglicher Abend in diesem zufriedenen Wittwenhäuschen, als dieser drei Frauen Augen an Hermanns Munde hingen, heiter verklärt von der Erzählung fremden Glückes — in dieser Zeit der Selbstsucht ein so seltenes, schönes Bild!

Und sogar das muthwillige Linchen war dabei so merkwürdig ruhig geblieben. Noch nicht eine einzige lose Neckerei hatte sie heut Abend hingeworfen. Ei, warum nur nicht? Hast du den alten Schelm denn mit einemmal abgelegt? Geh! dieser ehrwürdige Ernst steht dir ja gar nicht. So mach' doch einen muntern Witz! Du hast doch sonst deren so viele in deinem lustigen Köpfchen gehabt! —

Jetzt war Hermann gerade zu Ende gekommen. Der alten Dorothee poetisches Sterben und seine glücklichen Erfolge als Vertheidiger waren die letzten Kapitel seiner Erzählung. Da flog ein Lächeln über der Professorin sanftes Gesicht und sie sagte:

„Ach, Gott sei tausendmal darum gedankt, liebster Hermann, so sind Sie also recht, recht glücklich! O wie das uns Alle selber so glücklich macht! Nun fehlt Ihrem Leben ja nur noch Eines zum ganzen vollen Glück. Und — ei mein lieber Hermann, sagen Sie uns doch — haben Sie uns jetzt wirklich Alles zu

Ende erzählt? Mein Gott, Sie wissen ja, wie unendlich lieb wir Sie haben. Und wenn wir Ihnen schon heut Abend zum letzten Kapitel Ihres Glückes, das Sie uns noch verschwiegen haben, gratuliren dürften, — o das wär' uns noch die allerherzlichste Freude."

Da ward er aber gluthroth und es benahm ihm den Odem. „Was meinen Sie, Frau Professorin? — Ich verstehe Sie nicht."

„O dann verzeihen Sie mir meine unzarte Frage, lieber Hermann," fiel Mutter Moser verlegen ein. „Aber ich habe es ganz gewiß nur gut gemeint."

„Das weiß ich," sagte Hermann, noch immer tief erröthet.

Dann ward es im Zimmer todtenstille. Aber die stillste von Allen war plötzlich Linchen geworden. Die verrathenden Rosen auf Hermanns Wangen hatten die ihrigen entfärbt. Wie versteinert blickte sie vor sich hin. Mutter und Schwester sahen's zu tiefst erschrocken und auch er. Und zitterte jetzt nicht eine große Thräne unter ihrer Wimper? — Vor freudiger Theilnahme an Hermanns noch verschwiegenem Liebesglück! — War es nicht so? — Und kein einziges Wort unterbrach diese Stille in der Allen auf einmal so schwül gewordenen Stube.

Da sah Hermann hastig nach der Uhr und stand rasch entschlossen auf.

„Es ist die höchste Zeit, meine Lieben! Schon halb zehn und in einer Viertelstunde geht die Post." — Und mit wiedergewonnener Innigkeit reichte er Allen die Hand, zuerst der Mutter Moser: „Gott beschütze Sie, meine liebe, gute Frau Professorin, und tausendmal Dank für all' Ihre Liebe von ehedem und auch heute wieder."

Dann legte er seine Hand auf Elisabeths Haupt: „Gute Nacht, holdes, glückliches Bräutchen! Grüßen Sie mir Ihren und meinen Theodor! Auch ich werde ihm bald Alles schreiben. Und kommt nur erst die Winterszeit, dann werden Sie Frühlingsanfang feiern, und ich und kein anderer darf Ihr Brautführer sein."

Der jüngeren Schwester gab er zuletzt die Hand und sagte

bewegt: „Leben Sie wohl und bleiben Sie mir doch ja das alte, herzenslustige Mädchen!“ —

Kommen und Gehen, Willkommgruß und Abschied, diese ewigen Wechsellieder des Menschenherzens, — waren das doch jetzt so ganz verschiedene Weisen am gestrigen und heutigen Abend! — Als Hermann gestern in das friedliche Häuschen hineingestürmt kam, war das ein dreifacher, freudiger Aufschrei der Mutter und Schwestern! — Und als er heute wieder von ihnen sich losgerissen, gleich stürmisch und doch so ganz anders — wie gab da jedes dieser drei Herzen einen verschiedenen Klang! Und keines einen von stiller Wehmuth unvermischten.

Sag', lieber Begleiter, soll ich jetzt jede dieser drei Weisen vor deinem Geiste noch besonders ertönen lassen? Ist nicht dein eigenes Herz die beste Harfe dazu? —

Mutter Moser und Elisabeth behielten jedes ihr stilles Leid um Linchen bei sich. Sie redeten wohl noch eine Weile von Hermann. Aber doch nicht so viel und unbefangen, als sie es sonst wohl gethan hätten. Von der Schwester stillen Liebe, bisher von Beiden völlig ungeahnt, verlautete kein Wort mehr, nicht im Ernst und nicht im Scherze. Schweigen darüber dünkte ihnen das Klügste zu sein und auch das Liebevollste. Das arme Kind! — Ahnte doch ihr eigenes Herz erst am heutigen Tag im Gerichtssaale, da ihr Auge fort und fort an Helenens lieblichem Bilde gehangen, da sie aus deren Zeugenaussage den hochgebildeten Geist, das tiefpoetische Gemüth erkannte, — und gar wie sie nach des Schäfers Lossprechung es mitansah, mit welcher Innigkeit des Blickes sie Hermanns Hand drückte, — o da erst spürte sie's an dem wehgewordenen Herzen, daß ihre Liebe, die sie seit Jahren in stummer Brust für Hermann bewahrte, doch etwas mehr gewesen sei, als jene treue Schwesterliebe, wie sie einst dem Ritter Toggenburg gewidmet werden sollte.

Als es dreiviertel auf zehn Uhr schlug, gingen die Drei

lautlos in ihr Schlafzimmer. Die Professorin that vom Fenster aus noch einen stummen Blick zum Sternenhimmel. Das machte ihr Mutterherz wieder leichter. Noch ein stilles, gegenseitiges „gute Nacht!“ Und als die Stunde ausschlug, war es in dem Stübchen so stille geworden, wie draußen die linde Sommernacht. Aber in den Herzen — besonders in dem einen — war es da drinnen auch so plötzlich stille geworden? —

Auch im Gasthause zum goldenen Löwen waren die Fenster des Zimmers, das Frau Forster bewohnte, schon seit einer Viertelstunde dunkel. Aber draußen in den stummen Gassen der Stadt war es hell wie am Tage. Denn so steinkohlenrußig sie auch in den Sternenhimmel ragte, so verschwendete jetzt dieser doch seinen ganzen Aufwand von Vollmondglanz, um in besonders gnädiger Laune auch den schwärzesten Schornstein und die düsterste Häuserwand möglichst zu verklären. Daß es aber dem guten Monde heute vor Allem daran gelegen war, sich durch ein Fenster des goldenen Löwen einzuschleichen, und jenes jungfräulichen Gastes träumendes Haupt zu umglänzen, das brauche ich ja den stillen Gassen und flüsternden Lindenbäumen in der Allee, die sich heute nur so nebenher des Silberschimmers mitfreuen durften, nicht zu verrathen.

Und horch — welch' schmelzendes Posthornsolo durchklingt jetzt die nächtlich stumme Stadt, durch deren gewundene Hauptstraße der schwerfällige Postwagen rollt!

Kennst du den alten Volksliedertext zu dieser Weise des virtuosen Postillons?

„So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein als da gehen,
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!“

Ob der flotte musikalische Wagenlenker wohl aus eigenem Herzensdrange diesen sinnigen Minnegruß jetzt in die verschwiegene Mondnacht hinausbläst, und vielleicht das eigene Liebchen am offenen Fenster horcht? — Oder ob wohl gerade diese Weise aus seinem liederreichen Repertoire von irgend einem der Mitfahrenden gegen glänzendes Trinkgeld bei ihm bestellt worden war? — Etwa von jenem jungen, bildschönen Passagier vorn im lustigen Kabriolet, der, gerade jetzt am goldenen Löwen vorüberfahrend, mit so geheimnißverrathendem Blicke hinausschaut? — Doch es hat ja nur der Mond, der uralte, verschwiegene Beschützer der Liebenden, dieses Auge gesehen. Darum blas' jetzt nur weiter, Schwager! — Doch blas' deinen mildesten Ton, daß sie da droben nicht jählings aufschrecke, sondern leise das Haupt aus dem Traum erhebe, und zum Sternenhimmel aufblickend ihres Liebsten Lied begleite: „So vielmal sei auch du gegrüßt!" —

Und während so die Eine dem Posthornliede noch lange lauschte, das selige Herz voll seiner Liebesgrüße, zahllos wie die Sterne über ihr, da träufelte über der Andern Wangen ein bitterer Tropfen nach dem andern, und sie neigte traurig sinnend ihr sonst so munteres Köpfchen.

„Ach, von all' den Grüßen gilt jetzt wohl für mich kein einziger! Und es leuchten doch da droben so viel tausend und abertausend Sterne!"

Gieb dich zufrieden, armes Mädchen, und trockne deine Thränen, du „muntere Forelle," wie ich einst dich genannt! — Nur ein frischer Gebirgsbach ist die Heimath deines Herzensglückes. Und auch dir wird er noch entspringen. Aber das Leben Jenes treibt schon jetzt einher auf breitem, reißendem Strom, und einst wird es auf und nieder schwanken auf sturmerregtem, salzigem Meere. — Sei ruhig! Um keinen einzigen Stern sei jener Andern jetzt neidisch, und gönn' ihr all' die tausend und abertausend! Denn ihre Liebe wird einst den ganzen, ungetheilten Sternenhimmel nöthig haben. —

O milde, sternenfunkelnde, vollmonddurchglänzte Sommernacht! Wer jemals im einsamen Wagen schweigend durch dein Geheimniß gefahren, welch' vorher ungehörte Weisen ließest du ihn belauschen! Aber mit so vertraulich süßen Klängen hattest du wohl noch selten ein Menschenherz umtönt! — Und wer nur auf so viele Stunden weit dem ganzen Wege dieses Reisenden geheimstes Empfinden verrathen? — Etwa das Posthornlied, das an den letzten Häusern verklungen? — Und hatte es dann wohl die Nachtluft weiter und immer weiter vor ihm her geweht? — Denn Alles um ihn und über ihm, Alles wußte sein Geheimniß.

Die Aehrenfelder am Wege lispelten ihm zu: „Sie wird dein!“ — Und die Bäume des Waldes, der dann und wann seine Fahrt umwölbte, sie rauschten im Traume: „Helene!“ — Von den Bronnen in den schlafenden Dörfern hörte er's niederrieseln: „Du seliger Mann!“ — Am Sternenhimmel flogen Engel hin und wieder und unsichtbar umfangen sie ihn: „Sieh' auf, wie unendlich dein Glück!“ — Und als beim Frühroth die erste Lerche die thaunassen Flügel schwang, da wußte auch sie es schon und jubelte himmelwärts: „O, wie sie dich lieb hat, du Glücklicher!“

Glaubst du, von der seine Seele in dieser Sternennacht so minnetrunken geschwärmt, glaubst du wohl auch jetzt noch, daß eine Fahrt im hellen Tageslicht ihm lieber gewesen? — Und selbst dir gegenübersitzend, und Aug' in Auge mit dir und der Mutter traulich plaudernd? — Weißt du nicht, daß es in der Minne Vorfrühling auch fern von der Geliebten eine Nähe gibt, und noch viel süßer, als so ganz nahe bei ihr? — Und daß ein einsames, stummes Denken an sie viel seliger Reden ist, als lautes Geplauder mit ihr von Dem und Jenem, nur nicht von dem Einen, wovon das Herz so übervoll? — Begreifst du nun, warum er diese einsame Nacht durchfahren, und nicht an deiner Seite den hellen Tag? — So harre nur! In deiner Waldeinsamkeit auf sonntäglich Wiedersehen!

Und siehe, schon lugt die alte Vaterstadt aus ihrem waldesgrünen Kessel. Aber war das nur der Morgenschimmer, der ihre Thürme und Giebel jetzt so golden umleuchtete, wie er es noch nie gesehen? Oder war es auch der Strahl tief unten aus seinem eigenen, glücklichen Herzen, daß um dieses Heimathbild auf einmal wieder seiner Kindheit alte Poesie ihren magischen Duft gewoben?

* * *

Und im alten Elternhause drinnen saßen Vater Stark und Mutter Rosalie gerade beim gewohnten Morgenkaffee in der Erkerstube. So gemüthlich dieses liebe Tagesgeschäft sonst immer von Statten ging, heute wollte es dem guten Hausherrn doch gar nicht behaglich dabei werden. Und so überaus genau er auch schon in dieser frühen Stunde seine Toilette vollendet hatte, so sah man es seinem Gesichte doch deutlich an, daß der Schlaf heute Nacht nur ein sehr unruhiger Gast bei ihm gewesen. So oft er jetzt die Tasse von den Lippen absetzte, folgte immer wieder ein Stoßseufzer nach. — Auf Mutter Rosaliens Gesicht spiegelte sich indessen die mildeste Gemüthsruhe, die auch jetzt aus ihrer Rede klang:

„Alter, geh doch! Was hast du nur und quälst dich wieder so unnöthig ab? Es wird ihm ja nur gut gegangen sein.“

„Ja, gut, das ist schnell gesagt, liebe Mutter!“ erwiederte Vater Stark, der ganz froh war, durch diese Anrede sein gepreßtes Herz erleichtern zu können. „Aber, wie ich dir schon gestern bis in die späte Nacht weitläufig auseinandergesetzt — du wirst sehen, diesmal geht deine Prophezeiung gewiß nicht in Erfüllung. Denn, bist du auch kein Jurist, betrachte doch nur einmal diese ganze, so hoch gravirende Complication von Indizien!“ — Dabei setzte er sich im Stuhle steif aufrecht, wie ein pedantischer Professor auf dem Katheder, ihr vordemonstrirend: „Also erstens das Gift, zweitens die zwei Ringe, drittens des Schäfers

Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, viertens und fünftens — der weitere höchst verdachterregende Umstand —"

„Aber, lieber Mann, das hast du mir ja Alles schon gestern mindestens zu drei verschiedenenmalen erklärt," fuhr Mutter Rosalie rasch dazwischen. „Und trotz alledem sag' ich mit meinem unjuristischen Frauenverstande, daß doch Alles ganz anders gegangen sein kann, als ihr rechtsgelehrte Männer es euch ausgesonnen habt. Bedenk' doch nur, lieber Christoph, es sind ja Geschworne, und keine Richter!"

„Ja, was Geschworne!" fuhr Vater Stark in unvermindertem Unglauben weiter: „Diese können auch nicht so mir nichts, dir nichts den Schäfer von aller Schuld weiß waschen, wo die Haussuchung und die Zeugenaussagen ihn so rabenschwarz hinstellen. Es hat doch Alles seine juristischen Grenzen. O, ich versichere dich: stundenlang bin ich heute Nacht in meinem Bett gesessen, und habe die ganze Verhandlung vor mir vorüberziehen lassen, ich weiß gar nicht, wie oft. Aber immer wieder hab' ich zum Schluß den Obmann sein Schuldig aussprechen hören. Und wie ich endlich vor lauter Nachgrübeln eingeschlafen war, da träumte ich auch richtig von einem kohlschwarzen Hund, der vergiftet vor seiner Hütte lag und die zwei Ringe in der Schnauze stecken hatte. Und wie ich dann die Ringe herausnehmen wollte, da ward er auf einmal wieder lebendig und biß mich in die Hand. Nun, und was solch' ein Hundsbiß zu bedeuten hat, das wirst du wohl noch von der seligen Dorothee her wissen. Die träumte damals von einem gebissenen Daumen, und der Hermann hatte seinen zerhauenen Backen. So ganz ohne sind eben solche Träume denn doch nicht. — Und was mich hauptsächlich darin bestärkt: siehst du, das ganze hiesige Gerichtspersonal sammt allen vier Advokaten waren gestern auf dem Casino derselben Ansicht. O ich sehe schon ordentlich die schadenfrohen Gesichter, besonders meiner eigenen neidischen Collegen, und dann dieser eifersüchtigen

Rechtspraktikanten. Und ganz gewiß wird Hermanns Mißerfolg gerade in diesem so wichtigen Kriminalfall ihn dann auch wieder gewaltig niederdrücken. Hm, hm, hm. Es thut mir wirklich gar zu leid für ihn. Hätt' ich doch lieber von dieser ganzen Geschichte gar nichts erfahren. Und wie steh' ich dann selber vor dieser Frau Forster da? Ach, und noch etwas ganz Anderes, davon ich jetzt gar nicht reden will! — Mein Gott, es muß doch immer Licht und Schatten sein. Sonst könnt' ich am Ende auf mein Vaterglück zu eitel werden. Also gut, es wird schon so sein müssen. Wie, was?"

„Ich habe dich ruhig ausreden lassen, guter Vater!" hub jetzt Rosalie wieder an mit der alten Ruhe, während er in seine zweite Tasse Kaffee niedersann, und gar nicht daran dachte, nur einmal daran zu nippen. „Ich bilde mir auch gar nicht ein, eine Prophetin zu sein, sondern nur eine einfache Frau mit ihrem Bischen Verstand für ihr Haus und ihre Pflichten. Aber so viel kann ich dir doch sagen, lieber Alter: ich hatte zwar heute Nacht keinen besondern glückverheißenden Traum, doch war ich heute Morgens, wie du weißt, in der Kirche. Und so sehr ich mir auch Mühe gab, um Hermann und den Ausgang dieser Verhandlung unruhig zu werden, so kam doch eine so wunderbare Ruhe über mein Herz, daß ich diesem bewußten Wachen doch noch ein wenig mehr Glauben schenke, als deinem unbewußten Träumen. Und wir wollen doch sehen, lieber Christoph, wer diesmal Recht behält, du mit deinem rechtsgelehrten Kopf, oder ich mit meinem unjuristischen Herzen."

„O geb' es Gott, daß du Recht behaltest! Diesmal wollte ich ja tausendmal gern Unrecht bekommen. Aber siehst du, jetzt hat es gerade schon acht Uhr geschlagen, und um halb acht ist der Postwagen immer schon da. O, hätte er es wirklich gewonnen, gewiß, auch er wäre mitgekommen."

„Aber der Postwagen kann sich ja heut auch verspätet haben,

oder die Verhandlung ist gestern gar nicht zu Ende gegangen, oder Hermann will sich bei der Professorin noch einen Tag ausruhen. Mein Gott, wie viel ist da nicht möglich? — Und überhaupt, sei's nun gut oder schlecht gegangen, seine Sache gut gemacht hat er ganz gewiß, und das ist mir die Hauptsache. Die Entscheidung lag ja nicht in seiner Hand."

„Ja, freilich kann er nichts dafür, aber trotz alledem fürcht' ich mich ordentlich davor, wenn er jetzt wirklich heimkommt, und hat es doch nicht gewonnen."

„Aber geh' doch, Alter, sich fürchten — vor seinem eigenen Sohn! —"

Und horch, stürmt es jetzt nicht überhastig die Treppe herauf? — Und die Thüre der Erkerstube wird blitzschnell aufgerissen. — „Vater — Mutter! — Victoria! — Freigesprochen! — Da bin ich wieder. — Ach, meine lieben, guten Eltern!"

Wer möchte da noch lang mit trägen Worten schildern, wie er ihnen um den Hals gefallen, und mit welcher Inbrunst die Beiden seine Umarmung erwiederten? — So laß ihn denn bei den glücklichen Eltern sitzen und ihnen Alles bis aufs kleinste berichten! — O, wer sähe es dem guten Vater Stark jetzt wohl noch an, daß er heute Nacht so bekümmert gewacht und die wenigen Stunden mit so quälenden Träumen geschlafen? War es doch, als habe sich auf seinem faltenreichen Gesichte plötzlich ein längst verronnenes Stück Jugend verjüngend niedergelassen! Und aus Mutter Rosaliens lieben Augen leuchtete ihr frommer Glaube während der Frühmesse nun als dankesfreudige Erfüllung.

„Nun, lieber Christoph," fragte sie lächelnd, „wer hat jetzt Recht bekommen, dein gelehrter Kopf oder mein einfältiges Herz? Dein im Traume gebissener Daumen oder meine im Wachen gefaltete Hand? — Ein klein wenig muß ich dich doch necken."

„Ja, neck' nur, gutes Rosalchen," sagte Vater Stark in heiterster Laune. „Heute lass' ich mir Alles gefallen. — Aber

auch dieser in den Gerichtsannalen so ganz unerhörte Fall! Auf eine solche Wendung konnte ja der allergelehrteste Jurist der ganzen Welt nicht gefaßt sein. Und insoferne habe ich mich mit meinen Scrupeln auch nicht im mindesten blamirt. Aber du, mein guter Sohn, hast um so viel hundertmal excellirt. Herr je, werden die Herren auf dem Casino heute Nachmittag Augen machen! Aber geschieht so Manchem von ihnen gerade recht. Was sind sie dir auch so neidisch!"

Mitten darin fiel es jetzt aber der besorgten Hausfrau schwer aufs Herz und sie rief aus: „Himmel, da lassen wir den guten Hermann nun fort und fort erzählen und denken gar nicht daran, daß er die ganze Nacht gefahren ist und gar noch nicht gefrühstückt haben wird. O nimm mir's nicht übel, lieber Sohn! Es war ja nur die jähe Freude, die mich so ganz darauf vergessen ließ. Aber der Kaffee soll im Augenblick fertig sein."

Wie sie sich dann rasch erhob, hielt sie Vater Christoph an der Hand zurück.

„Ja freilich, liebes Frauchen, freilich! wie wird ein Täßchen Kaffee ihm wohlthun in den nüchternen, verschüttelten Magen! Aber, nicht wahr, du lässest auch für mich noch ein wenig dabei antragen! Denn meine zweite Tasse da ist nun schon ganz kalt geworden. Und wenn auch kalter Kaffee, wie man gewöhnlich sagt, schöner machen soll, mein Gott, was liegt mir denn an all' meinen Runzeln, wo mein Herz wieder so jung geworden? Ein warmer Kaffee, jetzt mit solchem Glück bei Hermann getrunken, der wird mich doch noch viel schöner machen, als dieser da, der über meiner Bekümmerniß vorhin kalt geworden ist." —

Das war Donnerstag Morgens. — Als dann der gute Doctor endlich in seine Kanzlei hinunterging, und die Hausfrau, wie alltäglich um diese Stunde, in der Küche ihre Anordnungen gab, da tönte in Beider Herzen Hermanns überglückliches Erzählen noch gar lange wohlthuend nach, wie ein altväterliches

Lied von Elternglück und Sohnesliebe. Aber noch am traulichsten klang doch jene Strophe von Hermanns nahem Besuch auf dem Haidehof. Und ließ dieser auch noch kein einziges Wort von seiner verschwiegenen Liebe dabei verlauten, so bebte sie doch schon durch den ganzen Ton seiner Stimme, und durchs alte Erkerhaus wehte schon jetzt ein heimlicher Klang von dieser Liebe nahendem Segen.

So stehen zur Zeit des Vorfrühlings in Wald und Garten die Bäume noch laublos mit schwellender Knospe. Aber durch die linde Luft weht doch schon süßes Ahnen ins Menschenherz von all' den Liedern, die in den duftigen Waldhallen nun bald erklingen, von all' den Blüthenflocken, die nun die Erde bald überschneien werden. —

Und auch jener heißersehnte Sonnabend war für unsern Freund jetzt gekommen, so ewig lang auch der Freitag ihm dünken wollte, und dann noch die ganze, lange Nacht, und der träge Vormittag, der ihn von seiner seligen Wanderstunde noch geschieden. Aber endlich hatte doch auch sie für ihn geschlagen. Und Hermann trat zu seiner kurzen Waldfahrt bereit in die Erkerstube. Vater Stark war gerade vom Casino und seinem Nachmittagsspaziergange, den er schon Jahre lang auch ohne Dekan und Stadtmauer noch immer fortsetzte, wie alltäglich Punkt vier Uhr heimgekommen. Aber heute war er nicht sogleich in sein Studirzimmer gegangen, sondern erst herauf, um von Hermann sich zu verabschieden. — Mutter Rosalie stand neben ihm. Beiden war das Herz so seltsam befangen, als Hermann jetzt eingetreten war. Befangen? — Daß er an diesem milden Sommertag nun durch den Reichswald wandern will, um bei diesen guten Menschen mit offenem Herzen aufgenommen zu werden, und einen frohen Tag in ihrem Hause zu verleben, das macht euer Elternherz jetzt befangen? — Sag', lieber Begleiter, kannst du dir's wohl erklären, warum? — Aber auch er selber war es, und noch

viel, viel mehr als sie, als er jetzt von ihnen Abschied nahm, für eine so gefährliche Reise durch den gefahrlosen, klingenden, duftenden Wald, und auf eine so lange, lange Zeit — eine ganze Nacht und einen ganzen Tag. — Und er sprach zu ihnen mit bebender Stimme:

„Liebe Eltern, ihr wißt, ich geh' jetzt auf den Haidehof, wohin Frau Forster so freundlich mich eingeladen. Aber, lieber Vater, so sicher auch der Weg dahin ist, ich traue mir doch nicht recht, so ganz allein zu gehen. Du mußt mich begleiten! — Du, und auch die Mutter!"

Und ergriffen sah er vor sich hin. — Vater und Mutter Stark wußten diese räthselhafte Bitte gar nicht recht zu deuten, und sie sahen verwundert sich an. Da sagte endlich Vater Stark:

„Dich begleiten, lieber Hermann? Aber nimm mir's nicht übel, das würde sich doch wohl nicht recht schicken. Frau Forster hat mich eigentlich ja gar nicht förmlich eingeladen — und überhaupt — zwei volle Stunden zu Fuß gehen — wie, was?"

„Ja freilich," ergänzte Mutter Rosalie, „der Vater hat wohl Recht. Und ich kann eigentlich noch viel weniger mitgehen, wo ich doch Frau Forster nur ein einzigesmal gesehen, da sie mir mit ihrer Tochter einen flüchtigen Besuch machte. Geh' lieber erst allein, guter Sohn! Ein anderesmal fahren dann auch wir zum Gegenbesuche hinaus; und empfiehl uns einstweilen recht freundlich! Nicht wahr, so wird es besser und auch schicklicher sein? — Behüt' dich Gott, und sei eben recht vergnügt!"

Aber Hermanns wiederholte Bitte klang jetzt noch viel inniger.

„Nein, ihr müßt doch mit mir gehen! Aber nicht leiblich, nur mit eurem Herzen sollt ihr mich begleiten! Denn wißt, ich gehe jetzt zum Haidehof, zu werben um den mir von Gott gesendeten Engel meines ganzen Lebens. Vater, Mutter! ich bitt' um euern elterlichen Segen."

Und er sank vor ihnen aufs Knie, und sie legten die Vater- und Mutterhand auf das Haupt des treuen Sohnes. Dann schlossen sie ihn lang und innig in die Arme. Und Hermann riß sich von ihnen los. Thränen waren ihrer Aller einzige Worte.

Seid ruhig, ihr guten Eltern, weinet nicht! Euer Segen geht nicht verloren. Denn euer Sohn wird wahrhaftig mit ihr gesegnet sein! —

II.

Die Brautfahrt.

Und wieder einmal, lieber Begleiter, sind wir mit einander im alten Reichswald. Der mächtige Eichbaum, daran einst jene Rose die Maiglocken gebrochen, liegt uns schon im Rücken. Die Waldpfade sind schattig und kühl, ein solch duftender Riesenschild wehrt den Sonnenblitzen des sich neigenden Junitages. — Wie an jenem Morgen, da ich dich zum erstenmal in diesen Kaiserforst geführt, sind wir auch an diesem Abend ganz allein. Sieh' hin, nur zwei Rehe weiden dort im saftigen Graben. Lauschend reckt erst die Geiß den geschmeidigen Kopf empor; und jetzt der Bock. Aus dem Hohlweg der Tannenbucht tönt rascher Schritt herauf. Ihr kluges Auge späht umher, aber sie erschrecken nicht. Das ist keines Jägers lauernder Gang. Und behaglich weiter äsend ziehen sie langsam über die Lichtung, und ihre schlanken Gestalten verlieren sich allmälig im sonnigen Saume des jungen Eichenschlages.

Aber horch, immer näher hallt der rasche Schritt herauf. Schon taucht es dunkel hervor aus der grünen Dämmerung. Und siehe, jetzt tritt er aus den letzten Stämmen in das blendende Licht der offenen Waldstraße. Den leichten Krämpenhut in der Hand streift er weit aus der Stirne das triefende Haar. Aufathmend dehnt er die kräftige Brust im malerisch leicht anschlie=

ßenden Rock, darum die zierliche Reisetasche hängt. Und freudig offenen Auges schaut er umher in der grünen, rauschenden Welt — er selber eine junge, schwellende Eiche; das Urbild fünfundzwanzigjähriger, deutscher Mannesjugend.

Erkennst du ihn, lieber Begleiter?

Stilleren Schrittes geht er seine Straße weiter — nach Westen, wo sein Osten liegt.

Und siehst du, wie er so glückselig in sich verloren den Barbarossaforst durchschreitet, da neigen am Waldsaum schneeweiße Birken die grünlockigen Häupter vor ihm, und grüßen ihn flüsternd: „Grüß' Gott, jungfrischer Gesell! Wohin so lustige Reise?“ — Und die dunkeln Wipfel der Tannen rauschen verwundert den lichten Eichenkronen zu: „Ein glücklicher Mensch!“

Da hören dies seltene Wort die Meisen und Finken, die Drosseln und Amseln, und kommen neugierig zur Waldstraße herausgeflattert, und huschen in Haselnußstauden und Brombeerhecken, und wollen den glücklichen Menschen betrachten. — Der Grünspecht hält mitten im eifrigsten Picken ein, und lugt von seinem Fichtenstamme nieder. Sogar einen verwitterten Häher treibt es auf einen Weidenstumpf herbei. Ungläubig schielt er nach dem Wanderer hinüber, und gibt krächzend seine grämlichen Skrupel kund. Aber die Elster, die geschwätzige Waldfraubase, die muß ihn am allergenauesten sehen, setzt sich mit großem Geschrei mitten auf die Straße, und hüpft bald rechts bald links neben ihm her, vom Scheitel bis zum Fuß mit frecher Neugier ihn musternd.

Und wie die Vögel alle sich an dem frohen Menschenbilde satt gesehen, da gibt der pfiffige Fink vorlaut seine Weisheit zum Besten. „Ich hab's heraus, ei, ei, der ist verliebt.“ — „Freilich, liebe Kinder, auf der Brautfahrt ist er, ich seh's ihm in den Augen an,“ ergänzt gar weise zwitschernd eine erfahrene Drosselmutter, des Waldes kluger Rath. — Die Waldfraubase stimmt schnatternd ein und flattert weit voraus, bis ans Ende

des Waldes zum Jägerhaus. Sie muß ganz genau wissen, wohin sein Weg geht, um bei der Heimkehr sich im Walde wie immer wichtig zu machen.

Aber wie er jetzt in der Biegung verschwindet, da fliegen die andern Vögel alle wieder in ihr Walddunkel heim, und reden noch lange miteinander von dem glücklichen Menschen. Dem Häher selber, dem in diesem Jahr Unvermählten, kommen auf einmal wieder zu späte Freiergedanken. Die Ringeltauben girren zärtlicher in ihren grünen Häusern, und die Goldamsel singt mit der Drossel in die Wette, wie sie zur Zeit ihrer eigenen Brautwerbung nicht zärtlicher gesungen hatten.

Die Elster sitzt schon lange voll Ungeduld am Ende des Waldes auf dem Tannenwipfel, gerade gegenüber dem Jägerhause, damit ihrer Neugier ja nichts entgehen könne.

Der alte Förster mit eisgrauem Schnurrbart sieht in Hemdärmeln nach den Bienenkörben im kleinen Garten. Daneben in dem milchweißen Hause mit dem mächtigen Hirschgeweih schaut sein sechzehnjähriges Töchterlein von der Arbeit feiernd zum Fenster heraus, und plaudert zu ihrem kleinen Bruder über die Straße hinüber, der stillvergnügt unter einer Föhre kauert, und sein Stubenlamm sammt dem Mutterschafe hütet.

„Das ist sie gewiß, gewiß, es ist kein Zweifel," schnattert gar vorschnell die Waldfraubase, und hält einen langen Monolog über ihre kluge Berechnung, immer erregter, je näher sie ihn jetzt mit eiligem Schritt auf das Jägerhaus herkommen sieht. Aber sie hat sich doch verrechnet. Er sagt wohl dem Förster freundlichen Gruß, und nickt seinem Töchterlein zu mit heiterem Blick, daß dessen frische Wangen noch röther werden. Aber eilig geht er vorüber. — Die war es nicht.

Die Elster schüttelt bedenklich den Kopf, und sieht ihm ärgerlich nach, voll Zweifel, ob sie ihm noch weiter folgen solle.

Aber siehe, wie er jetzt mit einemmal auf der steil anhebenden

Steige seine Schritte beflügelt! — Schon steht er oben an des Reichswaldes letzten Stämmen; schon schaut er nieder auf die Hügel und Thäler, die weithin des Abends blauer Duft überhaucht. Hastig späht er umher, wo er sie wohl entdecken möge, die ihm noch unbekannte, einsame Stätte seiner ersten Liebe. All' die rauchenden Dörfer zur Rechten läßt rasch sein Auge liegen. Die sind es nicht. Aber links, dort wo der Reichswald in mächtigem Bogen in die Ebene sich niederzieht, wo in seinem dunklen Arm die braune Haide liegt, — o dort, ganz dicht am Tannensaum, der mauermächtige, duftumwobene Bau, gewiß, das muß es sein, seiner Sehnsucht, seiner Liebe glückselig Wanderziel — der alte Haidehof.

Und lange sieht er nach ihm hinunter. Die Abendglocken läuten nah und fern in den Dörfern den morgigen Sonntag ein. Frohe Andacht beschleicht sein Herz. Und mit umschleierten Augen steigt er sinnend nieder.

Der Elster auf ihrem Tannenwipfel ließ die unbefriedigte Neugier doch keine Ruhe, und sie flog ihm weiter nach, sogar über den Reichswald hinaus, in eine ihr völlig unbekannte Welt. Und wie er jetzt in stillem Liebestraume drunten über den Haidegrund wandelt, flattert sie ihm als unberufener Kourier seiner Sehnsucht voran, und wartet immer wieder auf ihn, von einem hohen Markstein zum andern, die in spärlicher Reihe bis zu dem alten Gehöft aus dem Ginster ragen — zur Winterszeit die sicheren Führer über die schneebegrabene Fläche.

Sieh', jetzt liegt der alte Haidehof schon auf hundert Schritte deutlich vor ihm. Jeden Quaderstein kann er an den grauen, massigen Mauern erkennen. Vom spitzbogigen Eingangsthor blickt das adelige Steinwappen verwittert und halb zerschlagen — ein historisches Denkzeichen jener Zeit, da einst aufständische Frohnbauern den damaligen Edelhof ihres Grundherrn zu stürmen versucht. Als hab' es diese Schreckensnacht bis zur Stunde nicht

vergessen, so voll stummen Trutzes ragt auch jetzt noch das kastell-artige Viereck in den dämmernden Abend. — Welch' ernstes Bild einer einsamen Menschenwohnung, nur Wald und Haide zum schweigenden Nachbar! — Wer sollte wohl ahnen, daß sie drinnen so heitere Menschen beherberge, und gar, daß sie ein Garten sei, den solch' verborgene Rose schmückt? — Viel eher möchte man wohl denken, daß dort aus dem räthselhaften, vielhundertjährigen Hügel mitten auf der Haide, den die Volkssage zum Hünengrab gestempelt, um Mitternacht gewaffnete Heldengeister in diese Mauern einzögen, um über des deutschen Reiches Nothstand zu berathen, mit klirrendem Schwert in gespenstigem Umtrunk.

Aber was ahnt unser Brautfahrer jetzt von Hünengeistern und ihrem Grabe, so nahe nun auch sein Fuß es berührt? — Nur die Haideblumen sieht er, die es umwuchern; nur nach deren Schwester späht sein Auge, ob sie sich von keinem Fenster ihm entgegenneige. — Aber alle sind leer. Da bückt er sich rasch. Vom Hünenhügel geborgen bricht er einen Strauß. Dann zieht er einen Streifen Papier aus der Reisetasche. Geschickt versteckt er ihn unter den Blumen. Zum wolkenlosen Himmel thut er einen großen Blick, und wieder hat er den inhaltsreichen Strauß verborgen. Was wohl auf dem Blatte geschrieben steht? —

Jetzt schaut er nochmals umher in der weiten Runde. Welch' hehre Stimmung in dieser Einsamkeit! Die einförmige Haide umschließt in dunkler Umarmung der stundenweite Reichswald. Eine Hügelkette, die vom tannenschwarzen Halbkreis in blauem Schimmer sich abhebt, mischt den einzigen milden Ton in dieses ernste Wald- und Haidebild. Und eine Meile weit, von schroffem Felskegel vorspringend, schaut eine gebrochene Ritterburg herüber zum Hünengrabe. — Ein sicherer Markstein taggewordener Geschichte zum zweifelhaften Denkmal nebelumwobener Sage. — Dazu dieses große Schweigen über dieser Abendlandschaft, daß deren Beschauer fast den eigenen Herzschlag hört! Sogar die Haide hat aufs

Flüstern, der Wald auf sein Rauschen vergessen, und die Vögel sitzen stumm in ihren Nestern. Nur dort am Tannensaume weiden die Schafe. Auf den Hirtenstab gestützt sieht ein weißbärtiger Greis vor sich hin. Das ist der alte Großvater. — Daß doch jetzt der Maler fehlt, um diese mächtige Stimmung festzubannen! . . . Fast will es unserm Brautfahrer ungastlich werden. Ist das der Willkommgruß? Späht noch immer kein sehnsüchtig Auge nach ihm aus? Und wie herzlich ward er doch eingeladen! — Doch horch, jetzt fängt es drinnen an zu klingen. Eine seltsame Weise, bald weich anschwellend, bald in stürmischen Wogen brausend, und wieder zerrinnend in ruhig fließenden Strom. O das ist ihre Hand! Ist aber auch ihr Herz dabei, und denkt es wohl jetzt auch an ihn, und ist das nur ihrer eigenen Sehnsucht vieltöniges Lied?

In solches Lauschen verloren wäre er wohl noch länger an dem Hünengrabe stehen geblieben, als in dem Eckzimmer zu ebener Erde, das halb auf die Haide, halb in den Wirthschaftshof herausging, eine Gestalt ans Fenster trat, die offenbar nach ihm hinübersah. Es war Frau Forster; denn drinnen klang die vorige Weise noch immer fort. Hermann grüßte und schritt rüstig vorwärts. Eine freundlich winkende Hand erwiederte. Dann ward das Fenster wieder leer. Zugleich war auch das Spiel drinnen still geworden.

„Jetzt weiß sie, daß ich komme," dachte Hermann, und sein Puls ging rascher. „Er kommt!" klopfte mächtig Helenens Herz. Und von ihrem Flügel, dem sie in sehnsüchtigstem Gedenken an ihn diese Weisen entlockt, die ihr besonders lieb geworden, trat nun auch sie ans Fenster, nachdem die Mutter eben aus dem Zimmer durch die sogenannte „Feldthüre" trat, die unmittelbar vom Wohnhaus ins Freie führte. Durch eine kleine Anlage von jungen Waldbäumen und Ziersträuchern, die das einförmige Haideland wohlthuend unterbrach, ging jetzt Frau Forster dem rascher Nahenden bis an den Fußpfad entgegen.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, lieber Herr Doctor!" Mit diesem Gruße reichte sie ihm die Hand. „Nicht wahr, der Weg zu uns ist doch ein wenig weiter, als Sie gedacht? Und wir wohnen hier wie außer der Welt. Aber ich hoffe, es soll Ihnen doch bei uns gefallen."

„O recht guten Abend, Frau Forster!" erwiederte Hermann mit kräftigem Händedruck. „Aber gefallen? Das ist ja viel zu wenig gesagt für einen Ort, zu dem es mir so mächtig das Herz hingezogen. Und schon jetzt, so ernst auch dieses Wald- und Haidebild, heimelt's mich doch schon wunderbar an. Mein Gott, wir sehen ja die ganze Außenwelt nur von innen heraus. Es ist Alles ja nur Stimmung. Und die meinige ist hier die glücklichste der Welt."

„Nun freilich," erwiederte die weitgereiste, herzenserfahrene Frau, um ein wenig abzulenken. „So werd' ich ewig daran denken, wie ich ein Vierteljahr nach dem Tode meines seligen Mannes mit Helene von Camaldoli auf das Paradies von Neapel herabgesehen; und ich hätte mich dort zu Tode weinen können, so traurig machte mich all' diese Herrlichkeit. Und jetzt füllt diese arme Haide das ganze Herz mir aus. — Aber vor Allem, wie geht's Ihren guten Eltern, und haben sie sich denn recht gefreut über Ihr rasches Heimkommen und Ihre gute Nachricht?"

„O gewiß! Ich wollte, Sie wären dabei gewesen. Es war ergreifend. Ja, meine Nacht im Postwagen hatte sich daheim überreich gelohnt. Und auch außerdem war sie so schön, o so wunderbar schön — dieser Sternenhimmel über mir und in mir — wahrhaftig, es war eine Nacht, wie aus einem Zaubermärchen. Mein Lebtag' vergess' ich sie nicht!"

Wie diese Worte jetzt durch die jasmindurchwürzte Luft ins Fenster hineinwehten, und mitten in Helenens ängstlich lauschendes Herz! Wie hätte sie mit ausgestreckten Armen ihm entgegenfliegen mögen! Aber das durfte sie ja nicht. Sie mußte ruhig

harren, bis er an der Hand der Mutter hereintrat. Und auch dann — was durfte sie ihm auch dann viel Liebes zum Willkomm sagen? Einen „guten Abend“ und eine Hand. Das war Alles. Denn so gebot es ihr jungfräuliche Sitte. Und wie hatte er doch sie vorhin so begeistert gegrüßt, da er von jener Zaubernacht sprach! Auch der Mutter Willkomm war so freudig. Und nur sie allein sollte dann so scheinbar freudlos ihn hier empfangen? Da blitzte rasch ein Gedanke durch ihr geistreiches Köpfchen. Und ihr sittsames Herz verbot ihr ihn nicht. Ohne langes Bedenken setzte sie sich ans Klavier. Und wie die Beiden noch plaudernd draußen standen, klang es drinnen mit mindestens so beredtem Ausdruck, wie jene Posthornweise:

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein, als da gehen,
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!“

Helene wiederholte gerade den Refrain in so volltönendem Accord, als ihre kleine Hand umspannen konnte, da trat die Mutter mit Hermann herein. Sie stand auf, grüßte mit freundlichem Kopfnicken, und sagte nichts, als: „Guten Abend, Herr Doctor!“

Hermann erwiederte mit einem einfachen, herzlichen: „Grüß' Sie Gott, Fräulein Helene!“ — Dann gaben sie sich die Hand, aber nur ganz flüchtig. Das war Alles? Der ganze Willkomm nach solcher Sehnsucht? — O warum denn auch noch mehr? — Hat ihr Herz ihn denn nicht schon heimlich begrüßt so vielmal als Stern' am Himmel stehen? Und wer zählte sie alle? — Was sollen da noch Worte, die doch nur kaltes Schweigen sind gegen

solch unergründlich klingenden Liebesgruß? Was soll da noch ein langer Druck der Hand, wo die Lippe schon sich sehnt nach dem bräutlichen Kuß? Wo die Stunde schon so nahe, da ihre verlobten Herzen sich bald Alles, Alles sagen dürfen, wo der ganze Himmel ihres Glückes bald offen aus ihren Augen leuchten darf — was sollen sie jetzt nicht die paar flüchtigen Stunden noch harren, und Aug' und Mund noch beschränken?

Helene ging hinaus, wie die Mutter ihr zugeflüstert, und kehrte schnell mit einem Glas Rheinwein zurück, das sie auf einfachem Porzellanteller Hermann kredenzte. Das durfte nur die Tochter des Hauses und keine andere dienende Hand. So wollte es die gute, alte Sitte der Gastfreundschaft, wie Frau Forster sie strenge bewahrte. Dann führte die Hausfrau selber den lieben Gast hinauf in sein Zimmer, damit er sich's bequem mache. In zehn Minuten, so bat sie ihn, möge er zum Nachtessen wieder herunterkommen; und eben wollte sie ihn mit dem lieben Worte verlassen: „Und nun lassen Sie sich's eben in unserm Hause recht, recht heimisch werden! Wir können Ihnen zwar nur wenig bieten, aber das Wenige ist gut gemeint —" da ergriff Hermann ihre Hand und hielt sie lang in der seinen:

„O lassen Sie das gut sein, Frau Forster! Denn glauben Sie mir: würde jetzt die Haide da draußen in ein Paradies umgezaubert, und Ihr einfaches Haus in den reichsten Palast mit den auserlesensten Schätzen und Genüssen, aber es fehlte drinnen ein einziges, liebes Wesen, so wäre ich in diesem Paradies und seinem reichen Palaste doch nur ein unsäglich armer Mann gegen den unendlichen Reichthum, den diese arme Haide und Ihr einfaches Haus für mein Herz heut Abend umschließt."

Erst jetzt ließ er ihre Hand wieder los. Frau Forster sagte: „Auf Wiedersehen!" Sonst nichts. Aber im Ton und Blick, mit dem sie das sagte, lag die ganze Antwort, die Hermanns Herz vollauf befriedigte.

Seine Toilette war schnell vollendet. Dann sah er sich in seinem Gastzimmer um. Wie einfach, aber geordnet war Alles darin bestellt! Hierauf trat er wieder ans Fenster, und schaute über die Haide zum Reichswalde. Welcher Friede wehte auch jetzt in sein Herz, welches Ahnen glücklichster Zukunft überkam sein junges Leben! — Zehn Minuten darauf ging er wieder hinunter ins Wohnzimmer, wie Frau Forster ihn gebeten. Aber zuvor hatte er noch aus seiner Reisetasche jenen Strauß von Haideblumen genommen und ihn sorgfältig verborgen.

Drunten ging gerade eine Dienstmagd, die den Tisch zum Nachtessen gedeckt, aus der Stube. Helene nahm jetzt noch aus dem Eichenschranke fein geschliffene Gläser und Krystallschalen mit Früchten, und stellte Alles mit häuslich ordnendem Schönheitssinn zurecht. Schon der bloße Anblick des Tisches sollte dem lieben Gaste behaglich sein. Dann nahm sie vom offenen, weinlaubumrahmten Fenster eine Vase voll Rosen, die sie erst vorhin in ihrem eigenen Garten gebrochen. Ein mildes Lächeln umspielte ihr liebes Gesicht, als sie mit dieser festlichen Zierde das Ordnen des Tisches vollendete. Denn ihr Herz dachte: „So wird es ihm wohl gefallen."

Hermann trat herein. Welch' günstiger Augenblick für seinen Strauß! Ohne langes Besinnen zog er ihn hervor, und flüsterte mit hastiger Vertraulichkeit: „O bitte, nehmen Sie schnell diesen Haidestrauß! doch verbergen Sie ihn wohl! denn er redet eine Blumensprache, die ich ihn gelehrt. Und versprechen Sie mir's, erst beim Schlafengehen seine Worte zu lesen! O es steht darin viel, unendlich viel für Sie geschrieben."

Wie ihr da doch geschehen! — Vor der offen gebliebenen Thüre hallte der Mutter Tritt. Wohin die Blumen nur schnell verbergen? Sie wollte seine stürmische Bitte doch erfüllen. Und es wird ja doch kein Unrecht sein? — Noch ein zögernder Augenblick, und der Strauß war verborgen an seinem liebsten, sichersten Ort — an ihrem hochklopfenden Herzen.

Frau Forster kam herein. Hermann trat eilig ans Nebenfenster und studirte die verschiedenen Formen des Weinlaubes, ohne nur ein einziges Blatt zu sehen. Helene machte sich am Tische mit neuem Ordnen zu schaffen, was aber diesmal vielmehr ein Verwirren gewesen. Frau Forsters Auge sah auf den ersten Blick, daß diese beiderseitige Beschäftigung wohl nicht besonders ernstlich gemeint sei, besonders da Helene gerade ein Kelchglas unter die Früchtenschalen stellte und dafür ein Brodkörbchen auf ein Gedeck. Aber sie berührte die sichtliche Befangenheit der Beiden mit keinem Worte. Mit der alten ungezwungenen Freundlichkeit lud sie Hermann zum Essen ein. Und da die Drei beieinander saßen — die Mutter zwischen ihnen Beiden — da wußte sie mit heiterem Gespräch auch die letzte Spur von Befangensein aus Hermanns und Helenens Mienen abzustreifen, und unbefangenes Geplauder würzte das trauliche Nachtmahl.

Dazwischen dachte die Mutter für sich:

„Hatten sie sich vielleicht vorhin ihre Liebe gestanden? — Mein Gott, wie sollte mein Mutterherz über diese Möglichkeit erschrecken? — Daß die Beiden sich lieb haben, weiß ich ja längst und freue mich darüber aus ganzer Seele. Was mach' ich einen Hehl daraus? — Wie viele Töchter, und seien sie noch so züchtig und der Mutter ergeben, gestehen wohl ihre erste Liebe erst nach eingeholter Erlaubniß der Mutter, und in deren Gegenwart? Die Heimlichkeit ist ja dieses süßen Geständnisses uraltes und auch unschuldiges Vorrecht. Wie wollte ich's nun diesen Beiden verwehren oder unzarten Wortes bereden, wo ich es einst selber geradeso gethan, da ich jung gewesen und jung geliebt? — Und mein Kind weiß ja, daß ihre Liebe mich freut und mein Segen ihr nicht versagt bleibt. Darum nur keine ungesunde moralische Krittelei! Wären nur alle Töchter so reinen, gehorsamen Herzens, wie die meine, und alle jungen Männer so lauter und ehrenfest wie dieser! — Mein Gott, was gäb' es glückliche Mütter!“

Der Abendtisch, einfach, aber mit feinstem Geschmack bestellt, war zu Ende, und Frau Forster sagte, da sie aufstand:

„Nun aber, mein lieber Herr Doctor, nun müssen Sie doch auch meine Wirthschaft sich noch ein wenig ansehen, meinen Hof, meine Ställe, Felder und Wiesen, auf das Alles ich schon ein wenig eitel bin, wie ich gerne gestehe. Sonst möchte es Ihnen am Ende den Schlaf verderben, wenn Sie darüber nachgrübeln müßten, wo denn eigentlich der Boden meiner ökonomischen Thätigkeit liegt, deren ich mich in Ihrem Hause so gerühmt habe. Es ist schon Manchem so ergangen, der bei seinem Kommen nur Wald und Haide gesehen, und umsonst nach Feld und Wiese geforscht hat. Aber diese liegen alle von hier aus ganz versteckt dem Haidehof im Rücken. Und sehen Sie ihn sich von dort aus an, so erkennen Sie sein Bild gar nicht mehr, freilich lange nicht so poetisch, wie das erste. Darum sagt Helene immer scherzweise: wir wohnen zwischen Poesie und Prosa. Gegen Osten die Poesie von Wald und Haide, gegen Westen die Prosa von Acker- und Wiesenland. — Und so ist es auch gerade recht vertheilt, wie Sonnenauf- und Untergang, beides dem Menschen gleich nöthig. So hat die Poesie des Lebens den festen Untergrund und seine Prosa wird veredelt durch geistigen Inhalt. Nun kommen Sie, wir haben gerade noch ein halbes Stündchen Tag, um Alles wenigstens von weitem Ihnen zeigen zu können."

Frau Forster in Helenens Geleit führte jetzt ihren lieben Gast durch eine andere Thür in den ungeheuren Wirthschaftshof, dessen Viereck rechts und links von massiven Scheuern, Ställen und Schuppen umschlossen ward. — Was Frau Forster von Poesie und Prosa ihres Besitzes überhaupt sagte, konnte füglich auch vom Haidehof selber gelten. Herrschte draußen, von der Haide gesehen, das Poetische seines Bildes entschieden vor, in seinem Innern gewann der prosaische Eindruck zuerst die Oberhand. Und kein auch noch so heißblütig für germanische Reckenzeit schwärmender

Beschauer hätte in diesem Wirthschaftshofe jenen Traum von gespensterhaft darin zechenden Hünengeistern mehr festgehalten, der draußen vor dem kastellartigen Anblick und dem Haidehügel, namentlich zur Dämmerzeit, so leicht die Phantasie befangen konnte.

Und doch, trotz alledem — wer diesen Wirthschaftshof ein wenig aufmerksamer betrachtete, der konnte auch in dieser scheinbaren Prosa gar bald ein Element gesundester Poesie herausfühlen, die zwar nicht in sentimentaler Lyrik, aber doch ganz gut in einer epischen Idylle zu verwerthen gewesen. — Welcher Ordnungssinn, der weit über die bloße Rücksicht auf Nutzen hinausging, sprach jeden Beschauer hier an! Kein Grashalm wucherte rings aus dem reinlichen Kies. Wie Soldaten in Reih' und Glied standen in den offenen Schuppen die Wagen, Pflüge und Eggen. Das Steinpflaster vor den Ställen, und drinnen der mit Platten belegte vierfache Gang in der aus rothen Backsteinen gewölbten Halle, jeder Stein war mit solch' holländischer Aengstlichkeit blank gescheuert, daß sich auch der feinst beschuhte Damenfuß nicht vor dessen Betreten zu fürchten hatte. — Und nun dieses rührige Leben darin von Thieren und Menschen! Es war wirklich ein Vergnügen, diesem halben Hundert wohlgepflegter Schwyzerkühe jetzt zuzusehen, mit welch behaglichem Kopfnicken sie aus der Holzraufe die doldige Kleeranke niederziehend zermalmten; und wie die eine und andere sich dazwischen nach der ihnen gar wohlbekannten Herrin umsah, und mit zufriedenem Gesicht ihr zubrummte. Selbst die zwei Prachtexemplare ostfriesischer Zuchtstiere, von denen je einer vorn als trutziger Flügelmann stand, sie neigten besänftigt den wulstigen Nacken und milderten den wilden Blick, als Frau Forsters Hand zu gewohntem Gruße jedem an der mächtig breiten Stirne kraute. Dazwischen saßen die Mägde beim eichenen Melkkübel auf dem Schemel mitten unter ihren Pflegbefohlenen. Und frische Lagerstatt streuten die Knechte. War das ein friedliches Tongemisch von Rieseln, Summen und

Zermalmen! Aber kein rohes Wort ward gehört, kein Fluch noch Schlag. So gebot es der Herrin mildstrenge Zucht. Nur im Kälbergange, dieser Kinderstube mitten im Wohn-, Schlaf- und Speisesaal der Erwachsenen, hub jetzt ein ungeduldiges Blöken an, und in possirlichen Sprüngen zerrten die bereits der Muttermilch Entwöhnten an der Kette. Denn die Kälbermagd mit dem nahrhaften Malztrank trat jetzt zu ihnen heran. Da wollte jedes zuerst daraus schlürfen.

Und nun sagte Helene: „Hören Sie, Herr Doctor, wie das jetzt schreit und springt? — Und nun haben Sie die großen hier lange genug betrachtet, und der Mutter verdientes Lob gezollt. Jetzt müssen Sie auch zu meinem Kindervolke kommen, denn diese Kleinen stehen unter meiner Aufsicht."

„Wie, Fräulein Helene?" fragte Hermann verwundert. „Sie bekümmern sich auch um die Wirthschaft und haben für Kälberzucht Sinn und Verständniß? Ei sieh', das hätt' ich Ihnen wirklich nicht zugetraut."

„Ei, warum denn nicht?" erwiederte sie heiter. „Ich bin ja mit der Wirthschaft aufgewachsen. Da werd' ich doch auch was davon verstehen, und mich darum kümmern. O das thun noch ganz Andere. Als wir vor zwei Jahren auf den großen Gütern in Schottland waren, hat sich sogar eine hochgebildete Herzogstochter um die Kälber gekümmert, und mir zum Abschied ein eigenes Gedicht über das Lob der Landwirthschaft ins Album geschrieben. Das sollen Sie morgen lesen! Und ich, die ich noch mein Lebtag keinen Vers gedichtet, darf doch auch meine kindische Freude daran haben, wenn dieses junge Volk unter meiner Aufsicht recht gedeiht und lustig blökt und drollige Sprünge macht. Und geben Sie nur Acht, wie sie Alle mich kennen! Ich hab' auch jedem seinen Namen gegeben, den sie dann auch später behalten. O, den wissen sie ganz genau. So sehen Sie's nur selber!"

Hermann hatte für diese ihm bisher fremde Seite in

Helenens reichem Wesen noch gar nicht die rechte Erwiederung gefunden, als er schon mit raschem Schritt ihr gefolgt war. Und nun rief sie mit liebstem Tone, da sie mitten in den Gang getreten: „Mimeli, Puck, Elsy, Betty, Hertha, Fritze..... Sehen Sie, Herr Doctor, wie sie alle mich kennen? Ist das nicht wunderlieb von diesen guten Thieren?" — Und ihre Augen glänzten vor Freude, wie sich dieses und jenes nach ihr umsah. Ob aus Zufall, ob mit Bewußtsein, was lag daran? Ihr Glaube machte sie glücklich. Dann trat sie zum allerletzten, das allein mit trübem Aug' auf seinem Strohlager kauerte; mitleidig beugte sie sich zu ihm nieder und legte die Hand auf seinen Kopf. „Aber sehen Sie da, meine Emmi! Das ist mein armer Patient. Da haben sie nicht Acht gegeben, und da hat es von dem herübergefallenen Klee gefressen, wo es eben erst abgewöhnt war. Das ist nun von allen mein liebstes Thierchen, weil es meine Sorge am nöthigsten hat. Wenn ich's nur aufbringe! Denn sehen Sie nur, wie schön es gezeichnet ist."

„Helene, es ist Zeit, daß wir gehen," mahnte Frau Forster.

„Ja, liebe Mutter," sagte sie und kam unverweilt vorwärts.

Im Vorbeigehen unterließ sie aber nicht, die Magd noch besorgt zu fragen: „Hat es heut Abend ein wenig Milch genommen?" — „Nein, Fräulein, keinen Tropfen!" war die Antwort. „Ich hatte mir alle Mühe gegeben, aber es ging nicht. Der Brand ist zu stark." — „Das arme, gute Thierchen! So muß es elend zu Grunde gehen. Wie dauert's mich!"

Mit diesen Worten ging Helene mit Frau Forster und Hermann wieder in den Hof. Unter der Thüre flüsterte er ihr noch zu: „Sie haben noch nie einen Vers gedichtet? — Aber tiefpoetisch sind Sie doch!"

Helene sah ihn dankend an mit einem großen, unaussprechlichen Blick. Das war auch ein Vers aus dem Gedicht ihrer schönen Seele.

Doch auch für die Mutter hatte Hermann ein freundliches Wort: „Wie dank' ich Ihnen, liebe Frau Forster, Sie haben mir einen ungeahnten Genuß bereitet! Denn, offen gestanden, mir kam der Besuch bei diesen selten schönen Thieren interessanter und poetischer vor, als gar manche Gesellschaft mit alltäglichen, prosaischen Menschen."

Und hätten sich in dem mit eisernem Gitter umfriedeten Geflügelhofe die ganze Inwohnerschaft der vielartigen Hühner und stolzen Hähne, der purpurnasigen Truthühner, gespreizten Pfauen, und farbenschillernden Enten, nicht schon in die Gemächer ihres gothischen Holzpalastes zurückgezogen gehabt; hätte Hermann es mit ansehen können, wie dieses buntfarbige Flügelvolk gackernd und krähend, kollernd und schnatternd beim Morgen- und Abendimbiß auf ihre holde Nährerin getrippelt und gewatschelt kam, wenn sie aus ihrem Weidenkörbchen Haferkörner streute, — gewiß, auch dieses idyllische Schauspiel hätte sein gutes Theil zu Helenens und dieses Hofes Poesie beigetragen. Aber noch viel mehr Schade war es jetzt, daß auch des Taubenschlags vielgliedrige Familie schon süßen Schlummers pflegte, als deren liebste Wärterin jetzt unter dem kunstreich geflochtenen, glockenverzierten Hause stand. Hätte er erst mit angesehen, wie die Tauben droben aus Freude bei ihrem Nahen schon die weißen Schwingen lüfteten, und dann eine nach der andern vertraulich zu ihr niederschwebte, sich auf ihre Schultern und Hände, sogar auf ihre Haare setzten, und ihr die Semmelbrosamen mit den rosigen Schnäbeln behutsam vom Finger pickten — o wäre ihm auch bis jetzt die frische Poesie dieses Wirthschaftshofes noch gar nicht aufgegangen gewesen, bei dem reizenden Bilde dieser Taubenfreundschaft hätte sie wahrhaftig mit aller Macht sein Herz endlich überkommen.

Gehen wir mit unserem Freunde nun auch noch durch das breite Hofthor hinaus, um die Felder und Wiesen zu besehen, die

gegen Westen in großer Fläche sich ausdehnen! Aber die Nacht brach schneller herein, als Frau Forster berechnet hatte. Und so begnügte sie sich, ihren lieben Gast für heut Abend nur an den Feldrain zu führen und ihm von dort aus einen flüchtigen Blick zu gewähren.

„Nun wissen Sie doch wenigstens, wo der Boden meiner ökonomischen Thätigkeit liegt, und morgen haben wir zu längeren Spaziergängen Zeit genug. Seien Sie mir nur nicht böse darum, daß ich Sie so bis in die Nacht hinein belästigt habe! Aber, mein Gott, was man eben selber so lieb hat, möchte man auch sogleich Jenen zeigen, die unserem Herzen näher stehen. Nicht wahr, diese kleine Schwäche entschuldigen Sie wohl? Nun kommen Sie, Sie werden müde genug sein."

„O, müde! Wo denken Sie hin?" erwiederte Hermann; „die ganze Nacht könnt' ich in solcher Gesellschaft Felder und Wiesen durchwandern. Weiß ich doch jetzt, daß ich Ihrem Herzen nahe stehe. Und was wäre mir lieber, als dieses Bewußtsein?"

Bald waren sie wieder ins Wohnzimmer zurückgekehrt. Frau Forster lud zum Schlafengehen ein. Aber Hermann erwiederte: „O bitte, gönnen Sie mir nur noch ein Viertelstündchen! Fräulein Helene muß mir noch was in den Schlaf mitgeben. Dieselbe Weise, die Sie heut Abend spielten, als ich noch draußen auf der Haide ging, diese lassen Sie mich jetzt noch einmal hören! Denn es klingen mir diese Töne noch immer wie von ferne durch meine Seele, und ich möchte sie so gerne darin heimisch werden lassen. Sie erlauben es ihr ja wohl, Frau Forster?"

„O gewiß, herzlich gern! Aber was meinen Sie für ein Lied, Herr Doctor?" fragte die Mutter.

„Das ich zu allerletzt gespielt, das alte Volkslied: So viel Stern' am Himmel stehen?" fragte Helene mit bedeutsamem, aber ängstlichem Ausdrucke. „Sollte Ihnen das wirklich unbekannt sein?"

„O, nein, dieses nicht!" beruhigte sie Hermann durch Ton

und geheimen Blick. „Das hab' ich mir erst vor ein paar Tagen des Nachts auf einem Posthorn blasen lassen, und wie ein süßes Echo hat es später mein Herz umklungen. Nein, dieses alte Volkslied kenn' und lieb' ich schon lange. Aber jene andere Weise meine ich, die Sie zuerst gespielt. Die ist mir fremd und doch hab' ich Verlangen danach. Sie war so schön. Wie heißt sie nur?"

„Ach, diese!" sagte Helene, innerlich aufathmend, da sie nun wußte, daß ihr damaliges Ahnen von jenem Posthornliede sie nicht getäuscht, und er ihren heutigen Gegengruß verstanden habe. „Nun, das ist auch eine Volksweise, aber eine schottische. Von dorther bracht' ich sie mit. Wer kann's wissen, wer sie erfunden? Was die Meereswogen sagen — so steht einfach auf dem Titelblatt. Sonst nichts. Aber, Sie haben ganz Recht, Herr Doctor, es ist eine wunderbar ergreifende Weise, und ich spiele sie oft und gerne, weil das Herz sich so viel denken kann unter diesem Liede der Meereswogen. Nicht wahr, liebe Mutter? Denn du sagtest mir einmal, es klinge darin das ganze Menschenleben."

„Ja, liebes Kind, das meine ich noch heute. Deines jungen Lebens Wogen freilich, sie fließen noch gar ruhig dahin und wissen noch nichts von Sturm, davor Gott dich behüte. Nun spiele, mein Kind!"

Und Helene ließ die Meereswogen reden. Da war ihr, als hätte sie nie zuvor ihre geheime Sprache so verständlich gehört. Auch der Mutter geschah es also. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber mit Meeresstille und mit Sturm. Regungslos sah sie auf ihre im Schooße gefalteten Hände. Hermann hielt die seine vors Gesicht, damit er innerlicher lausche. Nur vorwärts schaute sein Geist; nur auf eine weite, sonnenumglänzte See, darauf seines Lebens Schiff wie ein majestätischer Schwan mit vollen Segeln einherzog, mit Menschenglück ganz voll beladen. Was kümmerte seine Seele jetzt der Sturm, der durch die zitternden Saiten brauste? — Seinem Leben sagten ja die Meereswogen

nichts davon. Ihm galt allein die heitere, sonnige Stille, mit der Helene ihr vielstimmiges Erzählen beschloß.

Und er stand auf wie aus einem Traume, gab Helenen die Hand, dann der Mutter, und sagte nichts, als: „gute Nacht!"

Aber was lag im Tone dieser zwei einzigen Worte? Darauf trennten sie sich und gingen schlafen. —

Wie hatte Helene diesen Augenblick des Alleinseins ungeduldig ersehnt! O, jetzt, in ihrem einsamen Schlafzimmer, jetzt durfte sie ja endlich den Haidestrauß aus ihrem Versteck erlösen und ihn zu sich reden lassen in der Blumensprache, die er ihn gelehrt. So hatte sie's ihm gelobt und auch gehalten, so heiß ihr auch das Herz oft geworden unter dieser Sehnsucht, die in den verborgenen Blumen geglüht. Denn mit Ungehorsam, und hätte ihn auch kein Auge als Gott und das ihre gesehen, wollte sie nicht um Alles ihre junge Liebe beflecken.

Und kaum hatte sie jetzt die Thüre hinter sich geschlossen, da lag der Strauß auch schon zerstreut auf dem Tische. Mit zitternder Hand entrollte sie das Blatt, und ihr Auge durchflog es leuchtend:

„Es kam wohl übers Haideland
Ein fremder Mann geschritten,
Der brach uns ab mit bebender Hand
Und thät gar sehr uns bitten:
Ihr Haideblumen roth und blau,
Ihr sollt mir Botschaft tragen
Zu einer wunderlieben Frau,
Der sollt von mir ihr sagen:
In Maienglocken zum erstenmal
Ihr Bildniß mir erblühte,
Daß seiner Schönheit lichter Strahl
Mein innerst Herz durchglühte.
Da sah ich sie erschreckt von mir
In banger Flucht enteilen. —

Ihr Haideblumen, nun helfet ihr,
Daß sie bei mir will weilen,
Und nie mich lassen, nie, o nie,
Bis zu der letzten Stunde.
Denn ach, im Herzen trag' ich sie
In tiefer Minnenwunde.
Und meines Lebens ganz Geschick
Will ich mit ihr verweben,
Ihr bis zum letzten Augenblick,
Als treuer Mann ergeben.
Und sagt ihr auch: ich komme nicht
Leichtfertig hergezogen;
Gar streng vor Gottes Angesicht
Hab' ich mein Herz erwogen.
Sie sei's, die meiner Seele Flug
Zu sich herniederbannte,
Die ich in heil'gem Herzenszug
Als einstig Weib erkannte.
Ja, bei der ew'gen Liebe Hort,
Sie möge mir vertrauen,
Nur heil'ge Wahrheit sei mein Wort,
Und Lüge mir ein Grauen!
Sagt ihr: von ird'schem Haidekraut
Hab' ich euch abgebrochen,
Doch auch zum Himmel aufgeschaut
Und ein Gebet gesprochen.
Denn, nicht allein für Lebenszeit
Möcht' ich ihr eigen werden,
Nein, für die ganze Ewigkeit,
Im Himmel und auf Erden.
So geht, und richtet treulich aus,
Was ich euch aufgetragen!
Zur Schwester geht ins Haidehaus,
Und dies auch wollt ihr sagen:
Erschrickt sie auch vor diesem Wort,
Ihr Blick mich stumm bescheide!
Dann zieh' auch ich gar schweigend fort,
Hin über die blühende Haide.

Doch in mir selber liegt im Schnee
Der Frühling dann erfroren;
Sein Glanz verblich, im tiefsten Weh,
Ging's Liebste mir verloren.
Doch höret sie euch liebreich an,
Wie's hofft mein ganzes Leben,
Und sie gedächte zagend dran,
Wie sie soll Antwort geben —
So macht ihr's leicht und sagt ihr nur,
Sie brauch' kein Wort zu sprechen.
Dann soll sie auf der Haideflur
Nur eine Blume brechen!
Die reiche sie mir schweigend hin,
Ohn' ihr was aufzutragen!
Welch' sel'ger Mann ich worden bin —
Die Blume wird's mir sagen."

Und was sagten wohl ihr die Meereswogen jetzt, und durch die ganze, vor Liebesfreude schlummerlose Nacht? — Sei still, mein Wort, bescheide dich! — Wie willst du auszusprechen wagen, was deiner Stimme unaussprechlich ist?

* * *

Und am andern Sonntagsmorgen gingen die Drei über den Kirchweg der Haide hinunter ins tiefgelegene Pfarrdorf. In der weiten Runde war's feiertäglich still. Als ob die Natur selber den Tag des Herrn begehe, so lag's wie Andacht über der Landschaft und dem alten Gehöfte. Das sah in seiner Einsamkeit sinnend drein wie Gottes- und Menschenfriede. Durch die Haide ging ein Flüstern, und ihre Blumen verneigten das Haupt. Auch diese drei einzigen Menschen auf der weiten Flur schritten schweigend vor sich hin. Helenens Antlitz war bleicher, als gestern. Aber das war kein heimlicher Gram, nur stille Seligkeit war's.

Denn ein leises Lächeln erhöhte noch ihres lieben Mundes Anmuth. Und ihr Auge sah eine Blume nach der andern an. Aber ihre Hand getraute sich keine zu brechen. Der Mutter stummes Angesicht hielt sie zurück. Jetzt sah er verstohlen zu ihr hinüber. Und bricht sie mir noch immer keine Blume? — Und es blühen doch auf ihrem Wege so viele! Und jetzt stehen sie schon am letzten Saume der Haide! — Noch immer nicht?

Da sah sie den schmerzlich fragenden Blick — den hielt sie nicht aus. Vorüber alle Scheu vor der Mutter! Und siehe, jetzt bückte sie sich — jetzt brach sie die Blume — sie legte sie zitternd in seine Hand; und ihre Lippen berührten sich im ersten bräutlichen Kuß. Wer kann es sagen, wer zuerst zum Andern sich neigte?

Dann sank sie der Mutter ans Herz: „O, Mutter! verzeih' mir, ich konnte nicht anders — segne mich!"

Und die Mutter umfing küssend ihr Haupt und rief: „Mein Kind, mein Kind!" — und dann rief sie wieder: „Mein Sohn, mein Sohn!" Und er umarmte sie, als zweite Mutter.

Im selben Augenblick flog eine Lerche aus dem Haidekraut, der Beiden Haupt umsingend. Drunten in der Dorfkirche schlugen die Glocken alle zusammen wie Segen des Himmels.

Und die Beiden waren ein Brautpaar vor Gott und den Menschen.

III.

Hermann an Theodor.

Bis hieher, lieber Begleiter, wollte ich dir unseres Freundes Brautfahrt selber erzählen. Jetzt lasse ich dir den weiteren Verlauf in Hermanns eigenen Worten nachlesen, darin er einige Tage darauf sein ganzes, übervolles Herz in das seines treuen Theodor ausgeschüttet hatte. Ich erschließe dir durch den Einblick in diesen Brief, glaube ich, viel unmittelbarer und tiefer seine innerste Stimmung, als meine eigenen Erzählerworte das vermögen. So greife ich mitten hinein.

. . . . . . Nicht wahr, liebster Theodor, war das eine Verlobung, wie vielleicht noch niemals eine gefeiert worden ist, in Gottes freier Natur, unter Glockengeläut und Lerchensang? — Weiß der Himmel, dieser Sonntagsmorgen wird einst die Nacht des Todes mir noch erhellen und ihr Grauen mildern. Aber wie hab' ich auch drunten in der Kirche gedankt und gebetet! In solcher Nähe Gottes hab' ich mein Herz noch nie gefühlt. O, es klingt auch eine ganz wunderbare, wahrhaft überirdische Stimmung in einem so frisch verlobten Menschenherzen. Und auch ihr muß es wohl so ergangen sein. Denn ich sah während des ganzen Hochamtes kaum ein paarmal ihr liebes Gesicht, in solche Andacht versunken hatte sie's beständig in die Hände geborgen. Und so

oft sie es erhob, war es voll Thränen. Aber gewiß nur süße Tropfen aus ihres Liebesglückes vollem Bronnen. Ich glaub', alle Leute in der Kirche müssen es uns angemerkt haben, daß zwischen uns Beiden etwas ganz besonderes vorgegangen war. Mit solcher Neugier ruhten Aller Augen auf uns . . . . Erlasse mir nun, liebster Freund, auch den Heimweg von der Kirche zu schildern. Wollte ich Stunde für Stunde des Tages dir eben so genau ausmalen, wie jeden Schritt des ersten Abends, ich würde nimmer zu Ende kommen. Bist du doch überhaupt der einzige Mensch auf der Welt, dem ich außer meinen guten Eltern meine innersten Erlebnisse mit solcher Offenheit anvertraue. Aber ich habe ja eine gar große Schuld an dich mit gleich echter Münze heimzuzahlen. So höre denn weiter! — Als wir um zehn Uhr zum Haidehof zurückgekehrt waren, mußte ich unwillkürlich vor Frau Forster und Helene ausrufen: „Ach, wären jetzt nur auch meine guten Eltern da!" — Es war dieser Wunsch zum vollen Glücke des Tages so natürlich, ohne daß ich gerade an dessen sofortige Erfüllung gedacht hätte. Mein Herz war nur voll davon. Aber Frau Forster, diese energische Frau, verwandelte augenblicklich mein nur so leichthin gesprochenes Wort zur entschiedenen That. „Jawohl, lieber Hermann" (der langweilige Doctortitel ist nämlich auf mein dringendes Verlangen seit einer Stunde glücklich abgeschafft). Also sagte sie: „Jawohl, lieber Hermann, Ihre guten Eltern müssen auch dabei sein! Dieser Gedanke kam vorhin auch mir selber, und darum soll dem Wunsche, der so richtigem Gefühl entspringt, auch sogleich die Ausführung nachfolgen. Es ist eben zehn Uhr. Ich lasse augenblicklich einspannen. Schon um halb zwölf steht der Wagen vor Ihrem Hause. Und wann wird bei Ihnen gewöhnlich zu Mittag gegessen, lieber Hermann?" — „Punkt zwölf Uhr, liebe Mama!" gab ich zur Antwort. (Das steife „Frau Forster" ist auch bereits zum Falle gekommen und zum Unterschied von meiner eigenen Mutter das ebenfalls ganz trauliche „Mama" angenommen

worden.) — „Also gut, da können die guten Eltern um halb zwei Uhr bequem hier sein, um dann mit uns vereint zu Mittag zu essen. Meinen Sie nicht auch, lieber Hermann, so läßt sich's herrlich ausführen? Nun schnell noch ein paar Worte!" — Sogleich setzte sie sich an ihren Schreibtisch und warf nachstehende Worte hin, die ich als denkwürdiges Aktenstück in diesem allerwichtigsten, aber auch friedfertigsten Prozesse meines Lebens mir sorgfältig aufbewahre. Sie lauteten:

„Verehrtester Herr Doctor!

Wüßte ich nicht durch Ihren und nun auch unsern liebsten Hermann, daß er schon gestern Abend Vater- und Muttersegen Ihres Hauses in das meinige mitgebracht, so hätte ich wohl nimmer den Muth, Ihnen diese eiligen Worte zu senden. So aber bitte ich Sie, als die Eltern Hermanns, der vor einer Stunde nun auch mein eigener Sohn geworden, so innig als mein Herz nur vermag: kommen Sie Beide ohne allen Verzug, um das Glück unser beiderseitigen Kinder voll zu machen, die sich, wie nicht minder ich selber, unaussprechlich nach Ihnen sehnen. Wir warten auf Sie mit dem Mittagstische. Nur, wenn auch Sie Beide in unserer Mitte sitzen, sind unsere Herzen völlig befriedigt. Wenn Sie um zwölf Uhr richtig einsteigen, hoffen wir, Sie längstens um halb zwei umarmen zu dürfen: mein Kind, als Ihre nunmehrige Tochter, ich als Ihres Sohnes nunmehrige Mutter. Nochmals bitten wir: versagen Sie uns nicht diese von uns Beiden wie von Hermann gleich innig ersehnte Freude, und eilen Sie ohne Bedenken und Verzug in die, zu glücklichstem Willkomm offenen Arme Ihrer Sie hochverehrenden

Sophie Forster."

Ein von mir dem Kutscher zugestecktes Trinkgeld beflügelte seine Rosse, und schon um ein Uhr, noch eine halbe Stunde weit

entfernt, sahen wir von der Steige des Reichswaldes in solch' gestrecktem Trab den Wagen herunterrollen, daß kein Zweifel war, er kam nicht leer zurück, und brachte sie wirklich, meine guten, heißersehnten Eltern. Als sie dann über die Haide fuhren, konnte man in der aufgeschlagenen Kutsche sie schon ganz deutlich erkennen. Schnell eilten Helene und ich zum ersten Stockwerk hinauf in ihr Zimmer und winkten ihnen fort und fort mit unsern Tüchern entgegen. Anfangs mußten sie es nicht gemerkt haben. Aber bald darauf winkte es auch uns zu. Erst mit einem weißen Tuche — das war meine Mutter; und dann mit einem dunklen — das war mein Vater. Schnell sprangen wir wieder hinunter ins Freie. Ueber den Fußpfad der Haide kreuzten wir den Fahrweg. Und da kamen sie schon — stiegen aus — und Helene sank küssend in den Arm ihrer neuen Eltern, und dann ich ans Herz meiner alten. O Theodor, kannst du dir denken, wie ihnen da geschah? Du kennst sie ja, so gut wie ich selber. War das ein seliger Augenblick, den ich nie vergessen werde! Besonders mein alter, weichherziger Vater, der wollte Helene nun gar nimmer aus den Armen lassen, so lange küßte er sie auf Stirn und Augen und Mund, und immer wieder stammelte er dazu: „O meine Tochter, meine Tochter!" — Dann gingen sie mitten zwischen uns Beiden, der Vater an meiner, die Mutter an Helenens Hand, noch die fünfzig Schritte zum Haidehof, aus dem nun auch Frau Forster ihnen entgegenkam. Ein neuer, ernstfreudiger Willkomm! . . . . . Wo fahr' ich jetzt nur weiter? Schon die Erinnerung an all' die heitern und ernsten Stunden dieses unvergeßlichen Tages regt mich auf. Wie war mir erst, da ich sie wirklich durchlebte? — Nun, ja, mein herzlich Geliebter! Dann setzten wir uns zum Mittagstisch. Auch der Schäfer und der alte Großvater waren dabei zu Gaste geladen. Diese ehrlichen, anhänglichen Menschen! — War das nicht wieder ein recht menschlich schöner Gedanke der edlen Gutsherrin? Ohne diesen Schäfer wären

ja auch wir selber nun nicht beim Mahle des Verlobungsfestes so glücklich beisammengesessen. Wie that darum Frau Forster Recht und wie ehrte es ihr Herz, daß sie nicht in undankbarer Vornehmthuerei des niedrigen Knechtes vergaß, der als Wegweiser des Himmels ihr Kind und mich zur Höhe solchen Glückes geführt! Aber laß mich eilen! — Nicht einmal die Trinksprüche kann ich mehr berühren, wie sie meinem Vater und Frau Forster das Herz kunst- und schmucklos beim Champagner eingegeben hatte . . . . . . Die Hand zittert mir . . . . ein halbstündiger Spaziergang durch die Felder und Wiesen, die ich am ersten Abend nur in der Dämmerung vor mir liegen sah, erfrischte uns Alle, und wohlthätige Ruhe kehrte bei uns ein. Sie that uns wirklich noth. Auch zu viel Freude macht müd an Leib und Geist. So kehrten wir neu belebt zurück. Auf meine Bitte setzte sich Helene an ihren Flügel und spielte Beethovens wunderbare Kreuzersonate. Aber wie? — Mit welch' tiefem Verständniß, mit welcher Macht und Innigkeit, mit welchem Schwung der Begeisterung! Ich wurde völlig stumm. Und auf ihres Spieles klingenden Schwingen zog in mein Herz das volle Ahnen davon, was Alles in dieser Mädchenseele geborgen liege. — Wie hatte sie erst heute Vormittag so recht wie ein lustiges Kind ihre Tauben gefüttert! Wie hatte sie mit ihnen gelacht, geplaudert und gezankt, als sie auf ihren Schultern sitzend sich um die Brosamen in ihrer Hand stritten! Und diese selbe Hand, dieser selbe kindliche Geist beherrschte jetzt mit solcher Mannesmacht das gewaltige Dichterreich dieses Aeschylus der Töne. Und erst achtzehn Jahre! — Liebster Theodor, welch' Weib wird einst aus diesem Mädchen werden? Brauch' ich dir darum noch zu sagen, mit welchem Aug' ich jetzt in die Zukunft schaue? In welcher Verklärung nun das Leben vor mir liegt? — O, ich weiß ganz gewiß: Helene darf mir jenes Lied von den Meereswogen, davon ich dir schrieb, in allen Tagen meines Lebens mit ihr vorspielen — und niemals wird ihr Erzählen vom Sturme meinem Herzen und seiner Liebe gelten.

Und nun, laß mich zum Schlusse eilen! — War das ein nimmer endender Abschied, eine wonnige Heimfahrt durch den abendlichen Reichswald! Ich glaube, solche drei glückliche Menschen hat er noch niemals zuvor umrauscht gehabt. Als wir dann an jener Eiche vorüberfuhren, an der ich das Bild meines Glückes zu allererst geschaut, da that ich's nicht anders: die guten Eltern mußten aussteigen, um diesen Baum, den blühenden Markstein meines ganzen Lebens, sich in der Nähe zu betrachten. Wie gern erfüllten sie meine Bitte, und wie that unsern drei Herzen dieses Eichenrauschen so wohl! Dann brach ich noch von den niederrankenden Aesten zwei Blätter ab, je eines für Vater und Mutter. Sie liegen jetzt in ihren Gebetbüchern. Und einen Schößling pflückt' ich für mich; der hängt nun unter Glas und Rahmen über meinem Arbeitstisch. — Um neun Uhr empfing uns zuletzt der Friede unseres Erkerhauses. O, daß doch meine alte Dorothee jetzt darin fehlte, deren Märchen vom Königssohn und der Prinzessin so wunderbar an mir in Erfüllung ging! Wie hätte auch ihre gute, treue Seele sich an meinem jungen Glücke gefreut! Das war das Einzige, was ich an jenem Abend in unserm Hause vermißte.

So, liebster Freund, endete meine mir unvergeßliche Brautfahrt.

Aber ich sehe es dir nun an deinen treuen Augen an: Eines vermissest auch du noch! — Nicht wahr, zum Vollmaß deiner Befriedigung möchtest du doch nun auch ein Bild von ihr haben, die deines Hermanns Leben so tief beglückt? — Ist es nicht so? — Ja, mein Gott, wie gerne würde ich sie dir nun beschreiben vom Scheitel bis zur Sohle! Finde ich doch deinen Wunsch so natürlich, und ginge mir's mit deiner Elisabeth doch gerade so, wenn ich nicht erst vor vier Tagen ihr liebes, sanftes Gesicht mir wieder so genau betrachtet hätte. Aber, liebster Theodor, wie stell' ich's an, dir Helenens Bild zu malen mit Feder und Tinte? — Soll ich nach der Art eines raffinirten Romanschreibers sie dir

schildern? — Soll ich ihren mittelgroßen, schlanken Wuchs mit der Gazelle vergleichen? — Soll ich ihre hohe, geistreiche Stirne mit kastanienbraunem Haar umrahmen und von dem milden Sternenglanz ihres sanften, dunklen Auges dir vorschwärmen? Soll ich den Purpursammt ihrer fein geschnittenen Lippen preisen und die blendend weiße Perlenreihe, die ihr Lächeln noch lieblicher macht? Und soll ich endlich auch im Kinn das reizende Grübchen nicht vergessen, das sogar dann und wann sich schelmisch in den rosigen Wangen zeigt? — Nein, solche verbrauchte Zeichnung eines Taschenbuchbildes ohne Geist und Seele muthest du mir nicht zu! Sag' selber, was hättest du auch von solcher Schilderung, in der hundert Augen doch nur wieder hundert verschiedene Bilder von ihr erschauen würden?

Ich gestehe zwar gerne, lieber Theodor, daß ich zum vollen Glück meiner Liebe auch die Befriedigung meines Schönheitssinnes nöthig hatte. Geistige Ascese war niemals meine Sache, und eine schöne Seele in unschönem Leibe hätte mich wohl schwerlich von Liebe erglühen machen. So bin ich einmal, und warum soll ich Fleisch und Blut in mir verleugnen? — Aber du trauest mir gewiß auch umgekehrt zu: mich hätten doch alle Reize dieses schönen Leibes nicht gereizt, wäre reizlos gewesen ihre Seele. Und die Schönheit dieser müßte ich jetzt vor Allem dir beschreiben. Diesen geistigen Glanz und Duft, der über dem ganzen Mädchenbilde verklärend ruht, müßte ich dich schauen, diesen Wohlklang seelischer Harmonie dich vernehmen lassen, von der jedes ihrer Worte nur ein anderer wohlthuender Ton, bald aus überraschend geistiger Höhe, und wieder aus eines Kinderherzens unentweihter Tiefe. Dann erst, mein Inniggeliebter, könntest du es ganz erfassen, welch' glücklicher Mensch dein Freund geworden ist, welchen Schatz er gehoben hat in diesem schönen irdischen Gefäße, das solch' unsterbliche Schönheit in sich schließt. Aber könntest du mir das Morgenroth im Hochgebirge beschreiben, hätt' ich es nicht schon

selber gesehen, oder das Lied der Nachtigall im rosendurchdufteten Thale, hätt' ich es zuvor nicht schon gehört? — Doch, mein liebster Theodor, dir brauch' ich ja Helenens Seele nicht zu schildern. Du ahnest ihr ganzes, schleierloses Bild in jener andern schönen Menschenseele deiner Elisabeth.

Du weißt, mein lieber Freund, mit welcher Neidlosigkeit ich dir dein Glück gegönnt, als mein eigenes Herz an solcher Liebe noch so arm gewesen. Jetzt aber, da ich selber so überreich daran geworden, beneide ich dich — um Eines: um die Armuth deiner Elisabeth. Weiß es der Himmel, wäre mir jetzt noch ein einziger Wunsch für mein Glück gegönnt, ich würde nur den einzigen hinaufrufen: gieb mir sie arm, bettelarm zum Weibe! Dann machte sie mein Glück noch reicher. — Nur mit der Haide gegen Sonnenaufgang, nicht mit den Feldern und Wiesen gegen Sonnenuntergang, möcht' ich sie einst heimführen. So wie du deine Elisabeth, möcht' auch ich nur sie selber erringen, und sonst nichts neben ihr. So wie du nur mit eigener Manneskraft, nur mit eigenem Gute möchte ich das Haus ihr gründen. Ja fürwahr, um das eine, stolze Bewußtsein beneide ich dich. Gottlob, daß ich mir nur mit gutem Gewissen sagen kann: da ich sie unter jenen Maienglocken zum erstenmale gesehen, sah mein Auge nur sie und wußte nichts von ihren Feldern und Wiesen. Und da ich jetzt auch diese gesehen, weiß mein Herz doch einzig nur von ihr.

Jetzt bin ich zu Ende, und nun lebe wohl! Ich drücke dir die Freundeshand hochbeglückt wie nie.

„Und kommt nur erst die Winterszeit, dann werden Sie Frühlingsanfang feiern," so sagte ich noch vor ein paar Tagen zu deiner Elisabeth. Aber wie thöricht ich damals nur so reden konnte, als ob *mein* erster bräutlicher Tag noch winterlich gewesen, und als ob aus den Briefen deiner eigenen Brautzeit nur eine einzige Schneeflocke mir aufs Herz gefallen wäre! — Nein, liebster Theodor, schon heute fühl' ich's zu tief: nun wird in

meinem Leben ein Frühling anheben, o ein Liebesfrühling, wie er in des großen Rückert ewig schönen Liedern blüht und klingt und leuchtet, so lange der Klangstrom deutscher Sprache wohllautend wird durchs deutsche Leben fluthen. Erst gestern habe ich wieder stundenlange darin geblättert. Sind das doch wunderbare Weisen, wie Lerchen- und Nachtigallensang aus der Höhe und Tiefe des deutschen Gemüthes. Und morgen Abend werde ich diesen „Liebesfrühling" meiner eigenen Rose bringen. Hörst du's, liebster Freund, schon morgen werde ich sie wiedersehen, umarmen und küssen dürfen. Und so wird es nun jede Woche zweimal fortgehen. Feiertag wird mir ihre Mitte sein und ihr Ende. O welch' eine bräutliche Zeit, welch' stets sich erneuernder Wechsel von Arbeit und Liebesruhe! Dann wird die heißersehnte Abendstunde kommen, und aus der schwülen Aktenluft werde ich hinauseilen in den kühlen, duftigen Wald, und über die Haide stürmen, der immer neu erlöste Königssohn im Zaubermärchen. In immer neuem Reize wird die Prinzessin vor mir stehen und in ihre wunderreiche Burg mich führen. Immer süßere Geheimnisse werden unsere Seelen tauschen, immer schleierloser sich erkennen. O Theodor, wird das ein Kommen und Gehen werden von Haus zu Haus, von Friede zu Friede, von Liebe zu Liebe! Welch' geistiges Hin- und Herfliegen auf heiliger Sehnsucht schneeweißen Schwingen! Bald zum Himmel, bald nieder zur Erde, aber immer die gleiche Frühlingszeit, darin die Bäume treiben und wachsen, daraus einst unserer ewigen Treue irdisches Haus gezimmert wird!

Heiliger Gott, wenn jemals in diesen Liebesfrühling ein Sturm, ein Blitz, Dürre oder giftiger Thau — — Nein, nein! Gar nicht ausschreiben will ich diesen Satz. Meine ganze Seele erschrickt schon vor dem bloßen Gedanken an die fernste Möglichkeit. Und nicht wahr, der Neid der Götter ist ja längst ein Märchen geworden, wie ihr ganzes olympisches Reich? — Aber unser Gott ist ein Gott der ewigen Liebe, und freut sich darüber, daß auch

die Menschen durch Liebe glücklich seien. Ja, so ist es, und so wird es sich allezeit erfüllen. Darum weg mit aller heidnischen Furcht vor unmöglicher Zukunft! Ich werde sie morgen wiedersehen. Nur dieses selige „morgen“ sei jetzt mein einziger Zukunftsgedanke! In ihm will ich freudig einschlafen, von ihm will ich glücklich träumen, in ihm will ich morgen früh noch glücklicher erwachen und Abends am allerglücklichsten zu meinem Zauberschlosse wandern, drin meine Rose, meine Prinzessin blüht.

Behüte dich Gott, und er sei gnädig ihr und mir und unserem Liebesfrühling!

Herzlich gute Nacht! Glückselig wie noch nie, aber dir mit keinem Herzschlag weniger treu

Hermann.

IV.

Was die Meereswogen sagen.

Wer kennt nicht des gemüth- und geistreichen Mendelssohns „Lieder ohne Worte“? Wie viel tausend Herzen haben sie nicht schon entzückt und begeistert! — In Wellen des Wohlklangs sein dichterisches Empfinden auszugießen — was ist dagegen das starre Wort? Und doch, wie auch selbst Reim und Rhythmus für mein Erzählen mir fehlen, so möchte ich dennoch, daß es im Großen dein Ohr und Herz umklinge, wie eine „Symphonie in Worten,“ deren Grundgedanken gar manchmal wiederkehren, das Ganze durchdringend und tragend, darin sich bekämpfend und wieder versöhnend unter stets wechselnder Begleitung des menschlichen Lebens. Verarg' mir's darum nicht, lieber Begleiter, wenn ich oft unwillkürlich meine Bilder der schwesterlichen Musik entleihe. Ueberkommt mich doch gar oft eine wahre Sehnsucht danach, mit Harfenklang und Saitenspiel das klanglose Wort beseelend zu beflügeln! Ist doch das Leben selber nur eine wechselnde Reihe heiterer und düsterer, stürmischer und sanfter Liederweisen, und Dissonanz und Harmonie lösen darin sich ab, wie im Reich der Töne!

Und so möchte ich auch jetzt nur unter blühenden Bäumen im Sonnenglanze vor dir stehen, im Arm die goldene Harfe, und möchte von unseres Freundes Brautzeit dir Lieder singen, klar

und süßklingend, sehnsuchtstief und liebesmächtig, wie sie jenem weihevollen Mund entquollen, der dem deutschen Volke seinen immer blühenden „Liebesfrühling“ sang. Darum bitte ich dich, verzichte jetzt auf mein eigenes Wort, und laß dafür des großen Meisters Sprachmusik das Herz dir umklingen! Und dann, dann komm mit mir in den weltentrückten Frieden dieses einsamen Hauses! Laß Haideflüstern und Waldesrauschen das Klingen dieses Liebefrühlings begleiten, wenn unser Bräutigam dem Herzen der Braut entgegenstürmte, wenn er sich von ihm losriß auf drei ewig lange Tage, oder wenn sie Hand in Hand auf der Haide wandelten und am Tannensaum zu süßem Liebesgeplauder sich niedersetzten! — Laß Bienen und Waldvögel allein sie behorchen, wenn dann ihre verlobten Herzen aus immer tieferem Grund ihre Schätze tauschten! Nur fliehende Wolken laß auf sie niederschauen und es einzig dem Himmel verrathen, wenn ihre Lippen einander dankten für das ihnen entquollene Wort von neuem Treuegelöbniß, von neuem Lichtblick in sonnige Zukunft!

O Brautzeit, du des Menschenherzens duftigste, lichteste Zeit, darin es in voller Blüthe glückverheißender Hoffnungen prangt, von denen nicht eine noch ein Wurm benagt, oder Frost und Sturm um die Frucht betrogen; darin des Lebens Antlitz in heiliger Verklärung leuchtet, darin fromme Sehnsucht zum einstigen Hause den Felsengrund legt und seinen himmelragenden Giebel errichtet; in dessen Kammern der Treue vollgefüllte Opferschreine stehen — o Brautzeit, du wiedergekehrte Poesie der harmlosen Kinderjahre mit ihren Märchen, Spielen und Scherzen — wann hast du mit deinem Frühlingshauche zweier Liebenden Leben noch süßer umweht, als dieser?

Hatten da die Bäume des Reichswaldes nicht ganz recht, als sie beim ersten Anschauen unseres Brautfahrers sich einander verwundert zugerauscht: „Ein glücklicher Mensch!“

Und nicht ein einziger Mißton stahl sich in dieses Frühlings

Harmonie? — Gar keiner? — So höre ich dich fragen. Und was soll ich dir darauf antworten? Ich kann es nicht mit Ja und nicht mit Nein. Wie oft hebt er ja nicht im Reiche der Musik störend an, nur um des versöhnten Einklangs Frieden noch zu erhöhen? So ergings auch hier. — Aber wie erzähle ich dir's? — Doch komm, lieber Begleiter! Was soll ich lang auf eigene Worte sinnen? Hör' lieber sogleich das Wort Helenens selber, das sie ihrem Hermann nach den vier ersten Wochen geschrieben. Dieser eine Brief erschließt dir den Schatz ihrer Seele reicher, als wenn ich einen ganzen Abend davon dir erzählte.

Er datirt vom 20ten Juli 1845 Abends neun Uhr und lautet:

Mein innigst Geliebter!

Ich sitze in meinem lieben Stübchen, das auch dir so traulich ist, und habe mir den Tisch ans offene Fenster gerückt. Gott, wie es schön draußen ist! Wie ein Kind, das eben einschlafen will, liegt die Haide vor mir und unsichtbare Hände umspinnen sie mit weißem Schleier. Mit zitterndem Glanze steht der Abendstern über dem im Traume rauschenden Wald. Immer endloser hebt's im blauen Himmelsgarten von goldenen Blumen zu leuchten an, und durch die Nachtluft höre ich deine Seele die meine grüßen: „So viel Stern' am Himmel stehen, so vielmal sei du gegrüßt!"

Welch' ein Friede da droben und da draußen! Nur von weitem tönt das Brausen des Bahnzugs wie fernes Meeresrauschen durch den Forst. O so, mein Geliebtester, denke ich mir unser einstiges Leben! — Ja, nicht wahr? du vertrautester Freund meiner Seele, so haben wir es uns in diesen wunderbar schönen vier Wochen ja so oft gesagt und betheuert. So soll auch die laute Welt mit all' ihrer friedlosen Jagd uns nur aus weiter Ferne dumpf umbrausen. Und das Haus unseres Glückes soll einst in fester Einfachheit gegründet stehen, wie jetzt das meine

hier im Frieden seiner waldumgrünten, himmelumglänzten Haide. — O du mein Liebster, daß es doch wirklich auch dereinst so käme! Daß du doch all' dein Verlangen nach Menschenglück nur an mein Herz legen wolltest! — Es will dir wahrhaftig werden ein frühlingsgrüner Wald, darin das Blühen nimmer endet, ein Himmel, daran die Sterne kein Auge zählt, und ein Friede, darin jeder Streit zur Ruhe kommt. — Denn unermeßlich ist des Weibes Liebe. Keines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefe, ihre Höhen umkreist keines Adlers Flug, und keines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke.

Doch, liebster Hermann, ich sehe dich jetzt verwundert lächeln, da du diese Worte liesest, und du denkst wohl: ei, ei, wie pathetisch! — Und wie kommt dieses achtzehnjährige Mädchen dazu?

Ja, nicht wahr? Aber, wenn der Frühling mit seinem Zauber in den laublosen, schweigenden Wald tritt, und dann die höchsten Eichenwipfel zu grünen und rauschen und die tiefsten Blumen zu glänzen und duften beginnen; wenn dann der Lieder entfesselter Strom darin in goldenen Wellen fluthet, und der ganze Wald ein Lobgesang des Frühlings wird — sag', liebster Freund, darf der Frühling über den Wald dann wohl verwundert lächeln? — Ja, nun sieh', du frühlingsgleicher Zauberer, was du aus meinem Leben gemacht hast! — Da ich vor nun acht Wochen zwischen jenen Maienglocken so vor dir erschrocken bin, da war ich nur ein achtzehnjähriges Mädchen. Aber seitdem du mir deinen Haideblumenstrauß gebracht, bin ich ein Weib geworden. Und wollte ich mein jetziges Alter an der Liebesmacht meines Herzens messen, so wüßte ich keine Zahl, denn nicht hundert und nicht tausend Jahre umfassen mehr meine Liebe. Und doch wird sie alle Zeit gleich jung in mir verbleiben und sie wird auch mein Herz dir erhalten in immer gleich blühender Jugend. Welch ein Geheimniß! — Ja, du Liebster meiner Seele, ich

bitte dich jetzt und für alle Tage meines Lebens: nur an mein Herz leg' all' dein Glück! Wahrhaftig, es wird daran wohlgeborgen sein. — O könntest du jetzt fühlen, wie bei dieser Bitte meine ganze Seele zittert! — Zittert? Wirst du fragen. Aber warum doch nur? — Ja, lieber Hermann, wenn ich selber es wüßte! Gewiß, und wäre es mein geheimster Gedanke, ich wollte ihn entschleiert vor dir niederlegen. Aber so frage ich mich vergeblich selber: was ist das nur? — Und doch ist sie in mir, diese unerklärliche, unheimliche Angst, die ich nicht mit Namen nennen kann, die aber mir oft die ganze Brust zusammenschnürt. Nicht wahr, bin ich jetzt auf einmal wieder ein kindisches Mädchen geworden? — Ja, schilt mich nur recht, lieber Hermann, oder noch besser, wenn du's kannst, lach' mich recht herzlich aus! O, ich bitte dich sogar darum. Alles will ich gern von dir hinnehmen, Necken und Schelten, wenn nur auch du diese Angst mir von der Seele nimmst. Und denke dir nur: gerade bei deinem Lieblingsstücke: „Was die Meereswogen sagen," wird mir das Herz immer am allerbangsten.

Du weißt, lieber Hermann, wie gern und oft ich diese sinnige Weise spiele, weil du sie gleich nach dem ersten Hören so lieb gewonnen hattest. Aber schon vorgestern Abend, kurz nachdem du uns verlassen, da war mir's gerade, als ob die Meereswogen bei ihrem Sturm mit wirklicher Menschenstimme zu mir redeten: „Ja, mach' dich mit uns nur recht vertraut, wie wir toben und schäumen, damit du nicht zu sehr erschrickst, wenn deines eigenen Lebens Wellen stürmend zum Himmel schlagen!" — Sieh', du Liebster, so sprachen die wilden Wogen zu meiner Seele, oder aus ihr heraus. Ich weiß selber nicht wie. Aber ihre Stimme hörte ich so. Und wie ich dann die Meeresstille spielte, da war des Sturmes Toben noch so mächtig in mir, daß ich mich an ihrem Frieden gar nicht freuen konnte.

Ich sann und sann, und jede Stunde, die wir des Tages

beisammen waren, lebte ich nochmals durch. Und ich sah dich zuerst Hand in Hand bei mir sitzen dort am Waldsaume bei unserer alten Lieblingstanne. Und du erzähltest mir deiner seligen Dorothee Märchen vom Königssohn und nanntest mich deine Prinzessin, und unsern Haidehof dein Zauberschloß. Dann sagtest du mir von den zwei Kisten, von der von Eisen und von der von Silber. O, es war so sinnreich! Und die alte Tanne rauschte so vertrauten Tones dazu, daß du meintest, das sei der Geist der alten Dorothee. Und die guten Geister deiner Kindheit, so sagtest du mir, die hörtest du vor uns im Haidekraute flüstern, wie dazumal im Epheu an der alten Stadtmauer. — Ach, dein Auge sah mich bei diesem Erzählen so liebreich und friedlich an, und deine Stimme klang mir ins Herz wie sanfte Musik . . . . O, liebster Hermann, da hatte ich keine Angst. Nein, da sagte jeder Blutstropfen in mir, daß du dir's an meiner herzlichen Liebe einst werdest genügen lassen, und daß wir Beide würden glücklich werden, Eines das Andere tragend und ergänzend. — Wie ich dann aber in harmlosester Freude von deinem lieben Elternhause sprach, und wie es mein sehnlichster Wunsch sei, auch dieses zu einem steten Zauberschloß durch meine Liebe dir zu verwandeln — o mein Liebster, da überkam deine Augen plötzlich ein so dunkler Glanz und ein mir bisher so fremder Zug von — wie soll ich's nur nennen? — von innerlicher Unbefriedigtheit — oder — ich weiß es ja selber nicht, was es gewesen — kurz, ein mir so unerklärlicher Ausdruck überflog da dein mir sonst so verständliches Gesicht, und deine liebe Stimme verstummte, daß ich zum erstenmal in meinem Herzen verspürte, es liege noch ein Etwas zwischen uns, das ausgesprochen werden müsse. — Gleich damals hätte ich dich bitten sollen, mir zu sagen, was das war. Wir hätten uns gewiß im Augenblicke verständigt. So aber verschloß ich diese Frage in mein Innerstes. Und nun sehe ich Tag und Nacht immer nur diesen deinen einzigen, düstern Blick und

diesen einzigen, fremden Zug. Und wie thöricht! — All' der Sonnenglanz unserer Liebe, er kann die Angst vor dieser einen Wolke nicht zerrinnen machen. Siehe du, mein Liebster, so straft sich das Verschweigen, wo die Liebe vertrauensvolles Reden gebietet. Aber ich will's jetzt wieder gutmachen. Es ist ja lange nicht zu spät. Und so wiß nun Alles, was mich seit jener Stunde quält und ängstigt! Komm, du liebster Mann, setz' dich im Geiste wieder zu mir unter unsern alten Tannenbaum, vor dem wir schon so manches Geheimniß ausgetauscht! lege deine Hand vertraulich in die meine! Mit dem alten, lieben Blicke schau' mich an! Ich will dir jetzt Alles, Alles sagen.

Siehe, ich weiß ja, wie so lieb du mich hast, und kein treuerer Mann lebt auf Erden, als du, du an Leib und Seele gleich schöner, edler, reichbegnadigter Mann! — Aber je höher deines Geistes Gipfel vor meinem inneren Schauen aufwärts ragen, um so niedriger fühle ich mein eigenes Ich, und mich ängstigt die Ferne, die unseres Lebens Höhen von einander scheidet. Je gewaltiger mein Herz die Macht deines Genius verspürt, um so verzagter schlägt es ihm entgegen. Den ruhigen Spiegel meines Lebens hat deiner Seele starker Hauch zu hochgehenden Wogen angeschwellt, die nur von Liebe zu dir rauschen — o Hermann, Hermann, wirst du nie als Sturmwind darüber brausen? — Werde ich dir folgen können auf deines Geistesdranges entlegenste Wege? Und wirst du nie auf ihnen einsam schreiten müssen, zu denen ich nur ängstlich aufzublicken, aber darauf ich nicht Hand in Hand mit dir zu wandeln mich getraue? — Heiliger Gott, wenn du meiner Hand und meines Herzens dich einst entwöhntest — wenn wir getrennte Wege gingen .... und unverstanden!... Du hoch auf sturmumbrausten, schwindligen Felsenspitzen — ich tief unten im verwaisten Hause sitzend, umsonst am heimischen Herd der Liebe Feuer für dich schürend und hütend! — Hermann, wenn du einst den Frühling heimlich verwünschen

müßtest, der jene Eiche zum Grünen gebracht, und jene Haide-blumen zu Boten deiner Liebe geschaffen! —

O das, mein Geliebter, das ist die heimliche Angst, die gestern Abend und heute wieder die stürmenden Meereswogen mir ins Herz gebraust. Aber nein, nein und tausendmal nein! — Gelogen nur hat mir dieses wildschäumende, immer wieder zer-fließende Meer. Das andere da droben, das mit seinen ewig gleich strahlenden Sternen, das redet Wahrheit zu mir, und schilt mich ob meiner kindischen Angst. Nein, nicht die Sturmeswogen reden deiner Liebe Sprache. Die Sterne sind's, mit deren Myriaden Zahl du mich in jener ersten seligen Nacht gegrüßt. —

„Keine wilde, schwärmende
Sinnesübermeisterung,
Eine milde, wärmende,
Haltende Begeisterung!" —

O, so nur läßt unseres Liebefrühlings Sänger dich zu mir singen. Und ich, ich bitte dich jetzt mit seiner eigenen Liebsten Worten:

„Liebster, nur dich sehn, dich hören,
Nur dir schweigend angehören!
Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen;
Nicht dich küssen, nicht dich fassen!
Dieses Alles kann ich lassen,
Nur nicht das Gefühl vermissen:
Mein dich und mich dein zu wissen."

O so komm, komm! — „O Freund, mein Schirm, mein Schutz! O Freund, mein Schmuck, mein Putz! Mein Stolz, mein Trost, mein Trutz! Mein Bollwerk, o mein Schild, wo's einen Kampf mir gilt" — O komm zu mir! — Laß mich dich sehen, dich hören, laß mich dir angehören! — Schilt mich! Tröste

mich! Verlache mich! — Alles, Alles, wie du's willst! Nur nicht das Gefühl vermissen, mein dich und mich dein zu wissen. Jetzt und bis in den Tod

deine Helene.

* * *

Schon am andern Mittag eilte der ersehnte Freund durch den Reichswald, so erregten Herzens und raschen Schrittes, daß alle Bäume und Vögel auf seinem Weg ihn verwundert anschauten, weil sie sich's gar nicht erklären konnten, was ihm nur mochte so Besonderes geschehen sein. Auch war es ja heut erst Dienstag! Und bis jetzt sahen sie ihn doch nur immer am Mittwoch und Sonnabend zum Haidehof wandern. — Aber freilich, wie konnten sie auch dem unscheinbaren Knecht auf seinem frühen Gange zur Stadt es anmerken, welch' poetische Botschaft er in seinem linnenen Kittel verborgen trug?

Jetzt war Hermann auf dem Fußpfad über dem Hohlweg zu jener denkwürdigen Eiche gekommen. Den Hut warf er ab und sich selber an ihrem Stamm ins Moos, daraus die Maienglocken schon lange nicht mehr glänzten. Sein Notizbuch zog er hervor, stützte den Kopf nachsinnend in die Hand und der Eichbaum erwachte aus seinem mittäglichen Traum. Er mußte nun wohl ganz genau wissen, was dem unter seinem Schatten Sinnenden das Herz so tief bewege. Denn er hub jetzt an, ihm vertraulich zuzuflüstern, und Jener schrieb Wort um Wort ihm nach. Und wie er zu Ende gekommen, sprang er wohlgemuth auf: „Hab' tausendmal Dank, du meiner Liebe treuer Vertrauter! Hast nie das Meer noch geschaut und nie sein Rauschen gehört, und mir doch nun erzählt, was seine Wogen uns sagen!“ —

So lang er jetzt noch durch den Reichswald wanderte, sprach er immer wieder jene Worte laut vor sich hin, bis er sie vollends

auswendig wußte. Und so weit er's nur vernehmen konnte, begleitete der Waldeinsamkeit Rauschen das der Meereswogen. Aber die Amseln und Drosseln und Finken verhielten sich allstill. Sie erkühnten sich wohl nicht, mit ihren kleinen, heiteren Stimmen in diesen Liebeshymnus des unendlichen Meeres miteinzufallen. Selbst die stets neugierige, geschwätzige Elster lugte diesmal nur zwischen zwei Brombeerhecken zurückhaltend ihm nach. Sie hatte heut einen so gewaltigen Respekt vor ihm und wußte selber nicht recht, warum. — O neidenswerther Bräutigam, über den sich nicht einmal die Waldfraubasen zu klatschen getrauten! . . . .

„Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen,
Nicht dich küssen, nicht dich fassen,
Dieses Alles kann ich lassen.“ —

Wie wahr hatte Helene gestern Nachts diese schönen Dichterworte in ihrem jungfräulichen Herzen durchgefühlt! Aber, als sie jetzt Nachmittags vier Uhr zufällig ans Fenster trat, und Hermann schon am Hünenhügel ging, o wie erschrak da ihr Herz in freudigstem Schrecken, wie flog sie zur Haide hinaus ihm entgegen, wie umstrickte ihr sehnsüchtiger Arm seinen Hals! Und ein Kuß nach dem andern sagte seinen Lippen, wie tief sein Kommen ihr Herz beselige. Selbst zwei große Thränen ließen sich nicht abhalten, bei diesem Willkomm in Helenens Augen dabei zu sein. Begreifst du's wohl, warum ihr Empfang gerade heute so stürmisch gewesen?

Auch Frau Forster trat nun aus der Feldthüre den Beiden entgegen, und führte nach einem mütterlichen Kuß den lieben Sohn in ihr Haus. Der ungewohnte Tag seines Kommens hatte sie nicht im mindesten überrascht. Darum redete sie auch kein

Wort darüber. Wußte sie doch schon aus der Tochter eigenem Munde, was ihr Herz so gedrückt! Und sogar ihren Brief an Hermann hatte Helene die Mutter zuvor lesen lassen wollen. Aber die verständige Frau hatte für dieses Vollmaß kindlichen Zutrauens gedankt. „Laß das, mein Kind, ich weiß ja doch, daß kein Wort darin steht, was die Reinheit deines Herzens trüben könnte. So soll deinen Brief auch nur der allein lesen, für den er geschrieben ist." Das war Frau Forsters mütterlich weise Antwort, und sie selber übergab darauf am frühesten Morgen den Brief an den Boten.

Grenzenloses Vertrauen in Helenens tiefgewurzelte, züchtige Sitte und Hermanns durch und durch ehrenfeste Männlichkeit, das war überhaupt der Grundzug ihres mütterlichen Verhaltens während dieser bräutlichen Tage. Darum beschlich sie auch nie die leiseste Sorge, wenn sie das glückliche Paar in trautem Alleinsein durch Haide, Felder und Wiesen streifen ließ, oder wenn sie am Waldhang sich niedersetzten und in solch' unbewachter und unbehorchter Einsamkeit ihre Herzen einander immer tiefer sich erschlossen. Es wollte ihr gar so prosaisch dünken, die paradiesische Poesie dieses Brautlebens durch unwürdig lauernden Argwohn zu trüben. Wölbte sich doch nach ihrem arglosen Glauben der Himmel als ewiger Wächter noch viel sorgsamer über ihnen, und ihren eigenen Herzen überließ sie getrosten Muthes die allerstrengste, sicherste Hut. — Wohl möglich, daß gar manch' andere Mutter dazu bedenklich den Kopf schüttelt! Es soll auch keiner einzigen verargt werden! Sie mögen ihre guten Gründe haben, und „Eines schickt sich nicht für Alle," sagt bekanntlich ein kluges Dichterwort.

In dieser ungehüteten Freiheit verließ das Brautpaar auch jetzt, da es kühler geworden, das Haus. — Wie gewöhnlich sich an der Hand führend, schlugen sie den Fußweg ein, der über die Haide zum Walde führt. Helene hatte den Kopf sichtlich gesenkt. Auch, ohne daß ich dir's jetzt sagte, würdest du schon auf den

ersten Blick es ihr ansehen: die eigentliche Ursache von Hermanns heutigem Kommen war zwischen ihnen noch unbesprochen. Das konnte man ebenso in seiner eigenen gedankenvollen Miene lesen. War es doch das allererstemal, daß auf ihrer Beider Antlitz etwas lag — wie ein Schleier, der nicht hingehörte.

Auch Frau Forster fühlte das gar wohl, da sie ihnen noch aus dem Fenster einen besorgten Mutterblick nachsendete. Aber verständig, wie immer, überließ sie's einzig und allein ihnen Beiden, in unbehorchter Zwiesprache sich wieder völlig verstehen und vertrauen zu lernen. — „Was soll jetzt der Mutter Einmischung frommen, wo sie doch einst später durch das ganze Leben mit einander gehen müssen? Ihre eigene Liebe wird der verständigste und auch mächtigste Vermittler sein. Sie müssen sich bei Zeiten daran gewöhnen. Und nur keine Schwiegermutter spielen wollen! Aber ihnen Beiden eine Mutter bleiben allezeit!" — Mit diesen Gedanken ging Frau Forster ruhigen Herzens auf das Feld hinaus. Die beiden Liebenden schritten noch immer schweigsam über die Haide.

Keines getraute sich, zuerst zu reden. So oft ein Wort aus dem Herzen heraufstieg, ward es auf der Lippe wieder stumm. Höchstens, daß ein tieferer Odemzug seine Gegenwart verrathen hatte. Helene bereute schon bitter, ihren Brief nur geschrieben zu haben. Ihr Herz war zentnerschwer. Jetzt waren sie ihrem Lieblingsplätzchen unter der alten Tanne schon ganz nahe. Da machte Hermann, rasch entschlossen, diesem peinlichen Schweigen ein Ende. Ihre Hand loslassend legte er die seine auf ihre Schulter, und sah ihr schmerzlich ins Auge. Dann sagte er mit ruhiger, aber tieferregter Stimme:

„Helene, was schriebst du mir?"

Und wie eine plötzlich vom Sturme geknickte Rose sank sie vor ihm nieder und weinte bitterlich. Das war ihre Antwort.

„Helene! Gott, was ist dir?" rief er bestürzt und zog sie mit aller Macht ans Herz herauf, daran sie schluchzend ihr Gesicht

verbarg. Dann preßte er einen tiefsinnigen Kuß auf ihren Scheitel und hob mit beiden Händen ihr Antlitz gegen sich auf.

„Helene, so hör' mich doch, und sieh' mich an! — Ums Himmelswillen, was that ich dir zu Leide?"

„O du nicht, Hermann, nicht du mir, aber ich, ich habe dir weh gethan," sagte sie mit noch überquellendem Aug' und zitternder Lippe. „Nur darum wein' ich, nur darum. O, kannst du mir wieder gut werden?"

Und mit dem innigsten Tone, dessen seine Stimme fähig war, sprach er ihr jetzt Trost zu, sie noch fester im Arme haltend.

„O, wieder gut dir werden? — Ich war dir ja noch gar nicht böse. Aber sag' mir nur um Alles, wie konnte dir solche Angst vor mir kommen? Was that ich dir doch nur?"

Da umschlang sie seinen Hals mit beiden Händen.

„Ach, nichts, lieber Hermann, nichts, als nur Liebes und Gutes thatest du mir. Aber ich habe dir jetzt trübe Stunden gemacht, die ersten, aber auch gewiß die letzten. O, hab' Nachsicht mit mir! — Bedenk', ich bin ja noch so jung und du bist der erste, fremde Mann, den ich im Leben kennen und lieben gelernt. Und daß dein Geist so hoch über dem meinen steht, daß ich zaghaft bin, ob ich ihm folgen und genügen könne, das ist es ja allein, was mich geängstigt, und mich zu diesem thörichten Briefe getrieben. Aber bei Gott! Kein Wort darin habe ich böse gemeint und jedes, das dich betrübt, das bitt' ich unter Thränen dir jetzt ab. O, ich habe dich ja so lieb, so unaussprechlich lieb."

„O, du Engel meines Lebens, mein Alles, mein höchster Schatz auf Erden! Komm, laß mich die Thränen dir vom Auge küssen! — Und auch ich sage dir jetzt: die ersten seien's und die letzten, die du aus gedrücktem Herzen um mich geweint! O nie, nie mehr verstimme sich eine Saite am Harfenspiel unserer Liebe! Nein, mein liebes Herz, du hast die Meereswogen nicht recht belauscht! Aber zu mir haben sie Wahrheit geredet, denn

unter jener Eiche, daran ich dich zuerst gesehen, da ließ ich erst heute der Meereswogen Lied meinen Geist umrauschen. Und unter diesem für uns so gesegneten Baume, dem Ursprung unserer Liebe, haben sie mir gewiß nichts Falsches gesagt. Komm, Helene, setz' dich her zu mir unter unser Lieblingsplätzchen! Hier laß mich dir Alles, Alles sagen!"

„Du herzensguter Mann, wie freu' ich mich darauf!" Und sie setzten sich ins Ginster unter die breitästige Tanne. Die Haide lag still und menschenleer. Das alte Gehöft sah zum Hünenhügel hinüber, wie ein ernster Gedanke über irdische Vergänglichkeit.

Hermann hatte die Hand in die ihre gelegt, und mit feierlich gehobener Stimme hub er an:

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Merk' auf, mein Kind, uns sagt ihr Mund:
Gar endlos tief ist unser Grund,
Darüber wir den Schiffer tragen.
Doch eurer Liebe süßes Meer,
Drauf euer Herz hinausgezogen,
Ist endlos, wie der Sterne Heer. —
Das sagen uns die Meereswogen."

„Endlos wie der Sterne Heer! — Ich danke dir. O rede weiter!" — Und sie lehnte das Haupt an seinen Arm.

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnsucht treibt sie all' uns zu,
Seit ihres Rinnens ersten Tagen.
So wird von eurer Liebe Geist
Jedwedes Denken aufgesogen,
Daß Alles in euch Liebe heißt. —
Das sagen uns die Meereswogen."

„Ja, Liebe, nur Liebe jeder Gedanke! — O Hermann, wie wird mir wohl und leicht! Nun weiß mein Herz von keiner

Angst mehr — nur noch von unserer Liebe weiß es. Und was sagten sie uns noch? Sie reden ja so schön." — Da entzog sie ihre Hand der seinen und legte sie sacht auf seine Schulter.

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Wir stürmen oft gar wild einher,
Das Wetter grollt um uns gar schwer,
Und schäumend wir zum Himmel schlagen.
Doch eurer Liebe klare Fluth
Umsonnt nur lichter Himmelsbogen;
Nur Gottes Friede darauf ruht. —
Das sagen uns die Meereswogen."

„Nur Gottes Friede! — Ja, du mein Liebster, so soll es geschehen bis an unser Sterben. O wie konnte doch ich der Wogen Sprache so falsch verstehen, daß sie von so bösem Sturme mir erzählten? — Aber gewiß, dir haben sie die Wahrheit gesagt. Und redeten sie noch weiter mit dir? Ich möchte ja stundenlang an deinen Lippen hangen." — Und sie schlang den Arm um seinen Hals, und er neigte sein glückstrahlend Antlitz zu ihr nieder.

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Gar manch' ein Schiff treibt steuerlos
Vorm Untergang in unserm Schooß,
Zerbrochen seine Maste ragen.
Doch eures Glückes sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt eure Treue als Pilot. —
Das sagen uns die Meereswogen."

„Ja, unsere Treue soll das Steuer lenken!" rief sie da plötzlich mit begeistertem Starkmuth und ausgestrecktem Arm. „O Hermann, fürchte nicht, daß, wenn dein Genius dich treibt, dein Lebensschiff im engen Hafen loszubinden und hinauszusegeln in des Geistes unendliches Meer — o, hab' keine Angst, daß ich dann jammernd am Strande stehe, und dir die Ausfahrt verleide. Nein, du bist

kein alltäglicher Mann! Aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden, — weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer! — Ich steige zugleich mit dir ein. Steh' du stolz aufrecht im Nachen und laß die Segel schwellen von deines Geistes Hauch! Ich setze mich nieder ans Steuer mit demüthigem Herzen. Und geht das Meer dann auch hoch, o Hermann, dann kämpfe du gegen die Wogen! Mich laß, zum ewigen Leuchtthurm schauend, das Steuer lenken! Und aus jedem Sturm deines Geistes bringt mein Herz dein Glück wieder heim in unseres Hauses bergenden Hafen. Denn nimmer verfehlt meine Treue den richtigen Weg. O nur mich lieben, mir vertrauen, dir's an mir genügen lassen! O daß ich nur nie am Strande machtlos klagend zurückbleiben muß, und du, meines Herzens entbehrend, steuerlos im Sturme treibst — o dann, mein Liebster, dann haben die Wogen dir die Wahrheit gesagt, dann hab' ich keine Angst für unseres Glückes Boot. O dann ist Alles, Alles gut!"

Und wieder umschlang sie ihn mit beiden Armen und barg ihr Haupt an seine Brust.

Und er? — Wie doch der Geist nur so plötzlich Jahre weit rückwärts fliegen kann! — Der hatte bei Helenens Worten inzwischen ein nachtumfangenes Meer gesehen. Im sturmgepeitschten Nachen lag ein ohnmächtiger Fischer, aber sein Weib führte todesmuthig das Ruder und blickte betend zum Leuchtthurm. Und die Berge des Meeres trugen sie sicher und die Thäler verschlangen sie nicht. — Das war jener Fischer, der nie genug bekam. — Erinnerst du dich noch Hermanns letzter Schulaufgabe auf der Bank des Gymnasiums?

Wie diese Erinnerung doch sein Herz mächtig klopfen gemacht! Aber wie er jetzt Helenens Haupt daran spürte, da sah er auch dieses Seesturms anderes Bild.

Des Leuchtthurms tröstender Strahl fällt in des Fischers geängstigtes Herz. Erwachend sinkt er seinem rettenden Weib in

den Arm. Dann knieen sie zusammen an dem Leuchtthurm nieder. Die Sterne gehen über ihren Häuptern auf, friedestrahlend, und das Meer ist wieder still geworden wie des Fischers Herz.

Und wieder hob er jetzt ihr Antlitz gegen sich auf und küßte sie lang und innig.

„O du mein muthig mitstreitender, schützender Engel! Ja, wie du gesagt, so soll es geschehen. Nein, niemals sollst du einsam klagend am Strande stehen! Als Schutzgeist sollst du allezeit mich begleiten auf des Lebens ruhiger wie stürmischer See. Du sollst mir das Steuer lenken zu der Ewigkeit unendlichem Meer! Und hör' nur jetzt das Ende:

„Was uns die Meereswogen sagen? —
O merke wohl den Schluß, mein Kind!
So lange wir mit günst'gem Wind
Ein Schiff zum Strande noch getragen,
Sind in der ew'gen Liebe Port
Zwei Herzen treuer nicht gezogen,
Durch Liebe selig hier und dort. —
Das sagen uns die Meereswogen." —

„Durch Liebe selig hier und dort!" sprach sie mit verklärtem Aug' ihm andächtig nach. Dann legte sie ihre Hand wie am Anfang wieder in die seine. Vom Dorf herauf klang die Abendglocke. Die alte Tanne flüsterte dazwischen. Helene neigte das Haupt. Und Beide sannen eine Weile vor sich hin. Dann standen sie auf und gingen, Hand in Hand, wie sie gekommen, heimwärts über die Haide. Mit keinem Worte sprachen sie mehr zu einander. Hörten sie doch Beide noch allzumächtig in ihrer Seele das inhaltsreiche Lied erklingen:

„Was uns die Meereswogen sagen!" —



Siebenter Abschnitt.

In den Hafen und aufs Meer.



I.

Elegie der Haide.

Deutschen Lebens minnige Poesie habe ich dich in dieser walddumrauschten Einsamkeit umklingen lassen wollen. Möge es mir in diesen „bräutlichen Tagen" nur auch so geglückt sein, daß du gerne mir zugehört! — Und nun folge mir eben so freundlich weiter! Bald gleitet ein Lebensschiff in den bergenden Hafen, bald treibt ein dunkler Drang das andere hinaus aufs offene Meer. So komm, wir wollen mit diesen Schiffern heimkehren und hinaussegeln!

Es ist Herbst geworden. Eine den zuletzt erklungenen Minneweisen gar unähnliche höre ich jetzt über die Haide rauschen. Und doch wird auch sie in meiner „Symphonie in Worten" noch gar manchmal wiederkehren. — „Elegie der Haide" möchte ich sie heißen. So hör' mir zu!

Wer sah es diesem alten Haidehof wohl an, was er Alles in seinen düsteren Mauern verborgen hielt? — Ein ganzer Liebesfrühling hat dich darin umblüht. Aber auch der schon entblätterte Baum und der noch ganz zarte Schößling stand auf demselben Boden. Das war der Großvater, ein narbenbedeckter Veteran aus Napoleonischer Kriegszeit, den wir bis jetzt nur von weitem

betrachtet, im Gerichtssaal und bei seiner Heerde. Und der Schößling war dessen Enkelsohn, der „Schäferfritzel," wie er auf dem Hof und im Dorfe von Jedermann genannt wird. Von diesem weißt du noch nicht ein einziges Wort. Und doch reift nun auch er allmälig heran zu einer nicht unwichtigen Person in unserer Erzählung vom deutschen Leben.

Du erinnerst dich wohl noch, lieber Begleiter, wie unter den Verdachtsgründen gegen den Schäfer auch dessen Fertigkeit in mechanischen Arbeiten eine gefährliche Rolle spielte. Von wem er sie ererbt, wo er sie gelernt? Niemand wußte das. Aber in unvergleichlich reicherer Gabe als dem Vater war dieses Talent dem nun zwölfjährigen Buben, dem Schäferfritzel, angeboren. Wunderbares Walten der Natur, oder wie nenne ich dies Geheimniß? — Sobald er nur als ganz kleiner Knirps mit einem Messer hantiren, Kartoffel, Schachteldeckel und Weidenruthen zerschneiden konnte, fabrizirte sein junges Genie schon ganz nette Leiterwagen, Schubkarren und Schäferhütten, wie er's gerade brauchte. Und sich Pferde wie Kutscher, oder eine ganze Schäferfamilie sammt Hund und Heerde herbeizuzaubern, dazu war er nicht im mindesten verlegen. Lieferten ihm doch die weißen Rüben auf dem Feld und im Keller das bildsamste Material zu seiner naiven Plastik. Mit jedem Jahr offenbarte sich diese Gabe in bewußterer Kraft. Der Mutter Spinnrad und Garnhaspel waren in ihrem einfachen Mechanismus für den kindlichen Techniker gar bald ein überwundener Standpunkt. „Boßeln" war seine höchste Befriedigung und würzte jedes seiner Kinderspiele. Aber wie traurig für ihn! — Je sichtlicher dieses geheime Genie sich entfaltete, um desto argwöhnischer beobachtete ihn der Großvater. Warum nur? — Wir werden es bald erfahren. So saß der Fritzel gar oft nur mit Herzklopfen im Schuppen an der Schnitzbank, aus Angst, vom Großvater darüber entdeckt und ausgescholten zu werden. Darum war es ihm auch die liebste Zeit, wenn er später zur Heerde hinaus-

geschickt ward, und dann ungestört am Waldhange sitzend mit seinem kleinen Schnitzmesser seine Kunst ausüben konnte. Wie schweifte dann sein großes Auge seelenvergnügt über die Haide! Und wie oft seufzte er vor sich hin: „O hätt' ich nur erst eine Drehbank, da wär' ich aber glücklich! — Armer Fritzel! Ein junger Adler mit gebundenen Schwingen!

War's darum ein Wunder, daß auch Hermann den gescheidten Buben besonders lieb gewann? — Geschah ihm doch, als spüre er ein gut Theil seiner eigenen Natur in ihm stecken. Und so machte sich's ganz von selber, daß er den Fritzel dann und wann mitnahm, wenn er auf der Herbstjagd Wald und Haide durchstreifte. Dann trug ihm sein kleiner Genosse die erlegte Beute und jedesmal wußte er eine neue Art von Haken im Walde zu schneiden, um daran am besten das erlegte Wild über die Schulter zu hängen. So erkannte Hermann immer mehr dieses rastlose Erfindungsgenie, und sein Entschluß ward immer fester, mit aller Kraft sich des merkwürdigen Buben anzunehmen.

Einmal saßen sie an einem Herbstabend miteinander am Hünenhügel. Zwei Hasen und ein halbes Dutzend Hühner lagen vor ihnen im Ginster. Der Abend war so schön, und Hermann behagte es, gerade hier noch ein wenig Rast zu machen. Der Fritzel aber hatte die abgeschossene Flinte in die Hand genommen und studirte nachdenkend daran herum. Endlich getraute er sich zu fragen:

„Herr Doctor, darf ich nicht einmal gucken, wie Ihre Flinte inwendig aussieht? Ich glaub' schon, daß ich das Schloß da auseinander machen könnt' und auch wieder ganz gut zusammenschrauben. Darf ich's einmal?"

„Ei warum nicht, Fritzel? Wart' nur, bis wir heimkommen," sagte Hermann, ihm freundlich das Gesicht streichelnd; und es drängte ihn zu der Frage: „Sag', Fritzel, was willst du denn eigentlich einmal werden?"

„Ich? — Ei, Schäfer muß ich werden," seufzte der Bube und ließ den Kopf hängen.

„So, und darüber bist du so traurig? Warum denn?"

„Weiß nicht, Schäfer ist so langweilig. Möcht' lieber ein Handwerk lernen, wo ich bosseln könnt'! Drechsler oder so was. Aber der Vater läßt mich nicht. Und der Großvater wird erst recht bös, wenn ich ihm damit komm'. Schafehüten soll ich, sagt er immer. Und ich mag doch nicht."

„Ja, Fritzel, da hast du auch ganz Recht! Schafe hüten können hundert Andere. Aber für dich wär' es jammerschade. Weißt du was? Du mußt einmal Mechanikus werden! — Willst du?"

„Weiß nicht, was das ist."

„Nun sieh', Fritzel, ein Mechanikus, das ist ein Mann, der Maschinen macht. Verstehst du's jetzt?"

„O ja, jetzt schon," sagte er mit auflebendem Gesichte. „Steht ja die Dreschmaschine drinnen in der Scheuer und die Häckselmaschine in der Futterkammer. Und in der Garnspinnerei in Buchthal drunten, da sind aber noch hundertmal mehr. Da hab' ich dies Frühjahr von der Madam dem Inspector einen Brief hingetragen, und da hat mich ein Mann durch einen langen Saal ganz voll von lauter Maschinen geführt. Ach, du guter Gott, da bin ich anfangs ganz dumm worden vor lauter Surren und Sausen. Aber wie ich meinen Brief dann besorgt hatte, da wär' ich fürs Leben gern noch ein Bissel bei den Maschinen stehen blieben; und ich sagt' auch zu dem Mann, ob ich nicht die Räder betrachten dürft', wie die einander treiben, die großen immer die kleinen. Das hatt' ich gleich losgekriegt, schon im Vorbeigehen. Aber er sagte: was verstehst du dummer Bub' davon? Und er schob mich zur Thür hinaus, daß ich ganz bös worden bin. O wenn ich nur hätte gleich ganz drin bleiben können und immer mit Oel die Räder einschmieren — ich hätt' es ihnen schon

abgeguckt, wie die ineinander laufen, und wie ich sie dann selber machen könnt'." Dann ward sein Gesicht noch viel erregter, und er schloß mit glänzendem Auge: „O, eine Dreschmaschine, Herr Doctor, die könnt' ich jetzt schon machen, wenn ich nur die zackigen Räder dazu hätt'."

„Was, Fritzel, eine Dreschmaschine?" fragte Hermann verwundert über dieses naive Selbstbewußtsein. „So geschickt wärest du schon? Ja, wo hättest du denn das schon gelernt?"

„Ei wissen Sie, Herr Doctor," klärte jetzt der Fritzel ihn auf, mit einem Gemisch von Schalkheit und Zutrauen, „die Dreschmaschine, die ist nicht gleich so 'rein kommen, wie sie jetzt in der Scheuer steht. O je, das waren zwei ganze Wagen mit lauter Stücken, die sie von der Eisenbahn abgeholt haben. Da durft' ich auch in die Stadt mitfahren. Und da hab' ich zum erstenmal ein Locomotiv gesehen. Das hat aber gebraust und gepfiffen. Da hab' ich aber nicht viel herausbekommen. Das war mir doch ein Bissel zu schwer. Konnt' die Maschine auch nur zehn Vaterunser lang angucken. Und da war sie schon wieder fortgesaust. Und ein paar Tage darauf ist dann ein Mann auf den Hof kommen, den haben sie den Montirer geheißen, und der hat dann Alles erst in der Scheuer zusammengesetzt, Stück für Stück und mit gar vielen Schrauben. Und da bin ich ihm den ganzen Tag nicht von der Seite gewichen, weil's gerad' Ostern war, wo ich keine Schule hatt'. Und auf die Finger hab' ich dem Montirer geguckt — o jedes Schräubchen hab' ich mir gemerkt, wo's hingehört. Und dann," fuhr er etwas stockend weiter, „dann — die Nacht darauf — da hab' ich in der Schäferhütte geschlafen, weil der Vater unpaß war. Und da hat mir's drinnen geträumt, daß ich die ganze Maschine auseinandergelegt hätt' und gleich wieder zusammengeschraubt, und es wär' ganz gut gegangen. Und da war ich gar lustig drüber und ganz stolz. Und wie ich dann aufgewacht bin, da hatte gerade der Wächter im Dorf drunten

Zwei geblasen; aber 's war ganz hell, denn es schien der Vollmond. Und ich weiß selber nicht, wie mir's da so war — aber da war mir's gerad', als wenn ich gar nicht anders könnt', und müßt' und müßt', ob ich wollt' oder nicht. Und da kroch ich aus der Hütte — und — aber gelt, Herr Doctor, Sie verrathen mich nicht? Und ich will's auch mein Lebtag nimmer thun und gebeichtet hab' ich's auch schon — und ich kann auch wirklich nichts dafür, ich mußt' ja so — 's war mir so angethan —"

„Aber was denn, Fritzel? Du verstehst wirklich, Einen aufs höchste zu spannen."

Und der Fritzel rückte jetzt so nahe an Hermanns Ohr, als wollte er sein Geheimniß selbst dem Haidekraut am Hünenhügel verborgen halten und er flüsterte behutsam weiter:

„Und da bin ich über die Haide gelaufen und über die Hofmauer geklettert, und dann, dann bin ich durch das Scheuerthor geschlüpft. Da hatte gerade Tags zuvor ein Knecht mit der Deichsel ein Brett entzwei gefahren — das wußt' ich; und wo die Schraubenzieher hingen, das hatt' ich mir auch gemerkt. Und dann stieß ich den Laden auf, daß der Mond hereinscheinen konnt'. Und dann macht' ich's gerade so, wie mir geträumt hatte, — Alles auseinander und wieder zusammen. Und es ging auch Alles ganz gut. Da war ich nun gerad' so stolz darauf, wie im Schlaf. Und dann kroch ich wieder in die Schäferhütte, und kein Mensch merkte was. Gelt, Herr Doctor, das war aber schön? — Und gelt, Sie machen's schon, daß ich kein Schäfer werden muß?"

„Ja, Fritzel, das mach' ich; darauf kannst du dich verlassen! Noch heute red' ich mit der Madam," betheuerte Hermann, den diese Erzählung ganz nachdenklich gestimmt hatte, und er dachte bei sich: „Wie wunderbar offenbart sich doch oft die Macht des Genie's!"

„O die Madam," fiel jetzt der Fritzel erleichterten Herzens ein, „die hätte nichts dagegen. Denn, wie einmal die Dresch-

maschine nimmer gehen wollt', und sie Alle drum herumgestanden sind, und nicht wußten, wo's fehlt, da bin ich grad' aus der Schule kommen. Und da hab' ich gesagt, sie sollen nur mir einmal die Schraubenzieher geben. Und da haben sie mich ausgelacht. Und mein Vater hat gesagt: nun laßt einmal den Buben probiren; denn kaput ist die Maschine doch. Und dann war es ihnen recht. Herr je, haben Sie mich aber dann angeguckt, wie ich alles so fix auseinanderlegen konnt'! Und da war zwischen den Zacken ein großer Nagel gesteckt. Und den zeigt' ich ihnen und sagte: so, da seht ihr's nun; aber das Rad ist kaput und da muß ein anderes her. Hineinmachen will ich's dann schon wieder. Und da ist der Oberknecht ganz roth drüber worden, wie er den Nagel gesehen hat. Wissen Sie, der nämliche Spitzbube, der jetzt auf fünf Jahr im Zuchthaus sitzt, wo er den Vater hat hinbringen wollen. Aber der Pferdeknecht sagte: ich wär' ein verflixter Bub'. Und die Madam schenkte mir ein Honigbrod und noch dazu dreißig Kreuzer für meine Sparbüchse. Und Sonntags darauf hat der Herr Pfarrer gesagt: ich müss' einmal was anderes werden als Schäfer, weil ich so gut im Rechnen bin. Aber," schloß der Bube nun wieder weinerlich, „der Großvater will doch nichts davon wissen."

„So, Fritzel, auch so gut rechnen kannst du?" lächelte Hermann. „Nun sieh', darin ging mir's in deinem Alter just umgekehrt. Aber wart' nur, jetzt red' ich einmal mit dem Großvater. Wir werden's schon zuwege bringen. Ei was! So auf dieser Haide herumkrabbeln, das ist nichts für deinen Kopf. Die ganze, weite Welt muß ihm einst offen stehen . . . ."

„Die ganze, weite Welt!" fiel jetzt der Fritzel aufathmend ihm in die Rede. „Ach, und auch Amerika! — Gelt, Herr Doctor?"

Was lag jetzt nicht Alles in diesem einen großen Blick, mit dem dieser Schäferbube halb offenen Mundes am Horizont umher-

schaute, als wollte er die Grenzen seiner dereinstigen Wanderfahrt schon jetzt mit seinem Aug' umkreisen.

Und Hermann, der an diesem merkwürdigen Umherschauen seine stille Freude hatte, fragte:

„Also möchtest du einmal gar gern in die weite Welt? — Und weißt du denn schon was von Amerika?"

„O je, das will ich meinen. Da sind erst im Frühjahr zwei Schulkameraden von mir mit ihren Eltern nach Amerika ausgewandert. Und die haben gar arg geweint, wie sie aus dem Dorf gefahren sind. Da hab' ich aber zu ihnen gesagt: o wenn ich nur ihr wär', ich thät' nicht so weinen. Ihr seid recht dumme Buben! Nun seht ihr die halbe Welt, und das Meer dazu, allerhand fremde Menschen, und wilde Thiere, und jetzt greint ihr wegen dem langweiligen Nest. O dürft' ich nur mit, ich thäte lachen. — Und der Großvater hat auch schon die ganze Welt gesehen, wie er unterm Napoleon Soldat gewesen ist. Und wenn wir Abends Kartoffel schälen, da erzählt er uns manchmal davon. Und da hab' ich mir schon oft gedacht: ach, wenn nur auch ich einmal hinaus dürft' in die weite, weite Welt! — Das wär' aber schön!"

Wie so nun der zwölfjährige Schäferfritz von der weiten Welt in kindlicher Wandersehnsucht schwärmte, da trieb sein Großvater, ein weißbärtiger Achtundsechziger im braunen, halbzerrissenen Mantel, mit den Schafen über die Haide gegen ihn her — das ernste, in sich gekehrte Alter, das mit dem Leben abgeschlossen, zu der fröhlichen Knabenzeit, vor der es unermeßlich offen lag.

„Guten Abend, Großvater!" rief Hermann ihm schon auf zwanzig Schritte weit entgegen.

„Guten Abend, Herr Doctor," gab ihm der Gegrüßte zurück und kam näher. „Na, heute waren Sie ja glücklich; zwei Hasen und sechs Hühner. Da kann man zufrieden sein."

„Das bin ich auch, Großvater. Aber da seht einmal her,

was mir der Fritzel wieder für einen guten Haken zum Tragen geschnitzelt hat. Ich sag' euch, in dem Buben steckt was, wovon ihr euch Alle noch nichts träumen laßt. Darum meint auch der Fritzel, das Schafehüten sei ihm zu langweilig. Und ich meine es auch. So immer nur auf den Boden schauen — ist das nicht langweilig, Großvater? Und darum möchte der Fritzel lieber einmal in die weite Welt, wie ihr. Aber nicht als Soldat — nein, der Bube muß einmal Mechanikus werden, weil er solch' Geschick zum Bosseln hat, und auch so gut rechnen kann. Und für das Lehrgeld wollten ich und Madam schon sorgen. Was meint ihr dazu, Großvater?"

Der Fritzel kauerte indessen mäuschenstill im Farrenkraut, und sah furchtsam zum Großvater auf, was der für ein Gesicht dazu mache.

Aber das ward jetzt noch viel ernster, als es ohnedem schon gewesen, fast mürrisch; und der alte Hirte stützte sich auf die Schäferschaufel und schüttelte sein weißlockiges Haupt.

„Hm, hm! Hat sich der Bube nun auch hinter euch gesteckt! Und drangsalirt er schon uns selber genug! — Fritzel, was quälst du nun auch noch den Herrn Doctor mit deinem dummen Zeug?"

Der Bube traute sich gar nicht aufzuschauen, viel weniger zu antworten.

Aber Hermann nahm ihn rasch in Schutz: „Nein, Großvater: da thut ihr dem Fritzel gewaltig Unrecht! Nur ich allein hab' ihn darauf gebracht, und es ist mir schon lang im Kopf herumgegangen. Denn nehmt mir's nicht übel, wenn ich es euch rund heraussage: da müßt' ich doch blind sein und kein Herz im Leibe haben, wenn das mir nicht wehe thäte, nun anzusehen, wie unser Herrgott diesem Buben ein solch' handgreifliches Genie gegeben hat, um Mechanikus zu werden, und wie ihr um alle Welt einen Schäfer aus ihm machen wollt. Großvater, ihr seid ja

sonst ein so kluger Mann! Kommt, überlaßt mir den Buben! Er soll euch keinen Kreuzer Kosten machen, darum schlagt ein und verderbt dem Buben nicht sein Glück, zu dem er von unserm Herrgott bestimmt ist."

Der Fritzel hatte sich bei diesen Worten seines Beschützers kaum getraut, recht Athem zu holen, solche Angst war ihm vor dem strengen Großvater gekommen. Er wagte jetzt nur einen einzigen Blick auf Hermann zu thun. Darin lag sein ganzes junges Herz voll Dank und Hoffnung. Aber sogleich schlug er das Auge wieder nieder und zitterte davor, was jetzt der Alte sagen werde.

„Hm, hm, Glück!" murmelte der naturwüchsige Philosoph der Haide erst vor sich hin; dann klang seine Stimme hoch gehobenen Tones und er streckte die Hand aus, daß er in seinem weißen Bart anzuschauen war, wie ein alttestamentarischer Prophet:

„Glück! — O junger Herr, was ist Glück? Und wo ist es zu finden?"

Hermann war von Ton und Sinn dieser Rede gleich betroffen.

„Wie so, Großvater? Wie meint ihr das?"

Und mit derselben tieftönigen Mahnerstimme hub der Alte wieder an:

„In die weite Welt wollt ihr mein Enkelkind schicken, daß es drin sein Glück sich suche? — O junger Herr, auch ich habe sie gesehen. Die Welt ist groß und weit — aber das Menschenherz ist noch viel weiter und bekommt nie genug. Ich hab's erfahren. — Beim großen Kaiser hab' ich gedient an fünfzehn blutige Jahre — von anno 97 bis anno 12. In Egypten bin ich vom Sonnenstich schier gestorben, und in Rußland hab' ich mir die Füße erfroren. Dazwischen liegt gar ein mächtig großer Weg. Bei den Pyramiden und bei Marengo, bei Austerlitz und Wagram war ich dabei, wie der Mameluk, der Oesterreicher und der Russ' ihre Hiebe gekriegt. O stand mein Kaiser da groß in der Welt,

als wenn er drinnen der Herrgott wär' und das Glück ihm gar nimmer falliren könnt'! — O ich hab' sie mit ihm durchmarschirt die ganze weite Welt. Aber hat er denn genug gekriegt? — Nein, lieber Herr! — Sein Herz war noch viel weiter. — Darum mußt' er noch in dem Russen sein Land. Da zog er mit sechsmalhunderttausend von allen Völkerschaften hinauf. Und, o mich schaudert's noch heute, wenn ich daran denke, wie dann Moskau gebrannt, und wie wir heimwärts gehungert und gefroren. Und wie sie uns über der Beresina abgezählt, da waren's von den sechsmalhunderttausend noch vierzig. Und die anderen alle, die lagen im Blut und Wasser und Schnee. — O fünfmalhundertsechzigtausend erschlagene, erfrorene und ertrunkene Menschen! Und der große Kaiser und all' sein Glück? — O lieber Herr, was war's mit denen?"

„Aber, Großvater," entgegnete Hermann zwar ruhig, und doch von des Alten Rede erschüttert: „Was hat denn der Napoleon mit dem Fritzel zu schaffen? Der will ja doch die Welt nicht erobern. Nur Kenntnisse drinnen erwerben will er mit Fleiß und Sparsamkeit, und doch nicht mit solch' unmenschlichem Uebermuth, der den Napoleon zu Fall gebracht."

„Ja wohl," fuhr der Schäfer in unverändertem Tone weiter, „so denkt ihr! — Und ihr seid ein gar gelehrter Herr! Hab's ja vor Gericht gehört. Aber eure fünfundzwanzig Jahre sind eben doch nicht meine achtundsechzig. Nichts für ungut, Herr Doctor! Da denkt man eben auch ein Bischen älter, und die Welt kommt Einem anders vor. — Ei, macht's unsere Zeit denn jetzt anders, als einst der Napoleon? Kriegt sie denn genug? Und jagt sie nicht nach Glück in justament so gottlosem Uebermuth, wie einst Jener, und immer da, wo's nicht zu finden ist? — Und seht, lieber Herr," schloß er jetzt mit zornesfinsterem Blick, „just in den Maschinen — da drinnen steckt's! — Und nun sollt' auch mein Enkelsohn mit ihnen was zu schaffen

haben? Nein, lieber Herr! So lang ich am Leben bin — nie und nimmer!"

„Nehmt mir's nicht übel, Großvater, ich versteh' euch nicht," sagte Hermann, der unter dem Eindrucke dieser räthselhaften Rede sich unwillkürlich höher aufrichtete, während der Fritzel noch furchtsamer sich an den Hünenhügel drückte. Und der Alte lächelte bitter vor sich hin.

„Nun freilich, wie solltet ihr mich auch verstehen? Aber ich will es euch jetzt sagen. — Seht, lieber Herr, dem Buben da sein Vater, das war nicht mein einziger Sohn. Ich hatte deren noch zwei und eine Tochter dazu; und die Jungens waren brav und fleißig, und das Mädel war gut, und ihrer Mutter ans Herz gewachsen. Das war am Niederrhein, lieber Herr, wo ich auch schon als Schäfer gedient, da ich just von Rußland heimkommen war. Und wir waren zufriedene, glückliche Menschen. Nun seht," fuhr er jetzt weiter und nickte erregt mit dem ausdrucksvollen weißen Kopf, und sein Auge flammte. „Seht, lieber Herr, da kamen die Fabriken und Maschinen auch in jene Gegend, wie jetzt in diese. Und meine zwei Jungens von siebzehn und vierzehn, und mein Mädel von sechzehn Jahren, die setzten gar stark mir zu, daß ich auch sie in die Fabrik schicken sollt', um recht viel Geld zu verdienen. Und die ganze Freundschaft bettelte drum. Und ich ließ die Kinder gehen und that ihren Willen. Was wußt' ich viel davon, daß ich sie an den bösen Feind verhandelte? — O, lieber Herr, laßt mich's kurz machen! Denn langes Erzählen macht mir Herzweh. — Und kurz und gut — nach drei Jahren, da war der größere Bube von all' dem verfluchten Geld ein gottvergessener Lump, und ging auf und davon, nach Amerika hieß es. Und der kleine, der mußte seines Bruders Sünde büßen und kam in ein Rad, das ihn mitten entzweigerissen. Aber dem Mädel ging's noch viel schlechter. Das kam zum Fall, und starb mit ihrer Schande im Findelhaus. — Aber mein Aeltester, der in

seines Vaters Hause blieb, und mit mir die Schafe hütete, der ward dafür gesegnet an Weib und Kind. Er war mit wenigem zufrieden und er ward ein glücklicher Mann, bis diese verdammten Maschinen auch ihn noch verderben wollten. War es nicht so? Hatte nicht jener heillose Schurke nur darum ihn angeklagt, weil mein Sohn sein Complott gegen die Madam verrathen? Und war nicht dieses Complott nur wieder wegen den Maschinen? — O nichts als Unheil, Herzeleid und Schande, Tod und Sünde haben sie über mich und mein Haus gebracht!"

Da hielt er einen Augenblick inne. Aber mit einemmale war es, als ob sein ganzer, alter Schmerz sich noch einmal in seiner Brust zusammenkrampfte. Der Schäferstab entsank ihm. Und beide Hände gegen Himmel ballend stand er da, ein tragisches Menschenbild auf einsam ernster Haide.

„Verflucht seien alle Maschinen, verflucht sei diese ganze, neue, gottlose Zeit! — Verflucht sei alle Habgier, die nie genug bekommt, die vom Bösen stammt und zu ihm führt! — Verflucht sei aller sündige Uebermuth, der den Menschen zu was Anderem treibt, als wozu sein Herrgott ihn erschaffen hat! — O lieber, junger Herr! Ihr habt mir meinen Sohn gerettet und ich segn' euch dafür in alle Ewigkeit. Jetzt aber beschwör' ich euch bei des Dreieinigen Namen: verderbt mir nicht mein Enkelkind!"

Der Eindruck dieser Scene war zu gewaltig, als daß Hermann es nochmals versuchen wollte, mit kalten Vernunftgründen den heißen Zorn des Schäfergreises zu dämpfen. Mit solchem Schmerze war nicht mehr zu streiten. Und so begnügte er sich, ihm mit warmer Theilnahme zu antworten:

„Großvater, glaubet mir, das Unglück eurer Kinder thut mir weh. Ich erfahr' es heute zum erstenmal und begreif euch nun. Darum werd' ich auch über alles Andere fortan schweigen. Darauf habt ihr meine Hand!"

Und er legte sie in die des Großvaters, die noch mächtig

zitterte. Dann bückte er sich, ihm den entfallenen Schäferstab zu reichen. Ausathmend stützte der sich darauf und sagte wieder in ganz sanftem Tone:

„Fritzel, hör' mich an, was ich dir jetzt sage. Willst du?"

Der arme Bube hatte sich wie zerschlagen indessen immer tiefer in das Haidekraut hineingedrückt gehabt. Am liebsten hätte er sich ganz darin verkrochen, bis zu tiefst hinunter zur tausendjährigen Reckenasche. Eine solche Todesangst war ihm gekommen. Der kalte Schweiß rann ihm noch immer über sein Gesicht. Er vergaß darauf, daß er noch eine Stimme hatte und blieb stumm.

Und wieder redete der Großvater ihn noch zärtlicher an:

„Mit dir red' ich jetzt, Bube! Hörst du mich, mein Enkelkind?"

„Ja, Großvater," sagte er kaum hörbar und gewann wieder Muth, sich ein wenig aufzurichten.

„So hör' also, was ich dir jetzt sage. Wer weiß, wie lang es noch mit mir dauert. Und auch ihr, lieber Herr, dürft mit zuhören. Hab' ich doch auch euch gar lieb, und 's ist ein Recept für Jedermann, und vielleicht könnt auch ihr's noch gebrauchen! Ihr seid zwar ein gar studirter, gelehrter Stadtherr, und ich nur ein alter, einfältiger Schäfer. Aber es gibt eben Sachen auf der Welt, die kann kein Mensch in Büchern studiren, die muß er selber erleben — da drinnen im Herzen. Darum sagt mir, lieber Herr, wollt ihr's hören oder soll ich meine Schafe weiter treiben? Ich kann es halten, wie's euch beliebt."

Schon vorhin, da der Schäfer mit geballten Fäusten seinen Zorn zum Himmel hinausgeschrieen, und auch jetzt wieder, da er voll stolzer Hoheit zuwartend auf ihn niederschaute, war in Hermanns Geist das Bild des alten Lear auf jener Haide aufgestiegen. Eine Ehrfurcht beschlich sein Herz, als stände jetzt ein greiser, weiser König aus alten Zeiten als gespenstiger Hirte vor ihm da. Und er antwortete, in sein Anschauen verloren:

„Redet, Großvater, mich verlangt danach."

Lag schon vorher tiefe Stille rings auf der Haide, so schien es jetzt noch um vieles stiller zu werden. Als ob sie ihres Hirten Rede nicht stören wollten, hatten sich allmälig alle Schafe niedergelegt, und der zottige Schäferhund sah verständig auf zu seinem Herrn, als wollte er ihm sagen: So, nun fang' an!

Drüben im Haidehof wirbelte der Rauch in blauen Säulen in die Dämmerung, und der Alte sprach:

„Siehst du, Fritzel, den Rauch da drüben zum Himmel steigen? Betracht' ihn gut! — Das ist das Menschenleben. So kommt es und so geht es hin. 's ist Alles Rauch! — Und wenn du alt würdest hundert Jahre und noch viel mehr — zuletzt war es doch nur ein Augenblick, der kam und ging wie ein Schatten an der Wand. — 's ist Alles Rauch! — Schau her, mein Bube, auf diesen Hügel! — Die Leute sagen, daß drinnen vor mehr als tausend Jahren alte Helden begraben wurden. Wer waren sie? — Wie hießen sie, was thaten sie? — Dahin, dahin! — Wie die tausend Jahre. — 's ist Alles Rauch. — Und die da drüben in der alten Ritterburg gehaust? — In Asche wie ihr Schloß in Trümmern! — 's ist Alles Rauch. — Und ich sage dir jetzt: fängst du nur erst damit an, nach Menschenglück zu jagen, so bist nicht du der Jäger und nicht das Glück dein Wild, sondern umgekehrt. Und so oft du meinest, nun habest du das Glück erjagt, so ist dir's unter den Händen vergangen. 's ist Alles Rauch! — Und so geht's fort und immer fort. Das gehetzte Wild bist immer nur du selber, bis dich am Ende der große, wilde Jäger erlegt, dem noch Keiner entronnen — der allgewaltige Tod. 's ist Alles Rauch! — Drum mein Enkelkind, beschwör' ich dich jetzt: bleib' daheim und nähre dich redlich und es wird dir wohlergehen, wie deinem Vater. Bleib' arm und einfältig und du wirst reich werden an Frieden und Weisheit! Bleib' in deiner Niedrigkeit und dein höchster Gott wird dich zu sich

erhöhen. Verachte den Rauch der Erde, der kommt und vergeht, und dir wird leuchten das Licht Gottes, das ewig brennt auf Erden und im Himmel. Und alles Andere ist Rauch. — Doch gehst du hinaus in die weite Welt, willst du mithelfen an diesen Maschinen, an diesem Handwerkszeug des bösen Feindes, so prophezei' ich dir: es wird dir ergehen wie einst dem großen Kaiser. So wird es auch bei dir dann heißen: die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und es bekommt nie genug. — Auch deine Habgier und dein Uebermuth werden dich zuletzt in ein Rußland treiben. Und wie die große Armee drin gefroren und gehungert, so wird es auch dir ergehen. Dein Herz wird hungern an Glück und Frieden, so viel auch die Welt ihm bieten wird von ihrer Speise, die immer ärgeren Hunger schafft; und dein Herz wird frieren, so viel es auch an den Menschen sich wärmen will, weil es nicht beschienen wird vom Auge Gottes. Und wann dein letzter Tag herangekommen, dann wirst du zu spät gedenken der Worte: O Eitelkeit, und nichts als Eitelkeit, außer Gott zu lieben und ihm zu dienen. — Alles Andere ist Rauch — und nichts als Rauch! Nun wißt ihr, wie ich's meine. Behüt' euch Gott!"

Bevor die beiden Andern nur ein wenig zu sich kamen, hatte der Alte seinem Hunde schon gepfiffen und trieb mit seiner Heerde von ihnen weg. Dann schlug er Feuer, blies kurz darauf die Wolken aus seiner Ulmerpfeife, und murmelte vor sich hin: „'s ist Alles Rauch!"

Und lange, lange sah Hermann in sich verloren auf Wald und Haide. Die Abendluft strich bewegter durch Ginster und Farrenkraut. Durchs Tannenholz tönte der Bahnzug eine Stunde weit herüber, wie die brausende Stimme der neuen Zeit. Und dort am Waldsaume schritt der seltsame Schäfergreis, ein klagender Jeremias der alten. — Was ging doch jetzt im Herzen unseres Freundes nicht Alles vor! Da flüsterten die Haidekräuter ihm

nochmals zu: „Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und bekommt nie genug. 's ist Alles Rauch!" — Und aus des Bahnzuges fernem Stummlause hörte er sein Herz es umbrausen: „Vorwärts und immer vorwärts, die Welt und ihr Glück zu erjagen! Und auch dich wird mein Arm noch erfassen! Und auch du wirst im Sturm mir noch folgen, du, mein Sohn, mir, deiner Mutter, der Zeit!"

Des Bahnzugs fernes Brausen war jetzt völlig verweht. — „Komm, Fritzel, es wird Nacht, laß uns nach Hause gehen!" sagte Hermann dumpfen Tones und erhob sich in ernstem Sinnen. Der Bube lud die Jagdbeute auf die Schultern. Und da sie zum Haidehofe gingen, redete Keiner ein einziges Wort. Aber wie stand's mit ihren Gedanken? — Sonderbar! — Der Enkelsohn, dem des Großvaters Worte zunächst gegolten, der hörte sie nurmehr von ferne, deren tiefen Sinn er nur halb verstanden. Nur die Flüche umhallten noch immer sein Ohr. Er wollte ja gerne nun Schafe hüten, und nicht mehr nach der weiten Welt verlangen. Und der Andere, der nur mitzugehört, der vernahm jeden einzelnen Ton jetzt noch viel eindringlicher und er ahnte, daß er sein Leben lang nicht einen einzigen davon mehr vergessen werde.

„Nun wohl, du einfältig weiser Philosoph, mein Herz wird aber genug bekommen! Die Liebe dieses Engels da drüben wird es ausfüllen ganz und gar, und unser Glück wird kein Rauch werden, sondern eine heilige Gluth verbleiben, die nimmer erlischt!" — Und da stand sie schon unter der Thür, ihm winkte ihre Hand, und sie flog ihm entgegen zum Willkommkuß. „O nein, 's ist doch nicht Alles Rauch!"

Seit diesem Abend vermied es Hermann, mit dem Schäferfritzel wegen seines künftigen Berufes noch weiter zu reden. So wenig seinem Scharfblick auch die leicht zu widerlegende Einseitigkeit in des Großvaters Weltanschauung entgangen war, so ehrte er doch zu sehr dessen gerechten Schmerz, den eben trotzalledem

die Maschinen der Neuzeit über sein Familienglück gebracht, als daß er sein einmal gegebenes Versprechen nicht gewissenhaft halten wollte. Dabei entsagte er jedoch nicht der Hoffnung, allmälig und unbemerkt die Nachtseite in des Großvaters Anschauung aufzuhellen, und ihn für des Enkels Zukunft günstiger zu stimmen.

So nahm er den Buben wohl noch immer als Begleiter bei seinen kleinen Jagden mit. Aber dabei blieb es. Und auch der Fritzel hütete sich wohl, je wieder ein Wort von Maschinen zu reden, die der Großvater in solchem Zorne verflucht hatte. Es war, als hätte sein ganzes Genie vor des alten Schäfers Verwünschungen sich völlig aus ihm hinausgeflüchtet. Der kurze Traum von der weiten Welt war in Furcht zerronnen. Die enge Haide begrenzte nurmehr den Raum seiner Wünsche. Sogar sein kleines Schnitzmesser hatte der Fritzel damals noch vorm Schlafengehen in den Weiher hinter dem Hofe geworfen. Er fürchtete sich davor, als sei es vom bösen Feind ihm in die Hand gespielt worden. Des Großvaters Flüche ängstigten ihn selbst im Traume. — Armer Bube! —

Und es war wieder Samstag Abend, wie dazumal vor vier Wochen. Hermann stand eben mit dem Fritzel am Saume des Reichswaldes auf dem Anstand. Der Großvater trieb mit der Heerde ein paar Minuten weit von ihnen entfernt über die Haide. Man konnte deutlich von hier aus sehen, daß er die Schäferschaufel unter dem Arme trug und den Schafen langsam vorangehend in einem Buche las. — Wundre dich nicht zu sehr darüber! Das war überm Hüten seine stete Gewohnheit. — In seinen jüngeren Mannesjahren waren es die Schlachtfelder, darauf er seine düstren Studien über die Nichtigkeit alles Erdenlebens und die Eitelkeit alles Menschenstolzes angestellt. Jetzt war es seinen alten Tagen schon lang ein Bedürfniß geworden, seine im Krieg errungene populäre Philosophie in stets neuen Büchern zu nähren und zu bestärken. Wie daheim am Niederrhein stand er darum

auch mit dem Ortspfarrer dieser neuen Heimath in stetem, bibliothekarischem Verkehr. Und der bescheidene Bücherschrank, soweit er geistliche Erbauungen, heilige Legenden, Chroniken und gemeinverständliche Geschichtswerke umfaßte, war seit der Ansiedlung der Frau Forster bereits bis auf wenige Bände von dem alten Hirten ausgelesen. Bedenkst du dazu, in welch' innerlichem Abgeschlossensein der welt- und menschenkundige Leser den Inhalt dieser Bücher in sich geistig verarbeitete, nur die Haide unter und den Himmel über sich — so werden dir seine früheren Reden um gar vieles erklärlicher sein. Und soll ich auch noch an so manch' anderen alten Schäfer erinnern, der sich durch Heilkunde und Weissagung im Munde des Volkes berühmt gemacht hatte? War doch der Großvater selber der Enkel eines am Niederrhein einst weit und breit genannten Propheten! Und auch sein Vater trug, wie er, den Hirtenstab und war in Kräutern ein gar kundiger Mann. Es ist ein eigenes Geschlecht, das der Schäfer — schon seit alter Zeit und wird es wohl bleiben, so lang es einsame Weiden gibt und einsame Gedanken, die darauf im Geiste des beschaulichen Hirten gleich seinen Schafen ihre Nahrung finden.

So schritt dieser Alte der Haide nun auch an diesem Abend mit einem Buch in der Hand seiner Heerde voran. Der Enkelsohn sah bald zu ihm hinüber, bald auf Hermann. Der lauerte mit gespanntem Hahn auf das Häslein, das auf dem Rübenacker am Waldsaum sich seinen letzten Abendimbiß holen sollte. Doch heute waren des Buben Gedanken gar nicht recht dabei, wie sonst. Er mußte immer wieder nach dem Großvater hinüberlugen, und im Waldesrauschen hörte er seine zornigen und sanften Worte von jenem andern Abend vor vier Wochen durcheinandergehen . . . .

Aber was hat denn der Fritzel mit einemmale? . . . .

„Großvater, Großvater!" schreit er jählings hinaus, und stürzt athemlos davon.

„Fritzel, was ist dir?“ schreckt Hermann von dem Angstruf zusammen und läßt die Flinte tiefer sinken.

Aber der Bube sieht nicht und hört nicht mehr und läuft den Schafen zu querüber die Haide.

Und nun schaut auch Hermann zur Heerde. „Aber wo ist der Großvater? — Ich seh' ihn nicht mehr. Dem muß ein Unglück begegnet sein. Darum hat der Bube so geschrieen.“ — Das ist sein erster Gedanke. Und er späht jetzt mit noch schärferem Auge hinüber, da der Fritzel der Heerde schon nahe war. „Gott, wahrhaftig — ich sehe den Großvater dort ausgestreckt liegen — und sein Hund springt heulend um ihn her . . . . O sicherlich, ihn hat der Schlag getroffen. Aber vielleicht ist noch zu helfen. Doch wie, durch wen? — Gott, was nur thun? — Und ringsum kein einziger Mensch!“

Und wie er so dastand und nicht wußte, ob er zum Großvater selber, zum Haidehof oder ins Dorf hinunter zum Chirurgen und Pfarrer eilen sollte, da traten zum guten Glück zwei Holzhauer aus dem Walde. Was das nun ein hastiges Befehlen! „Ihr guten Leute, seht da drüben dem alten Schäfer ist ein Unglück begegnet. Lauft ihr da schnell zum Haidehof! — Ruft die Madam und die Tochter! Und ihr springt in das Dorf hinunter! — Holt den Chirurgen! Aber auch der Pfarrer soll eiligst kommen! — Nun fort! — Werft Beile und Sägen nur hieher! Morgen früh hol' Jeder sein Trinkgeld bei mir! — Schnell — fort! So eilig euch die Füße tragen!“

Und auseinander stoben die Zwei schwerfälligen Fußes. Der zum Gehöfte, jener zum Dorfe; er selber dem Fritzel nach, der jetzt gerade vor dem Großvater niedergesunken war.

Welch ein Haidebild!

Da lag der alte Schäfer auf dem Rücken, die Hände weit ausgestreckt, das Antlitz leblos. Seine Lippen zuckten nicht. Weit ab war Hut und Hirtenstab hingeworfen. An einem Dorn=

strauch hing mit zerfetztem Blatte das Buch. Der Fritzel weinte knieend seinen Jammer hinaus. Auch Hermann hatte sich jetzt zu dem Alten niedergelassen, ihm Mantel und Rock weit aufgerissen, und hielt ihm das Ohr ans Herz. Dazwischen drängte sich eifersüchtig der Schäferhund und leckte winselnd seines Herrn Gesicht. Aber die Schafe ringsumher, die vorhin erschrocken auseinander gestoben, da ihr Hirt jählings umgesunken war, die weideten jetzt in sorglosen Gruppen um ihn her, als ob er nur in friedlichem Schlafe liege.

„Fritzel, jammere nicht so!“ sagte jetzt Hermann, sich wieder erhebend. „Der Großvater lebt noch. Er liegt nur in Ohnmacht. Nun auf! — spring' jetzt schnell zum Pferch, und hol' aus der Hütte ein paar Kissen, daß wir ihm den Kopf besser legen. Auf, Bube! Jetzt heißt es sich zusammennehmen!“

Und dieser machte sich auf, um die Kissen zu holen. Hermann bewachte indessen den Scheintodten. Da trieb's ihn unwillkürlich, das Buch aus den Dornen zu ziehen und seinen Titel sich anzuschauen. Und er that's und las: „Vom guten Hirten, Betrachtungen vorm Schlafengehen.“ — Welche Gedanken durchzogen da Hermanns Seele! — „Also das war vielleicht seine letzte irdische Unterhaltung vor dem himmlischen Schlafengehen! — Du neidenswerther, glückseliger Mann!“ — Und er kniete wieder zu ihm nieder.

Dann nach einer kleinen Weile, siehe, welch' anderes Bild! Jetzt knieen auch Frau Forster und Helene mit trauerndem Antlitz vor ihm. Sein Sohn und dessen Weib stehen um ihn her und erheben lautes Klagen. Zwei Knechte umfassen den Großvater gerade, um ihn heimzutragen. Aber der alte Schäfer, wieder zur Besinnung gekommen, schlägt die Augen auf, und redet sie an in einem Ton, als gehöre der schon der Geisterwelt an:

„Nein, laßt ab von meinem Leib! — In keine Stube und kein Bett! — Hier laßt mich liegen und sterben — hier auf

der Haide unter meinen Schafen! Denn meine Stunde ist da, und der gute Hirte da droben hat mir gerufen. — Er war mein höchster Gedanke alle Zeit und auch mein allerletzter auf Erden; er wird auch mein ewiger sein im Himmel. Hab' ich doch die Schafe gehütet, als sein getreuer Knecht! — Betet für mich! Segen über euch Alle! — O du Lamm Gottes, erbarme dich meiner! —"

Und wieder sank er hin und ward stumm für immer. Alle waren indessen niedergekniet, durchschauert von des Sterbenden letzten Worten. Durch die Abendluft klang die Glocke des Ministranten, der dem Allerheiligsten in des Dorfpfarrers Hand eiligst voranschritt. Er kam zu spät. Und aus dem Walde, wie im Haidekraut hörte Hermann es flüstern: 's ist Alles Rauch!"

II.

Ein Gespräch mit einem Todten.

Es will Winter werden. Erfroren sieht die braune Haide drein; die kahlen Dornensträuche zittern vor heimlichem Frost. Durch das Tannenholz bläst feuchtkalter Wind, daß alle Wipfel davon durchschauert ächzen. Komm, lieber Begleiter, laß uns Abschied nehmen vom Haidehof! — Aber gewiß nicht darum, als ob der ersten Liebe Frühlingsweisen darin nun eben so verstummt seien, wie drüben im Reichswalde die Amseln, oder als ob unseres Brautpaares Himmel nun dem andern da droben gliche, daran krächzende Rabenschwärme mit lichtlosem Schneegewölk sturmgejagt auf- und niederschwanken. Nein, nicht darum will ich jetzt dieses düstere Gehöfte mit seinen heiteren Menschen verlassen.

Glaub' mir, nicht nur die Kindermärchen klingen noch am allertraulichsten am knisternden Herdfeuer, wenn draußen der Schneesturm in derselben uralten Weise sie begleitet, wie schon vor vielen Jahrhunderten, da der Volksmund sie in geheimnißvollem Halbdunkel ersinnend zum erstenmal erzählte — nein, auch bräutliche Liebe hängt bei Frost und Schnee ihr Saitenspiel nicht trauernd an die Wand, sondern läßt erst recht voll Liedverlangen ihre Finger drüber gleiten. — Da ergeht es ihr in solch' geseg-

neten Wintertagen, wie dem Dichter, dessen inneres Schöpferschauen sich auch immer mehr vertieft und erweitert, durch je minderen Reiz sein leibliches Auge draußen gefesselt wird. Da wird junge Liebe dem Sänger gleich an heiliger Dichtersehnsucht. Auf deren weit ausgespanntem Fittig schwingt sie sich mit ihm in der Ideale lachendes Zauberreich, und holt aus dessen ewigem Frühling frischthauige Blumen heim, um das geliebte Haupt sich wechselseitig zu bekränzen.

Ward das auch unserem lieben Brautpaar jetzt eine frühlingshafte, tiefpoetische Winterszeit! Wie gerne möcht' ich dir davon erzählen! — Wann der Haidehof ringsum in fußhohem Schnee begraben lag, daß kaum die wegweisenden Marksteine mehr daraus hervorragten, wann drüben im Reichswald die mächtigsten Tannenäste von ihrer riesigen Last zusammenknickten, und selbst der Postbote sich durch den Schneewirbel nicht mehr über die Haide herauswagte, — wie manchmal stand dann Helene in zweifelndem Harren am Fenster: „Nein, heut ist's unmöglich, heut kann er nicht kommen! — Und doch, sieh' hin! Erscheint es dort nicht wie ein dunkler Punkt mitten im Sturm der ausgestorbenen Schneefläche? — Ob er das dennoch wohl sei? — Wie klopft ihr Herz! Und immer deutlicher kämpft sich der kühne Wanderer durch. Wahrhaftig, er ist es, und kein Anderer! Denn nur so flammende Liebe kann das wagen. Schon winkt seine Hand aus dem tobenden Wetter. O wie da der ganze Jubel, mit dem der unsterbliche Weber Agathe ihrem Max entgegenjauchzen läßt: „Er ist's, er ist's, die Flagge der Liebe soll wehen!" — nun auch Helenens Herz durchstürmt! Und sie reißt das Fenster auf. Auch ihr Tuch winkt ihm entgegen, dem allertreuesten, ritterlichen Mann. Und da sie nur erst drinnen ans Herz ihm geflogen, wie macht ihr heißes Küssen sein kaltes Wandern ihm vergessen! Mitten im düsteren Winter erblüht in ihrer Beider Herzen der sonnigste, lenzige Tag.

Doch, wohin verlier' ich mich? Ich wollte ja mit dir Abschied nehmen vom Haidehof und seinem bräutlichen Paare. Denn auch nach anderen lieben Freunden trag' ich Verlangen. Und so geschehe es auch jetzt! — Wir kehren schon wieder zurück zur rechten Zeit.

Und erst vor acht Tagen ist auch Einer von hier in die nahe Stadt fortgewandert, schweren und leichten Herzens zugleich. Ein kleines Bündel auf dem Rücken, hat er der Haide und der Schäferhütte Lebewohl gesagt. — Und jetzt steht er schon mit dem Schurzfell in einer rußigen Schlosserwerkstatt, und sein Meister schüttelt über diesen seltenen Lehrling gar oft verwundert den Kopf. Denn Alles, was er ihm zeigt, begreift dieser wie noch keiner zuvor, und stellt dabei mechanische Fragen an ihn, die himmelweit über seinen meisterlichen Schlosserhorizont hinausreichen. Brauche ich dir noch zu sagen, wie dieser geniale Schlosserlehrling heiße?

Also doch — trotz des nun todten Großvaters Verwünschungen aller Maschinen — trotz all' seiner schrecklichen Flüche über unsere „neue, gottlose Zeit," und das habgierige, hoffärtige Menschenherz — trotz alledem hat es dem Schäferfritzel doch keine Ruhe gelassen? Und er mußte von seinem friedlichen Hirtenhause sich losreißen, und hinaus wandern in „die weite Welt," wenn auch nur erst mit diesem Halt am ersten Meilensteine?

Nein, so war es nicht. Jene unheimliche Stimmung, in der an jenem Samstag Abend der arme Bube sein Schnitzmesser in den Weiher geworfen, war auch nach des Großvaters Tode nicht völlig von ihm gewichen. Nur dann und wann getraute sich seine Wandersehnsucht nach der weiten Welt mit schüchternem Aug' eine Minute herauszulugen, um sogleich wieder in den hintersten Herzenswinkel furchtsam zurückzuschleichen. — Aber Hermann hatte, als kaum der alte Schäfer im Grabe lag, den früheren Gedanken sogleich wieder auferweckt, und auch Frau Forster dafür zu erwärmen gewußt. Ohne des Buben Vorwissen war mit dem Director der

großen Maschinenfabrik in der Stadt der ganze Plan verabredet worden. Zwei Jahre Lehrzeit in einer Schlosserwerkstätte sollten die nothwendige Vorschule bilden. Ein tüchtiger Meister ward bald gefunden, das Lehrgeld ausbedungen, Frau Forster und Hermann bestanden im gegenseitigen Ehrgeize darauf, zur Ausbildung dieses jungen Genie's in gleichen Hälften ihren Tribut entrichten zu dürfen. Der Vater des Buben war ohne lange Ueberredung damit einverstanden. Auch der Ortspfarrer stimmte freudig ein und erbot sich gern, alle Skrupel wegen des seligen Großvaters durch verständigen Zuspruch in seinem Beichtkinde zu beschwichtigen. So war Alles in umsichtiger, liebreicher Sorge für den Fritzel vorbereitet. Und jetzt erst ward er zwischen Licht und Dunkel zu Frau Forster in die untere Stube gerufen, und ihm in Gegenwart Hermanns und Helenens, dabei auch die Eltern und der Geistliche nicht fehlen durften, der ganze Plan durch die Gutsherrin in herzlich gemeinten, klaren Worten eröffnet.

Erinnerst du dich noch jener abendlichen Scene am Hünenhügel, da Hermann dem Fritzel zum erstenmal jenes verlockende Zauberwort zugerufen: „Ei was, so auf dieser Haide herumkrabbeln, das ist nichts für deinen Kopf; die ganze, weite Welt muß ihm einst offen stehen!“ . . . . Da hatte der geniale Bube keine andere Antwort, als das Echo aus seinem tiefsten Herzen herauf: „Die ganze, weite Welt!“ — Und mit großem Auge sah er am Horizont umher, als wollte er die Grenzen seiner einstigen Wanderfahrt schon jetzt mit seinem Geist umkreisen.

Und jetzt klang derselbe verlockende Ruf „in die weite Welt“ zum zweitenmal an sein Herz. Und nicht nur heimlich wie dazumal am Hünengrab ihm zugeflüstert, nein, ganz offen ausgesprochen von der Gutsherrin Munde. Der eigene Vater sagte freudig Ja dazu und der Seelsorger, dessen Wort dem Fritzel allezeit als ein Evangelium gegolten, der versicherte ihm, daß es also Gottes heiliger Wille sei, und er solle nur getrost sich auf

den Weg begeben, den die allgütige Vorsehung mit so sichtbarer Hand ihm zeige.

O wie hätte er jetzt erst aufjauchzen sollen, der überglückliche Bube! Denn nur ein einfaches Ja brauchte er noch zu sagen, und seiner Kindheit dunkle Wandersehnsucht ging in lichte Erfüllung. Seines Genie's geheimer, ungestümer Drang, er war befriedigt.

Und dennoch — derselbe Angstschweiß wie dazumal, da er sich vor des Großvaters Flüchen in das Haidekraut gedrückt, der trat ihm auch jetzt wieder auf die Stirne, da Eines nach dem Andern ihn um Antwort drängte. Vor seinem dunklen Auge zerrann die ganze Stube sammt allen Menschen darin. Nur das Hünengrab sah er vor sich liegen. Und der Großvater stand davor mit zitterndem Bart und gegen Himmel geballten Fäusten. Des Buben Ohr war taub für all' die lieben, schmeichelnden Stimmen, und nur eine einzige hörte er sein Herz durchdröhnen: „Verflucht seien alle Maschinen! Verflucht sei diese ganze, neue, gottlose Zeit! Verflucht sei alle Habgier und aller Uebermuth!" Und wieder stürmte durch sein erregtes Gedächtniß das andere Wort: „Ihr habt mir meinen Sohn gerettet, verderbt mir nicht mein Enkelkind!"

Wie zerschlagen stand er da, der angstgepeinigte, stumme Bube.

Da lösten sich endlich von allseitig erneuerten Zusprüchen seine lang verhaltenen Thränen. Sein Herz ward leichter, und er schluchzte das Allen gleich räthselhafte Wort heraus:

„Erst muß ich mit dem Großvater reden."

„Was, lieber Fritzel? Mit dem Großvater reden?" sagte der Pfarrer zuerst, eben so verwundert wie gerührt. „Aber der kann dich in seinem Grabe ja nicht mehr hören und auch nicht mit dir reden. Wie meinst du das, mein gutes Kind?"

Alle hingen voll Spannung an des Buben Munde.

Und der Fritzel sagte, noch immer weinend:

„O, lassen Sie mich nur machen, Herr Pfarrer! Der Groß-

vater ist ja bei unserm Herrgott, der ist doch allmächtig und kann Alles, was er will. Da wird er's dem Großvater schon erlauben, daß er mit mir reden darf. O, ich will unsern Herrgott schon recht drum bitten, und da thut er mir's auch!"

„Aber, mein guter, frommer Sohn," entgegnete wieder der Pfarrer, dem diese bergversetzende kindliche Glaubensmacht die Augen genetzt; „wenn der liebe Gott es nun einmal beschlossen hätte, daß die Todten mit den Lebenden nicht mehr reden dürfen, dann dürftest wohl auch du jetzt nicht darum bitten, so wenig wie, daß es immer Frühling bliebe, oder daß du selber gar niemals sterben müßtest. Denn solch' Gebet wäre gegen Gottes ewige Gesetze, und stände dem Menschen nicht an. Aber darum, mein gutes Kind, sollst du recht herzlich bitten, daß Gott dich für deinen künftigen Lebensweg mit seiner Gnade erleuchte, und du ihn zu seiner Ehre und dem Heile deiner Seele wandeln mögest. Glaube mir als deinem treuen Seelsorger, dann werden des Großvaters Flüche sich einst alle zu lauter Segen verwandeln an dir und den Maschinen. Nicht wahr, lieber Fritzel! nur darum willst du nun den Himmel anflehen, und den seligen Großvater lässest du nun ganz ruhig in seinem Grabe ruhen?"

Der Fritzel hatte indessen mit grübelndem Nachdenken vor sich hin gesehen, wobei man deutlich gewahren konnte, daß sein Kinderglaube mit des Pfarrers verständiger Rede doch nicht so ganz einverstanden war. Er hätte noch so manche Einwendung auf dem Herzen gehabt, aber er hielt sie darin verschlossen und sagte nur noch:

„Aber Euer Hochwürden, wenn ich nicht darum bitten darf, daß der Großvater mit mir reden soll, so darf ich doch unsern Herrgott darum bitten, daß der dann selber mir sagt, was der Großvater darüber meint. Dann ist mir's einerlei. Wenn ich's nur zu wissen bekomme. Und unser Herrgott hat doch schon oft mit den Menschen geredet. Das haben Sie uns ja schon selber

oft in der Schule gesagt, und steht auch in der biblischen Geschichte. Und ich werd' schon wissen, wo ich heut Nacht zu ihm bete, und wie er mir dann Alles sagen soll."

Wer wollte dieser wundersamen Glaubenseinfalt des Schäferbuben noch irgend einen Einwand kalter Vernunft entgegensetzen? Und so gab Eines nach dem Andern gerührt dem merkwürdigen Knaben die Hand, der dem eigenartigen Wesen des Großvaters so vielfach ähnelte. Dann gingen sie Alle auseinander in höchster Spannung, was der Fritzel wohl Alles morgen früh aus seinem geheimen Gebetsverkehr mit Gott und dem Großvater ihnen offenbaren werde.

Der Fritzel blieb nun bis zum Abend schweigsam und in sich gekehrt in der Schäferstube sitzen, und las wohl an zwei Stunden in dem Gebetbuch: „Vom guten Hirten, Betrachtungen vorm Schlafengehen." — Durch das Lesen gerade dieses Buches, das dem Großvater damals vor dem Sterben aus der Hand gefallen war, glaubte er sich am mächtigsten zu seinem Geisterverkehr zu reinigen und zu stärken. Mit einemmale gegen acht Uhr stand er von der Ofenbank auf, nahm seinen kleinen Schäfermantel vom Thürhaken, setzte den runden Filzhut auf und sagte zu seinen verwunderten Eltern:

„So, nun geh' ich. Aber seht mir ja nicht nach! Denn jetzt werd' ich mit dem Großvater reden. Es ist die rechte Zeit."

Die Schäferleute schauten den Fritzel groß an. Der Mutter lief es kalt über den Rücken. Auch auf die Frage des Vaters: „Aber Fritzel, wohin willst du denn gehen?" antwortete er nur ganz kurz: „Zum Großvater!" — Damit ging er entschlossen hinaus in die Winternacht.

Ueber die Haide lenkte er seine Schritte hinunter ins Dorf. Kein Mensch begegnete ihm. Auch drunten in der Gasse war schon Alles still, denn Niemand hatte draußen mehr zu thun, und es war unwirthlich kalt. Durch die niedern Fenster sah er sie in

den Spinnstuben sitzen, Weiber und Männer, und hörte sie plaudern und lachen. Drum gelang's ihm auch gar leicht, sich unbemerkt an der Kirchhofmauer hinzuschleichen. Dann huschte er vorsichtig durch eine Lücke, die er genau kannte, und drinnen war er — der einzige lebende Mensch unter all' den Todten in ihren Gräbern. — Dann sah er sich noch ängstlich um, ob Niemand aus dem Pfarrhaus ihn belauschen könne. Aber alle Fenster waren schon dunkel. Nur im Zimmer des Pfarrers brannte noch Licht. „Der studirt jetzt seine Predigt," dachte der Fritzel, „denn morgen ist Sonntag. Da hat er keine Zeit, mich zu bemerken." — Nun sah und hörte ihn keine Seele außer der einzigen des Großvaters im Himmel. Und so war es ganz gut. Jetzt sah der einsame Bube einen Augenblick suchend über all' die Gräber hin. Der Vollmond verbarg sich zwar hinter kaltem Gewölk, aber sein Schimmer machte doch jedes Kreuz sogar kenntlich. Und an keinem einzigen hingen so viele Kränze von Waldmoos und Ginster, wie an dem, davor der Fritzel nun niederkniete und sich andächtig bekreuzte. Da hatte er nicht lange zu suchen brauchen. Denn von ihm selber war ja diese Grabzierde erst vor acht Tagen verfertigt und heruntergetragen worden.

Und nun sprach der Bube mit gefalteten Händen und vor Frost wie innerlichem Schauer zitternder Stimme:

„Lieber Großvater im Himmel, da knice ich an deinem Grabe. Siehst du mich und hörst du mich?"

Alles blieb stumm in der todtenstillen Winternacht. Nur die verdorrten Kränze raschelten ein wenig in dem leichten Luftzug.

Aber der Fritzel ließ sich durch dieses Schweigen in seinem Kinderglauben nicht entmuthigen und er hub wieder an, zu den Wolken hinaufdeutend:

„Großvater, ich weiß ganz gewiß, daß du nun bei unserm Herrgott bist! Drum bitt' ihn jetzt, daß er die Wolken da droben auseinanderjag' und ich den Vollmond sehe. Und dann weiß ich,

daß du mich hier unten siehst und hörst! O, ich habe gar viel mit dir zu reden. Und jetzt wart' ich ein Vaterunser lang. Das ist für unsern Herrgott Zeit genug!" —

Der Bube fing das Vaterunser an und betete bedächtig, langsam Wort für Wort. Dabei schaute er beständig nach den Wolken. Aber noch nicht zum englischen Gruß war er gekommen, und aus dem langsam zertheilten Gewölk schien ihm der Vollmond so hell ins Gesicht, daß er geblendet das Auge niederschlug. Sein Herz ward auf einmal so von Geisterfurcht durchschauert, daß er sich nicht um Alles getraut hätte, noch einmal auf- oder auch nur umzuschauen. Jetzt wußte er ja, daß seines Großvaters Geist vom Himmel herunter ihn sehe und höre. Zitternd vor heimlichem Frost konnte er nur die paar Worte hervorstammeln:

„Ich dank' dir, lieber Gott, und dir auch, Großvater. Und jetzt will ich dir Alles sagen."

Unterdessen war drüben im anstoßenden Pfarrhaus ein Fenster leise geöffnet worden. Das Licht in der Studirstube war kurz zuvor ausgelöscht. Vorsichtig horchend beugte sich der Pfarrer zum Friedhofe herunter. Der Fritzel fuhr weiter:

„Lieber Großvater, jetzt weißt du auch schon Alles, was mir heut Abends die Madam gesagt und der Herr Doctor und der Herr Pfarrer. Dem Vater und der Mutter wär' es auch ganz recht. Und ich selber thät' ums Leben gern in die Stadt gehen, und erst ein Schlosser werden und dann später ein Mechanikus. Es kostet uns auch keinen Kreuzer Geld. Das wird Alles für mich bezahlt. Aber, lieber Großvater, ich hab' nicht Ja und nicht Nein gesagt, weil ich mit dir vorerst reden müßt'. Und sieh', da knie' ich an deinem Grab und sag' dir jetzt: ich will nicht werden wie der Napoleon, der nie genug bekommen hat. Nein, ich will fleißig werden und sparsam und brav, und auch nicht übermüthig, sondern gottesfürchtig will ich bleiben, wohin und soweit ich auch geh'. Und was du mir dazumal am Hünenhügel

gesagt hast, das will ich all mein Lebtag nimmer vergessen, und unser Herrgott und du im Himmel und alle Menschen auf Erden sollen an mir nur Freud' erleben. Großvater! Und so frag' ich dich jetzt: willst du im Himmel mich verfluchen, wenn ich in die Stadt fortgehe zu den Maschinen, die du so schrecklich verwünscht hast? Oder willst du nur dann mich segnen, wenn ich daheim bei den Schafen bleibe? Denn so viel auch die Andern mir zugeredet haben, ich will doch nur nach deinem Willen im Himmel thun. Und was du willst, das will auch unser Herrgott. Großvater, so bitt' ihn jetzt, er solle mir noch einmal ein Zeichen geben, geradeso wie er vorhin die Wolken vom Monde weggejagt hat. Ich will's auch keinem Menschen ausplaudern. Und wenn du willst, daß ich fortgehe und du mich segnest, so soll er dem Wind befehlen, daß er jetzt über den Kirchhof fahre, und ich will sein Brausen hören, als deinen heiligen Segen. Aber wenn du mir fluchest, so ich die Schafe verlasse, so soll der Mond sich wieder verfinstern, und die Wolken will ich anschauen als deinen Fluch."

Und wieder fing der Fritzel an, ein Vaterunser zu beten, aber diesmal stoßweise voll Angst und Verwirrung. Bald lauschte sein Ohr auf den Nachtwind, ob er nicht stärker zu wehen begünne, bald spähte sein Auge hinauf zum Vollmond, ob ihn die Wolken nicht wieder umkreisen wollten. Aber, siehe, diese wichen jetzt immer noch weiter von der goldenen Scheibe zurück. Und horch! Fährt jetzt nicht ein Windstoß durch die kahlen Trauerweiden? Und schwanken die dürren Kränze an den Grabkreuzen nicht hin und wieder?

„Großvater! Du segnest mich! Ich darf fort!" schrie jetzt der Fritzel mit zum Himmel erhobenen Händen, von heiligen Schauern überronnen. Dann neigte er das Haupt bis nieder auf den Erdhügel und betete das dritte Vaterunser mit mächtig bebender Stimme. Ihm geschah dabei, als stände des Großvaters Geist vor ihm in langem Kleid, schneeweiß wie sein Bart; und er hielt

seine Hand über ihn, und immer stärker brauste der Nachtwind. Das war des Großvaters Segen.

Als sein Enkelsohn dann die letzten Worte gesprochen: „sondern erlöse uns von allem Uebel!“ da hörte er's vernehmlich vom Himmel herunterrufen: „Amen!“

Zu gleicher Zeit trat der Pfarrer tiefer in die Fensternische zurück.

„Die Todten können doch mit uns reden!“ — Das war noch der einzige Gedanke, der bei diesem geisterhaften Amen den bis in den Tod erschrockenen Schäferbuben durchzuckte. Dann blieb er noch auf den Knieen liegen, vor sich hinstarrend, bis endlich der rauhe Schneewind ihn zur Heimkehr aufgerüttelt hatte.

Am andern Sonntagsmorgen nach einer Nacht voll wirrster Träume stand der Fritzel wieder in Frau Forsters Wohnstube. Auch Hermann und Helene waren zugegen sammt den Eltern. — So große Angst und Verwirrung gestern sein klares Gesicht entstellt hatte, so ruhig und sicher blickte jetzt sein Auge drein. Jeder Zug bezeugte, wie er mit seinem Innern nun fertig war. Und als sie nun vor ihm standen, voll Erwartung, was dieser wundersame Schäferbube ihnen von seinem geheimnißvollen Nachtgang Alles erzählen werde, da sagte er nur die wenigen Worte:

„So, Madam und Fräulein, Herr Doctor, Vater und Mutter, so, nun dank' ich tausendmal für Alles, was ihr mir Gutes erweisen wollt! Und nun schickt mich gleich morgen früh in die Stadt! Denn ich hab' gestern Nacht mit dem Großvater geredet. Es ist ihm Alles ganz recht. Und er hat mich aus seinem Himmel herunter gesegnet.“

Ein leises Grauen überkam sie Alle bei dieser räthselhaften Rede, und sie wußten nicht, was sie darauf sagen sollten. Nur Hermann konnte die Frage nicht länger unterdrücken:

„Wie, Fritzel? Der Großvater hätte wirklich mit dir geredet? Aber wie denn nur?“

Und er antwortete nicht minder geheimnißvoll, wie seine ersten Worte:

„Durch die Wolken und den Wind hat erst unser Herrgott mit mir geredet, und dann hat der Großvater mit seiner eigenen Stimme zu meinem Vaterunser Amen gesagt. — O, 's ist doch nicht so, wie der Herr Pfarrer gemeint hat. Die Todten können schon mit den Menschen auf Erden reden! Aber unser Herrgott muß es ihnen erlauben. Beim Großvater hat er's gethan. Und mehr darf ich nicht ausplaudern, denn so hab' ich's unserm Herrgott versprochen."

Da fühlten Alle, daß sie den Buben nicht mehr um weitere Aufklärung drängen durften, so sehr auch ihr Herz danach verlangte. Bald darauf gingen sie mit ihm hinunter in die Dorfkirche, die heute keinen glaubensstärkeren Beter umschloß, als den unscheinbaren Schäferknaben, mit dem Nachts zuvor der Herr Himmels und der Erde durch Wolken und Wind geredet, und den sein todter Großvater aus dem Jenseits herunter gesegnet hatte.

Wer mochte den mystischen Duft seiner Glaubenseinfalt mit nüchternen Worten wieder zerrinnen machen, nachdem Abends der Pfarrer der Frau Forster, Helenen und Hermann den ganzen Vorgang an des Großvaters Grab umständlich erzählt, und auch jenes geisterhafte „Amen" so natürlich aufgeklärt hatte? — Was hätten sie ihm auch zum Ersatze bieten sollen für diesen genommenen Glauben? Blieb ihm der bewahrte doch ein unbezahlbar reicher Schatz durch sein ganzes Leben!

Und so zog der junge Schlosserlehrling unter den freudigsten Segenswünschen des ganzen Hofes mit dem Vater und Hermann am andern Morgen über die Haide nach der Stadt. Am Hünenhügel lagerte gerade die Heerde, die nun ein jüngerer Bruder statt seiner zum erstenmale hütete. Da wollte dem Fritzel eine Thräne ins Auge schleichen. Aber schnell wischte er sie wieder weg. Zum Himmel that er einen tiefen, freudigen Blick und sein Herz frohlockte:

„Großvater, nein, ich weine nicht. Ich gehe ja fort nach deinem und Gottes heiligem Willen, und du hast dazu aus deinem Himmel Amen gesagt!“

So zimmere dir nur am sicheren Strande dein seetüchtiges Boot, du braver Junge, nachdem dein Großvater dich gesegnet aus seinem ewigen Hafen! — In verborgener Werkstatt webe dir dein Segel! Wann du es einst schwellen lässest zu muthiger Meerfahrt, dann begegnen wir uns schon wieder. Und jetzt: „Glück auf!“

III.

Beim Wintersturm.

„Leben Sie wohl, holdes, glückliches Bräutchen! Und kommt nur erst die Winterszeit, so werden Sie Frühlingsanfang feiern, und nur ich und kein Anderer darf Ihr Brautführer sein.“ Mit diesem Abschiedsgruß hatte Hermann im Sommer nach seiner glorreichen Vertheidigung seine Hand auf Elisabeths Haupt gelegt. Und nun komm, lieber Begleiter, und mach' mit mir einen Besuch im Pfarrhof von Görzhausen! Die Tage sind kurz geworden. Aber was diese jetzt an äußerm Reiz in der erstorbenen Natur entbehren, das wird überreich in den langen Winterabenden dem Menschenherzen an innerer Traulichkeit ersetzt, wenn anders des Friedens Sonnenschein darin nicht verdunkelt worden ist, und die Liebe nicht frostig. Doch davor habe ich in diesem Hause keine Angst. So sternenlos auch jetzt die Winternacht hereinbricht, und mit so ungastlichem Pochen auch der Sturm den Schnee ans Fenster wirst, so komm doch mit mir herein! Es soll dir gewiß darin behaglich werden. — Und siehe, da sitzt der neuernannte, junge Pfarrer, Theodor Faber, in seinem einfachen, wohnlichen Studirzimmer am Arbeitstische. Das Knistern im Ofen tönt sänftigend in den ungestümen Nachtsturm. Der Lampe milder Schimmer bescheint sein ihm erst ganz kurz angetrautes, liebes Weib Elisa=

beth, die neben ihm ihre rechte Hand in seine linke gelegt hat, und mit ihrem lieben, sanften Gesichte freudeverklärt ihm zuhört. Ist es doch auch eine gar heitere Botschaft, die er jetzt vom Tisch genommen und ihr vorliest. So hör' auch du mit zu, denn wo gäbe es noch edlere Freude, als am ungetrübten Glücke fremder Menschen sich neidlos mitzufreuen? — Und Theodor las:

„Unser Beider liebste, beste, treueste Mutter!

Eisiger Sturmwind tobt heut Abend um unser neues, glückliches Haus, als wolle er seine Mauern erschüttern; und die Winternacht ist draußen so dunkel und schaurig, als könne es auf Erden gar nimmer freundlicher Tag werden. Aber unsre zwei Herzen bangen nicht davor. Denn noch tausendmal mächtiger, denn Sturmesbrausen, hat der Herr, der den Winden gebietet, der Liebe heiligen Bau in unsern Seelen befestigt. Inmitten durch sternenlose Winternacht läßt er uns leuchten sein Licht, und seiner Gnade Frühlingssäuseln gibt er unserm Hause zu verspüren trotz Eis und Schnee, die es rings umstarren. O unsere treueste Mutter! Jetzt, wo unser Lebensschifflein auf dem oft bitteren Meere der Entbehrung und streitenden Entsagens eingelaufen ist in den Hafen jeglicher Erfüllung, wo nehme ich jetzt die rechten Worte her des Dankes, vorerst gegen den höchsten Herrn des Himmels und der Erde, dessen Gnadenhauch mein Segel geschwellt, dessen Vaterhand mein Steuer gelenket? Und sodann des Dankes gegen Sie, unsere Mutter, die ihrer Tochter mit treuem Wort und frommem Beispiel der Tugend eine solche Fülle gelehret, daß sie nicht an einer einzigen darbt von allen, die den geistigen Schmuck ausmachen eines echt christlichen Weibes?" —

„Aber Theodor, was schreibst du da?" unterbrach ihn mit verzagtem Blick Elisabeth. „Deine Worte drücken mich nieder und beschämen mich nur. — Mein Gott, Tugenden! Ich habe ja noch nicht eine einzige an dir in deinem Hause bewährt. Nichts hab'

ich bisher noch gethan, als dich treu geliebt und gläubig auf dich gebaut. Das ist mein ganzes müheloses Verdienst. Aber du hast für mich lange Jahre deine Freiheit entbehrt und jedem Genuß entsagt! Du hast gestritten und dich verdemüthigt, gerungen und gespart, und Alles nur für mich und unser einstiges Haus! O ich bitte dich, liebster Mann, lies mir weiter vor, aber kein Wort mehr von mir selber!"

„Nun gut, liebes Weib! Ich will dir nachgeben," erwiederte Theodor lächelnd. „So lese ich dir also nurmehr von unserem Einzuge vor. Ich hoffe, daß ich ihn dir treu geschildert habe."

„O gewiß!" schaltete Elisabeth noch flüchtig ein, „du bist ja in Allem die Wahrheit selber."

Da nahm Theodor den umfangreichen Brief wieder vom Tisch und, nachdem er ein wenig gesucht, wo er anknüpfen solle, las er weiter:

„So ungastlich uns heute die Nacht in Schneewirbel hüllt, ein so schöner, klarer Wintertag begrüßte unsern gestrigen Einzug. Und mit welchen Ehren, mit welcher Herzlichkeit wurden wir empfangen, von der gnädigen Patronatsherrschaft wie von der Gemeinde! Denken Sie sich, beste Mutter, unsere Ueberraschung! Ich dachte an der Eisenbahnstation im dortigen Gasthause mit Elisabeth ein einfaches Mittagessen zu nehmen, und dann einen bescheidenen Einspänner zu miethen, um ohne viel Aufenthalt die paar Poststunden nach Görzhausen weiter zu fahren. Aber siehe da, als wir gerade um elf Uhr ankamen, und ich noch vorher zum Waggon hinaussah, da ward ich schon überrascht, auf dem sonst so stillen Perron eine ungewöhnliche Menschenmenge zu sehen, und zwar im vollen Sonntagsanzug, während fünf angespannte Kutschen mit flotten Postillonen längs des Gasthauses aufgestellt waren. Ich muß gestehen, daß mir das Herz bei diesem Anblick um so stärker klopfte, als ich auch sogleich den wohlbeleibten Ortsvorsteher von Görzhausen unter diesen geputzten Menschen heraus

erkannte. Jetzt errieth ich freilich, daß diese ungewohnte Versammlung von Menschen nur meiner eigenen Person gelte. Die Thränen traten mir ins Auge, so rührte mich das so ganz unerwartete Liebesopfer meiner treuen Gemeinde. Auch Elisabeth ward es weich ums Herz, da sie einen schüchternen Blick hinausthat. War doch solche öffentliche Ehre uns Beiden etwas so völlig Ungewohntes! — Als wir ausgestiegen waren, hielt der ehrliche Ortsvorsteher sofort einen feierlichen Begrüßungssermon, gewiß unendlich gut gemeint, aber in hochtrabender Stylisirung und hochdeutsch sein sollender Aussprache so überaus wunderlich, daß ich meinen ganzen Ernst zusammennehmen mußte, um zu entsprechender Erwiederung die gehörige Würde zu bewahren. Dann ließ sich's kein einziges Mitglied der Gemeinde- und Kirchenverwaltung nehmen, mir und Elisabeth ein paarmal mehr als kräftig die Hand zu schütteln. — Bald darauf flogen die fünf Postkutschen über Berg und Thal gegen Görzhausen. O meine gute Mutter, wie gedachte ich da, voll Dankes gegen Gott und unsere gnädige Herrschaft, an meine frühere erste Fahrt mit Clemens und Pfarrer Weber! Mit welch' himmelweit verschiedenen Empfindungen fuhr ich denselben Weg vor zwei Jahren, als verzagter Hofmeister zu einer mir fremden Familie, — und jetzt, als welch' hochbeglückter Mann, mein treues Weib zur Seite, ein wohlbestallter Patronatspfarrer zu meiner mich so herzlich begrüßenden Gemeinde! — Ist denn solch' ein Wechsel von Menschenglück in so kurzer Zeit nur möglich? — Als wir dann gegen ein Uhr oben an der Allee angekommen waren, bot sich uns eine neue Ueberraschung. Da stand die ganze Schuljugend aufgestellt, den Cantor an der Spitze, und empfing uns mit einem Liede. Mein Gott, wie einfach war dessen Melodie, wie ungeübt die Stimme dieser Dorfkinder! Und doch, glaube ich, hätte mich ein gewaltiger Chor aus einem Oratorium von Haydn oder Händel auch nicht tiefer ergreifen können, als dieser Kindergesang, der

in den heiteren Wintertag hinaus und in die Stimmung meines eigenen Herzens hineintönte. Und so dachte ich auch gar nicht an den Winter, so kahl uns auch die riesigen Linden überragten. Mir war nur frühlingshaft zu Muth, auch ohne die zwei prächtigen Blumensträuße aus dem herrschaftlichen Treibhause, die zwei weißgekleidete Mädchen mir und Elisabeth in den Wagen hineinreichten. — Als wir dann den tiefen Hohlweg hinabgerollt waren, sah ich zu meinem größten Erstaunen, wie die Wagen nicht, wie ich erwartet, rechts zum Pfarrhofe fuhren, sondern unmittelbar gegen den Schloßhof umbogen. Ich hatte gar keine Zeit, dieses Mißverständniß, wofür ich es hielt, aufzuklären, da sah ich auch schon das äußere Schloßthor weit offen stehen und mit Tannengewinden reich verziert, darüber ein riesiges „Willkommen“ aus Immergrün prangte. Nicht wahr, wie ehrenvoll! Aber auf der Steintreppe stand die Frau Baronin, Clemens und Adele und winkten uns freudig zu. Nun erst begriff ich diese überaus zarte Aufmerksamkeit meiner edlen Patronatsherrschaft. Und denken Sie sich nur, beste Mutter, als Elisabeth in so natürlicher Befangenheit mit mir die Treppe hinanstieg, da kam ihr die Baronin zur letzten Stufe entgegen und empfing sie mit zärtlichster Umarmung. Gott lohne dieser im innersten Herzen adeligen Frau diesen Kuß dereinst mit gleich gnädigem Empfang am Eingang seines himmlischen Reiches! — Adelens Willkomm war nicht minder lieb, wenn auch etwas schüchtern, wie ihr ganzes Wesen. Auch Clemens konnte mich gar nicht oft genug küssen und Elisabeth drückte er mehrmals die Hand. Sein im Grunde gutes Herz zeigte sich wieder einmal im schönsten Lichte. — Dann führten sie uns in den großen Speisesaal, der nur für besondere Festlichkeiten benützt ward. Drin stand denn auch eine mit reichstem Blumenflor und kostbarem Silbergeschirr reichverzierte Tafel schon bereit. Wir mußten zwischen der Baronin und Adele sogleich daran Platz nehmen. Zum guten Glücke hatten wir unsere besten

Kleider an. Auch die ganze Deputation war mit eingeladen, und so ward denn unsere Ankunft sogleich in so überaus festlicher Weise mit einem großartigen Mittagsmahle gefeiert, nicht als ob ich als bescheidener Landpfarrer, sondern vielmehr als neuer Gutsherr selber mit Elisabeth in Görzhausen eingezogen wäre. Es werden mir diese Stunden unvergeßlich bleiben, und ich weiß nicht, wie ich sie jemals diesen hochherzigen Menschen danken kann. Denn ihre Liebe gegen uns war so gar nicht von der gewöhnlichen Art, wie hochgestellte Menschen sie in gnädiger Herablassung dann und wann unsereinem zu erweisen pflegen, sondern das Alles war echte, große Menschenliebe, wie sie nur in wirklich edlen Herzen zu Hause ist. So ward z. B. Elisabeth, trotz unseres Protestes, immer zu allererst bedient. Die Baronin that es durchaus nicht anders. Und als zum Schluß eine kunstreiche Torte aufgetragen ward — stellen Sie sich vor, wie lieb und sinnig, ein Haus aus Marzipan, fast unserem Pfarrhof ähnlich — da konnte Adele mit glücklichem Lächeln gar nicht schnell genug das Dach abnehmen und ein weißes Atlasband daraus hervorziehen mit, wie ich sogleich bemerkte, goldgedruckten Versen. Könnte ich Ihnen nur auch jetzt Fräulein Adelens sanfte Stimme hören lassen, mit der sie diese tiefempfundenen Worte vorlas, Sie würden gewiß mit uns inne werden, welchen Eindruck sie auf uns Beide und alle Zuhörer machten. Ich schreibe sie Ihnen hier wörtlich ab:

Hausgruß.

Grüß' Gott, du junges Ehepaar,
So zieht mit Gott auch in mir ein!
Worauf ihr hofftet manch' ein Jahr,
Nun laßt's in mir Erfüllung sein!
So viel der Lieb' ihr euch gelobt,
So viel auch drin nun euch erweist;
Jedwede Tugend drin erprobt,
Durchflammet von des Herren Geist!

In guter wie in schlimmer Zeit
Steh' euer Haus den andern vor!
Den Frieden geb's jedwedem Streit,
Und was gebeugt, das zieh's empor!
Was Leben heiß' in Christi Zucht,
An euerem Haus werd's offenbar!
An eurer Liebe geist'ger Frucht
Werd' man den Baum des Heils gewahr!
Ja sicherlich, so wird es sein,
Ich kenn' euch ja schon allzugut.
So kommt und ziehet in mir ein,
Ich will euch sein gar treue Hut;
Für euer Herz die Heimath traut,
Die Segenswerkstatt eurem Fleiß,
Die Arche von der Lieb' erbaut,
Die jeder Fluth zu trotzen weiß;
Der Mittelpunkt in eurer Welt,
Darauf für hier und dort ihr schafft,
Ich will euch sein ein heil'ges Zelt,
Drin ihr bewahrt des Glaubens Kraft;
Ein Ruheplatz will ich euch sein,
Wenn heiter euer Himmel blaut;
Ein hoher Thurm in nächt'ger Pein,
Daß ihr die Sterne näher schaut.
So, junges Paar, begrüß' ich dich,
So gehet in mir ein und aus!
In solchem Geist bewohnet mich —
Als echtes, christlich deutsches Haus!

Ich glaubte nun anfangs sicher, die liebe Vorleserin dieses sinnigen Hausgrußes sei auch dessen Dichterin gewesen, obwohl mir dieses Talent bisher ganz verborgen geblieben war; und so wollte ich ihr gerade zu innigstem Danke die Hand küssen. Aber sie wehrte dieses mit einem stumm beredten Blick auf die Mutter

ab, die mit feucht gewordenem Auge traurig vor sich hinsann. Mein Gott, so war es also die Baronin selber, die uns den Einzug in unser neues Haus so poetisch verherrlichte. Ach, und der eigene Sohn, der einzige Erbe dieses prachtvollen Edelsitzes, er hatte vielleicht von uns Allen, die wir diesem Hausgruße zugehört, die mindeste Ahnung von dem inneren Segen des deutschen Hauses, den die hochherzige Mutter uns Fremden mit so schönen Worten beschrieben hatte. Als ich der Baronin edle, neidlose Hand dann gerührt an meine Lippen drückte, o da sah ich aus der stummen Thräne, die bei meinen Dankesworten über ihre Wange rann, und dem stummen Blick, mit dem sie voll geheimen Leides nach dem einzigen Sohne schaute, den Stoff zu einer ganzen Tragödie schimmern. — Das war der einzige trübe Augenblick inmitten dieser heiteren Feststunden. Denn mein Herz sagte mir nur zu klar: so viel der Liebe ich auch in Gemeinschaft mit Mutter und Schwester in diesen zwei Jahren an Clemens verwendet, oder, vielleicht leider besser gesagt, verschwendet, er wird sie im selben Maße wohl nimmer zu vergelten wissen. Sonst hätte sich sein alter, unseliger Drang, trotz all' meinem Abmahnen und der Seinigen Bitten seinem Hause zu entfliehen, gewiß zur Ruhe begeben. So aber wird er schon in wenigen Tagen zu einem ungarischen Husarenregimente nach Debreczin abreisen. Er ist nicht mehr zu halten. Zudem ward er in seinem Vorhaben vom eigenen Vormund, Oberst von Harthausen, bestärkt. Da mußte ich mit meinem Rathe zurückstehen. Aber ich kann die bange Frage nicht von meinem Herzen abwehren: was soll dort aus ihm werden? Wie wird er einst in sein Vaterhaus wieder heimkehren? —

Doch, liebste Mutter, lassen Sie mich jetzt davon schweigen! Ich will Ihnen ja heute nur heitere Botschaft bringen. — So zogen wir denn, nachdem wir bei Champagner die gnädige Gutsherrschaft und Pfarrgemeinde hoch leben gelassen, bei schon eingebrochener Nacht in unsern Pfarrhof endlich ein. Rüstige Bursche

leuchteten uns mit Kienscheiten voran und das ganze Dorf war dabei auf den Beinen, um uns das Geleit zu geben, das die bescheidene Dorfmusik, die uns voranschritt, mit einem brillanten Marsche noch um gar Vieles festlicher machte. Aber auch am Pfarrhofe war der Eingang geschmückt, und ein Transparent über der Hausthüre zwischen jungen Tannenbäumen rief uns schon von weitem zu:

Willkomm zu Gottes Ehr' und unserm Heil!
Stets werd' euch nur das reinste Glück zu Theil!
Mögt ihr in diesem Haus zufrieden sein,
Das wünscht euch die Gemeinde groß und klein.
Vor Krankheit, Noth und Tod sei Gott davor!
Vivat Elisabeth und Theodor!

Wer der Dichter dieses populären Poems war, blieb mir leider ein Geheimniß. Aber auch seine gute Meinung hatte ihren Zweck in unsern Herzen vollständig erreicht. Erst mußten wir noch zwei Musikstücke, einen Choral: „Nun danket alle Gott!“ und zum humoristischen Gegensatz eine schreiende Polka-Mazurka vom Fenster des Wohnzimmers anhören. Dann rief der Ortsvorsteher mit mächtigstem Organ: „Unser neuer Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin sollen leben, vivat hoch!“ Die ganze Gemeinde fiel stürmisch ein. Einzelne muthwillige Buben konnten gar kein Ende finden. Dann ward es endlich stille. Alles verlief sich und das unermeßliche Heer des Sternenhimmels glänzte herein in die neue Heimath der zwei glücklichsten, dankbarsten Menschen auf Erden. — So, liebste Mutter, endigte dieser unsäglich ehren- und freudenreiche Einzug in unsere neue Gemeinde.

War das nicht eine herzerquickende Nachfeier unseres einzig schönen Hochzeitstages in Ihrem lieben, trauten Häuschen? O, haben Sie auch noch heute tausendmal innigsten Dank für all' Ihre

unerschöpfliche Güte, mit der Ihr treues Mutterherz uns diesen Tag so sinnig verschönte. Auch dem lieben Linchen für ihren humoristischen Hochzeitsgruß nochmals eine herzliche Patschhand. Unserm genialen Brautführer Hermann, dessen begeisterter Trinkspruch mir noch immer im Herzen nachklingt, werde ich morgen selber schreiben. Ja, wahrhaftig, mögen alle Reichen und Vornehmen dieser Erde auch noch so großartige Hochzeitsfeste gefeiert haben, so reich oder gar noch reicher an echtem Herzensglück hat dieser Tag doch gewiß noch keinen Sterblichen gemacht, als uns zwei, die wir zu den bescheidensten Erdenkindern zählen.

Nun aber lassen Sie mich schließen. Herzlich gute Nacht in unserm winterlichen Frühling! Der Herr behüte Sie und Linchen in seiner Gnade! Ihr treuester Sohn

Theodor."

Damit legte er den Brief auf den Arbeitstisch und nahm dafür Elisabeths Hand.

„Nun sag', liebes Weib, war es so recht und hab' ich nichts Wesentliches vergessen?"

„Vergessen?" rief da die junge Pfarrerin aus. „O nichts, gar nichts von all' dem, was die andern dir und mir Liebes erwiesen. Aber von all' deiner eigenen Liebe, die mir hier die neue Fremde so wunderbar schnell zur Heimath umgezaubert, o davon, liebster Theodor, hast du aber auch Alles, Alles vergessen."

„Nun ja freilich, gutes Weib, denn das hatte ich ja von vornherein dir zu schreiben überlassen," erwiederte Theodor, zufrieden lächelnd. „Ich durfte mich ja doch nicht selber loben."

„Aber ich hab's gethan, liebster Mann, so viel ich nur Worte dafür fand. Und jetzt hör' nur auch meine Epistel und sag' mir, ob auch ich nichts Wesentliches darin vergessen habe."

Danach zog die Pfarrerin ein zusammengelegtes Blatt hervor

und wollte gerade mit voller Herzenslust zu lesen beginnen: „Liebstes, bestes Mütterchen! . . .

Aber Theodor legte scherzend die Hand darauf: „Nein, Elisabeth, du hast vorhin mein Lob über dich nicht hören wollen, nun darfst du auch zur Strafe dafür das deinige nicht vorlesen. Ja, gerechte Vergeltung muß sein, auch in der ehelichen Liebe. Gott! Wenn ich dir nur Alles recht gemacht habe."

Er küßte sie auf die Stirne, die sie gegen ihn niedergeneigt hatte. Dann schüttete sie ihr ganzes, junges Frauenherz ihm aus.

„Ach Theodor, wie soll ich dir doch Alles vergelten können, was du an mir gethan hast? Da führtest du mich arme Wittwentochter heim, ließest mich nichts, gar nichts dir zubringen, als mich selber, und übergabst mir mein Haus von oben bis unten so traut und gediegen eingerichtet, wie sich's eine junge Frau nur im Traum ausmalen kann. Und zu all' der schönen Gegenwart hältst du mir auch noch so reichen Nothschatz für künftige Zeiten geborgen! O wenn ich daran denke, in welch' hartem Dienst unter fremden Menschen du dir dieses Alles für mich verdienen mußtest, und wie ich's mit Liebe dir wieder heimzahlen soll, dann möchte es mir Kopf und Herz verwirren!"

Da wollten ihr gerade die Thränen heraufquellen. Aber schnell fuhr er mit heiterem Scherz ihr über die Augen.

„Geh', Elisabeth, was redest du doch kindisches Zeug! Ich selber wäre ja mein Lebtag nicht auf diesen klugen Einfall gekommen. Das Alles hat mir dazumal der Sturmwind in meiner holländischen Dachstube vorgesagt, als ich, armer Teufel, wie mich Frau van der Straaten genannt, am Kaminfeuer saß, und darüber nachsann, was ich thun solle. Nun also, da hab' ich's eben einfach dem Sturmwind nachgemacht, genau so, wie er mir's vorgebraust hat. Was ist da von mir aus viel Verstand und Verdienst dabei? Den Sturmwind, liebes Weib, den allein mußt du loben! Der einzig hat so wohnlich uns das Haus eingerichtet,

und dir einen Nothpfennig erspart. Und darum horch' ich auch heut Abend so gern auf ihn, und denke mir dabei: was war das doch damals ein gesegneter Wintersturm, der uns jetzt zu solchem Frühlingsfrieden verholfen hat!"

„O Theodor, du edler, großherziger Mann!" das war Elisabeths ganze Antwort.

Und sie saßen noch lange Hand in Hand so beisammen, und horchten auf den Schneesturm, der ihnen Beiden in dem schönen, deutschen Pfarrhause von der Erfüllung all' des Sehnens und Hoffens erzählte, mit deren Verheißung er einst den Einen getröstet und zum Ausharren ermuthigt auf seiner armen Dachstube in holländischer Fremde. —

IV.

Im Ahnensaale.

Acht Tage darauf, an einem nicht minder unwirthlichen Winternachmittag, der sich schon der Dämmerung zuneigte, trat Pfarrer Faber mit Hut und Stock in das untere Wohnzimmer, um Elisabeth vor dem Weggehen noch „guten Abend“ zu sagen. Ein tiefer Kummer verdüsterte seine sonst so klaren Züge. Es war ein schwerer, bitterer Gang, den er vorhatte.

„Behüt' dich Gott, liebe Frau!“ sagte er jetzt, da er die Hand ihr gab. „O wenn's nur schon vorüber wäre!“

„Aber Theodor,“ tröstete Elisabeth, an ihrem Arbeitstisch sich erhebend. „Du kannst ja nichts dafür!“

„Ja, das weiß der allwissende Herr. Ich hab' in den zwei Jahren wahrhaftig an ihm gethan, was Verstand und Herz in mir nur vermochten. Aber leider sagt mir eine trübe Ahnung, daß Alles zuletzt doch nur vergebens gewesen. Auf jede Besserung folgte stets wieder ein Rückfall, und der alte, unglückliche Leichtsinn verscheuchte immer wieder den mühsam errungenen Lebensernst.“

„Aber liebster Mann,“ warf Elisabeth beruhigend ein, „Clemens ist ja doch erst sechzehn Jahre. Das kann bei reiferem Alter noch Alles ganz anders werden. Er hat doch ein so gutes Herz.

Und wie oft geschieht's nicht, daß gerade solche noch die tüchtigsten Männer werden."

„Nun freilich, Elisabeth, ich weiß das wohl. Es ist eine alte Erfahrung. Aber gerade bei Clemens will es mir oft vorkommen, daß seine schlimmen Anlagen mit den Jahren viel eher wachsen als abnehmen werden. Ich habe seine Natur zu gründlich studirt. Selbst sein gutes Herz wird ihm nur zum Verderben gereichen. Denn ihm fehlt jede Spur von Charakter. Und gar, wenn er nun erst von seinem Hause, seiner Mutter und mir selber losgerissen ist, mein Gott, wie bald wird er im Taumel seines Soldatenlebens ohne jeden inneren Halt der Verführung preisgegeben sein. Und siehe, das thut mir eben bitterlich weh, vor Allem für diese arme, edle Mutter, die uns Fremden so neidlos die glücklichste Heimath geschaffen und dem eigenen Sohn die seinige nicht erhalten kann. 's ist wirklich tragisch! — Aber du hast Recht, ich kann ja nichts dafür. Das ist mein einziger Trost. Und so will ich eben in Gottes Namen gehen. Wenn ich nur schon wieder daheim wäre! Also guten Abend, Elisabeth!"

Damit ging er mit schwerem Herzen zum Schlosse hinunter, wohin die Baronin zu dieser Abendzeit ihn gebeten hatte. Als er noch auf der Hügelhöhe des Pfarrhauses die großen Bogenfenster des Ahnensaals beleuchtet sah — ein sonst ungewöhnlicher Anblick, da ging wieder ein leichter Hoffnungsstrahl durch sein betrübtes Herz: „Nun, wer kann's wissen? Der Gott, der die Menschenherzen lenkt, wie Wasserbäche, vielleicht erleuchtet er da drinnen heut Abend auch dieses umdunkelte Herz für seinen Weg in die Fremde. Und der selige Geist des todten Vaters redet zum Sohn eine mächtigere Sprache, als wir Lebenden. Ich will doch noch nicht ganz verzagen." —

Als der Pfarrer durch die entlaubten Linden die Schloßtreppe hinaufstieg und der Mond aus Sturmgewölk auf die zwei eingemauerten Ritter am Portale fiel, da kam's ihm vor, als laste

unter deren schneebedecktem Steinpanzer heut Abend dasselbe tiefe Leid, wie auf seinem eigenen Herzen. So finster schauten sie ihn an. Doch er trat mit aller ihm möglichen Fassung in die Eingangshalle, um die Abschiedsscene, die ihn drinnen erwartete, nicht noch peinlicher zu machen. — Zehn Minuten darauf ging die Baronin mit Adele in stummem Ernste hinauf zum Ahnensaale. Clemens folgte an der Hand seines einstigen Hofmeisters. Man sah es seinem halb verdrießlichen, halb verlegenen Gesichte nur zu deutlich an, wie schwer dieser seltsame Gang ihn ankam. Hatte er doch nur eine dunkle Ahnung von dessen eigentlicher Bedeutung. Doch eben so schnell durchfuhr ihn auch der andere Gedanke, daß er ja schon morgen früh als sein eigener Herr der mütterlichen Botmäßigkeit entronnen sei, und sein neues Soldatenleben schrankenlos vor ihm daliege, wie die Pußta vor dem ungezügelten Haideroß. — So ließ er sich dieses letzte peinliche Heut im Elternhause im Hinblick auf das erste fröhliche Morgen in der Freiheit gern gefallen. Denn daß ihn sein Vormund, jener vormals gar lebenslustige pensionirte österreichische Oberst, von der nahen Hauptstadt bis nach Debreczin begleiten sollte, davor bangte ihm nicht im mindesten. Hatte er's doch dessen Machtwort überhaupt zu danken, daß er seinen Starrsinn, Soldat zu werden, gegen der Mutter Willen und des Pfarrers dringendes Abmahnen durchgesetzt hatte. — Also gute Miene zum bösen Spiel! Es geht ja rasch vorüber. Das war der Grundton in des künftigen Husarenkadeten Empfindungen, als er jetzt in den ehrwürdigen Ahnensaal eintrat, in dessen Mitte der schwere, alterthümliche Kronleuchter tageshell niederstrahlte.

„Clemens, setz' dich hier neben den Herrn Pfarrer!“ sagte die Baronin mit einem Tone, daraus viel mehr Wehmuth als ernste Strenge klang.

Und Clemens ließ sich neben Theodor auf einem der Stühle mit hoher, gothischer Eichenlehne nieder, die an der langen Wand,

mit Waffentrophäen aller Jahrhunderte verziert, aufgestellt waren. Ihm gegenüber hingen von 1349 an all' die Ahnenbilder seines vielhundertjährigen Geschlechts, in Helm und Eisenharnisch, im Domherrntalar mit Kreuz und Kette, im goldverbrämten Staatsrock mit Allongeperrücke, im knappen Jagdkleid mit dem Zopf, bis herab zum letztverstorbenen Majoratsherrn Hans Günther, Freiherrn von Görz, der in österreichischer Kürassierrittmeistersuniform der Ahnen lange Reihe beschloß. Ein ganzer Mann in jedem Zug, dem das durch und durch adelige Herz aus den mildernsten Augen herausschaute. — Clemens sah jedoch keinen einzigen all' seiner Ahnherren, so ernst sie auch selber auf ihn niedersahen. Er schlug das Auge auf den kunstvoll gewirkten Teppich, und das bunte Gewirr von streitenden Sarazenen und Kreuzrittern verschwamm vor seinem Blicke. Der Pfarrer Faber saß gedankenvoll neben ihm. Adele hatte sich ein paar Stühle weiter niedergelassen, und senkte das zarte Gesicht. Die Mutter blieb mitten im Saale stehen. Sie hatte für diesen Abend ihr Wittwenkleid wieder angelegt, und ein schwarzer Schleier umsäumte ihr trauerbleiches Antlitz. Ein gerolltes Papier ruhte in ihrer Hand. Was wollte sie jetzt nur in dieser stummen, geisterhaften Gesellschaft? —

„Clemens, mein theuerster Sohn!" hub sie jetzt an, nachdem sie noch eben mit schmerzlicher Miene sich aufgerafft. „Ich stehe hier als die Testamentsvollstreckerin deines Vaters. Als ihn der Herr über Leben und Tod in die Ewigkeit abgerufen, da warst du ein noch unmündiger Knabe. Wie hättest du ihn damals verstehen sollen, wenn er vor seinem Hintritt noch mit dir geredet hätte? Aber mitten in seinen bittersten Schmerzen, die er nach jenem unglückseligen Sturz noch Monate lang zu erdulden gehabt, war doch seine schmerzlichste Sorge nur die, daß er dich, seinen einzigen Sohn und Erben, verlassen mußte, bevor er dich durch Wort und Beispiel großgezogen zu einem tüchtigen, tugendreichen

und ehrenfesten Mann, wie er selber einer gewesen, und darin keiner seines ganzen Geschlechtes ihn jemals übertroffen. — Nun siehe, mein Sohn, ob auch deines Vaters Leib nun schon sechs Jahre in der Gruft seiner Ahnen in ewigem Schweigen liegt, sein Geist wird doch aus seinem Jenseits heute zu dir reden. Auf seinem Sterbebett hat er mir sein irdisches Abschiedswort an dich übergeben und mir aufgetragen, es zu dir reden zu lassen, wann die rechte Stunde dazu gekommen sei. Vor seinem irdischen Bilde, so gebot mir sein Wille, solltest du seinen abgeschiedenen Geist dann hören, und dein ganzes Geschlecht sollte dabei als Zeuge zugegen sein. — Nun wohl, mein Sohn, die rechte Stunde dünkt mir jetzt gekommen, da du dich morgen frühe losreißest aus deines Vaters Haus und deiner Mutter Arm. Darum habe ich dich jetzt hierher geführt; inmitten deines ganzen Geschlechtes, vor deines todten Vaters Bild. — So schau' ihn an, mein Sohn! Mit all' deiner kindlichen Ehrfurcht häng' jetzt an diesen treuen, väterlichen Zügen! Oeffne weit dein Herz, daß der Samen aus deines Vaters Geisterwort befruchtend hinunterfalle bis auf seinen tiefsten Grund; daß du von hinnen ziehest, als deines Vaters werth, und in sein Haus einst wiederkehrest als deiner Mutter Trost. — Und nun höre!"

Ward das jetzt eine Stille! Wer könnte sie beschreiben? Als ob die drei lebenden Menschen auf ihren Stühlen selber nur leblose Bilder wären, so saßen sie da. Und der Sohn schaute hin auf des Vaters Bild, und sein Blick vertiefte sich in dem seinen. Wie der ihn jetzt ansah, so voll Ernst wie Wehmuth, wie ein Aug' aus dem Reiche der Geister! — Da war mit einemmal auch der letzte Hauch von leichtem Sinn in seinem jungen Herzen verweht. Seine ganze Seele lauschte. Die Mutter wischte sich noch eine große Thräne vom Auge, da sie nach ihm hinübergesehen. Dann entrollte sie das Blatt und las mit bebender Stimme:

„Mein einziger Sohn!

Mit Schmerzen habe ich mich aufgerichtet, um noch mit dir zu reden. Zwar ist meine Leibeskraft gebrochen, aber mein Geist fühlt sich stark und klar wie in den gesundesten Tagen. Und so spricht er zu dir sein letztes irdisches Abschiedswort. Wann du es einst vernehmen wirst, ist mein Mund schon längst verstummt, und meine Hand verdorrt. Aber mein Geist wird ewig leben. Der wird dann um dich sein, als ob ich leibhaftig vor dir stände, und meine Hand wird aus ihrem Jenseits segnend auf dich herunterreichen. So höre, mein Sohn, was ich dir jetzt sage:

Ich hinterlasse dir das wohlgeordnete Gut deiner Väter. Fleißig bebaute Felder und Wiesen, wohlbestellte Wälder, klare Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Grundholden, geregelte Bücher und unbestrittene Gerechtsame — das Alles vererbe ich dir.

Mir, deinem Vater, war es lange nicht so leicht geworden. Nach zwanzigjährigem Streit mit christlichen und jüdischen Zinswucherern, in den Verschwendung und Schwachherzigkeit meines kinderlosen Ohms dein Ahnengut verwickelt; nachdem mein eigener Vater vor Herzleid darüber mir allzufrüh gestorben, war es mir endlich von den Gerichten als schuldenfreies Lehen wieder zugesprochen worden. Doch in welchem Zustand? In langem Sequester die Felder ausgesogen, die Wälder verwüstet, die Bauten zerfallen, ein Schatten nur, kann ich sagen, von dem heutigen Bilde. — Aber, mein Sohn, die Trübsal und Noth meiner verkümmerten Jugend, sie wurden mir die harte, heilsame Schule, in der ich wieder lernte, was das verstorbene Geschlecht vergessen hatte: Fleiß und Sparsamkeit, Umsicht und Aufsicht; vorwärts zu schreiten im Verbessern und Erringen, rückwärts im Genießen und Verschwenden; falschen, geborgten Glanz, der nur nach außen prunkt, zu verachten, und den gediegenen hoch zu halten, der das innere Haus durchschimmert. — Und so, mein Sohn,

war dein Erbtheil wieder geworden, was es in alter Zeit gewesen, und unseres Hauses Name hatte wieder seinen alten, ehrlichen Klang. — Doch nie und nimmer, ich beschwöre dich jetzt vor meinem Sterben, niemals vergiß es: so oft du durch deine Felder und Wiesen wandelst, und deinen Wald durchstreifst, o gedenke des Schweißes, der von deines Vaters Stirne darauf niedergeronnen! So oft du eintrittst in Scheunen und Ställe, und an deiner Väter Burg dich erfreuest, gedenke der schweren Sorgen, unter denen dein Vater aus dem Zerfall sie wieder für dich aufgerichtet! Und wenn du den Eisenschrein erschließest, um seinen Inhalt dir vorzuzählen, so mahne dich jedes Geldstückes Klang, mit welch' gewissenhafter Sparsamkeit ich als deiner Mutter Verwalter jeden Pfennig ihres Erbtheils geehrt, um sie und mich des Guldens werth zu machen."

Da hielt die Mutter einen Augenblick inne, um von der eigenen Erregtheit auszuruhen, und einen forschenden Blick auf den Sohn zu werfen. Der sah schon lange nimmer auf des Vaters Bild und starrte wieder auf des Teppichs Sarazenenschlacht. Jedes Wort des Seligen fiel brennend auf sein schuldbewußtes Herz. Auch Pfarrer Faber hatte das Gesicht mit der Hand bedeckt. Aber in welch' ganz anderer Stimmung! In sich verloren gedachte dieser des eigenen Vaterhauses, und nicht ein einziger Vorwurf störte seine wohlthuende Erinnerung. Von Adelens zarten Wangen rann eine stille Thräne nach der andern; Thränen kindlicher Liebe für den Vater, schwesterlicher Hoffnung und Sorge für den Bruder. Und die Mutter athmete jetzt tiefer auf, da sie des Sohnes Zerknirschung gesehen, und fuhr mit doppelter Zuversicht weiter:

„Aber, mein Sohn, nun will ich aufhören, nur als dein Vater zu dir zu reden. Als Edelmann spreche ich jetzt zu dir, der eine zum andern, der alte zum jungen, der absterbende Zweig zum blühenden. — Und so sage ich dir weiter: als Edelmann

geboren zu werden, das ist ein ebenso mühe- wie verdienstloses Vorrecht des Geschickes. Aber als Edelmann zu leben und zu sterben, das ist ernste Mannesarbeit. Und der da wähnt, daß schon die Geburt ihm genüge, als Edelmann durchs Leben zu gehen, der ist nicht werth, daß er als solcher geboren worden, und der verdient nicht, daß er diesen Ehrennamen trage — eines edlen Mannes. Mein Sohn, bedenk' es wohl: der Adeligen durch Geburt gibt es unzählig viele. Doch die auch adelig durch Gesinnung, Wandel und Werk, die wahrhaft edlen Edelmänner, diese lassen sich zusammenzählen.

Noblesse oblige — zu deutsch: der Adel legt Verpflichtung auf! so heißt ein alter Rittersspruch. Zwar eine französische Devise, aber vollgültig auch für den Edelmann aller Völker und Zeiten. Und was will dieses Wort dir sagen? Ich will dir's vor meinem Tode noch erklären. Höre mich, mein Sohn! — Gerade, weil du als Adeliger geboren wardst, kam mit dir die Verpflichtung zur Welt, auch adelig zu denken und zu handeln. Gerade, weil du einen ritterlichen Wappenschild trägst, verlangt die Welt mit Fug und Recht von dir, daß du ihn auch alle Zeit makellos hochhaltest im Ritterdienst der Sittenreinheit und der Mannesehre. — Fröhne Keiner dem Wahn, und sei er noch so erlaucht geboren, und sei sein Geschlecht noch so mächtig an irdischen Gütern, er brauche vor die Mängel seiner eigenen Person nur seiner hohen Ahnen strahlenden Schild zu halten, und das Auge der Welt lasse sich dadurch blenden. O dieser unseligen Selbsttäuschung! Denn solchen Edelmannes eigene Flecken, sie werden erst recht häßlich auf diesem schimmernden Schilde zu Tage treten. Nicht der alte Name entschuldigt die Sünden seines Trägers. Nein, gerade dieser wird dessen erbittertster Ankläger, und die Welt hält bei ihrem Urtheil solchem Schuldigen des Adels seine eigene Devise vors Gesicht: Noblesse oblige."

Und wieder setzte die Baronin ein wenig aus und that einen

Blick auf den Sohn. Dessen Stirne lag in düsteren Falten. Er scheute sich jetzt, selbst nur die Bilder der Ahnen noch anzublicken. Denn wie er's vorhin flüchtig gethan, starrten sie Alle so voll stummen Vorwurfes ihn an, die im Vollbart, im Henryquatre und glatten Kinn, als riefen sie ihm miteinander das eine Wort in die Seele: „Noblesse oblige!“

Ward da der Mutter über dieser zusammengezogenen Stirne des Sohnes das Herz wieder befangen! Aber sie raffte sich muthig auf und las weiter:

„Mein Sohn! Nimm dir's gar wohl zu Herzen: die Tage währen nicht mehr allzulange, ich täusche mich nicht, in denen der Adel eine mächtige Körperschaft gewesen. Der neue Zeitgeist rüttelt bereits mit geheimer Faust an ihrem einst festgefügten Bau. Seine Pfeiler werden immer loser auseinanderweichen, sein schützendes Dach wird nicht mehr allzu lange den Einzelnen halten und decken. — Selbst ist der Mann! — Dies Wort der Neuzeit wird auch im deutschen Adel mehr und mehr zur Geltung kommen. Immer kleiner wird das Maß werden für des ganzen Standes Privilegien und Rechte, immer größer für die Pflichten des Einzelnen. In immer ernsterer Bedeutung wird das alte Wort den einzelnen Edelmann mahnen und warnen: Noblesse oblige!

Ja, mein Sohn, glaub' es deinem der Ewigkeit nahenden Vater, dem schon jetzt die Sehkraft des Geistes weiter reicht: die Tage sind nahezu vorüber, in denen so mancher Edelmann glaubte, adelig zu leben und mit dem Urtheil seiner Mitmenschen sich glücklich abzufinden, wenn er schulgerecht sein Roß zu tummeln und das Viergespann zu lenken wußte; wenn kein Wild seinem Meisterschuß entrann, und seine Meute dressirt war nach allen Regeln feinster Waidmannskunst. Die Tage neigen sich zu Ende, da Bauer und Bürger zum Edelmann voll patriarchalischer Ehrfurcht hinaufsah, bloß, weil dieser schon seit Jahrhunderten einen

adeligen Namen trug. Ein neuer Zug geheimer Feindschaft ist jetzt an die Stelle solch' alter Tradition getreten, und der Edelmann muß durch Wandel und Werk diese neue, neidische Feindschaft erst zu versöhnen trachten. Die alte Macht des Adels, die ihm die Neuzeit an ererbten Rechten und überlieferter Ehrfurcht allmälig schwächen wird, der Einzelne muß sie wieder sich zurückerobern durch das reichere Maß an selbsterfüllten Pflichten und die größere Tüchtigkeit der einzelnen Person. Hervorzuragen muß er lernen, wo immer ihn das Leben hingestellt, sei's um Fürstensold in des Heeres Reihen, oder im Dienste des Staates, sei es als freier Grundherr. Des Geistes und des Herzens Adelsprobe muß er überall erst bestehen, wenn ihm der geborne Edelmann soll angerechnet werden, und ihn sein Wappenschild noch tragen soll, das er selber trägt. Und ich sage dir, mein Sohn: wer diese Mahnung der Zeit mißachten wird, für den sind die Tage nahe, wo ihm wahrlich besser wäre, eines Taglöhners unbekannten Namen zu führen, als den seines alten Geschlechtes. Denn sein vielhundertjähriger Name wird mit all' der Wucht des Alters dessen verkommenen jüngsten Träger noch zehnmal tiefer niederdrücken, und mitleidlos wird die Welt auf solch' erniedrigten Enkel hoher Ahnen mit Fingern deuten. Und auch dich ermahne ich jetzt: wähne nicht, daß du dieser Gefahr überhoben seiest, wähne nicht, daß du deinem Herzen in Sinnengenuß und Verschwendungssucht könntest die Zügel schießen lassen, daß du verachtend dürftest vorübergehen an den Quellen des Wissens, die immer reicher in der Neuzeit strömen; wähne nicht, daß Fleiß und Arbeit, Denken und Schaffen deiner unwürdig seien und ein unnöthig Mühen, weil ich dich nun hinterlasse als eines so wohlgeordneten Gutes einzigen Erben. O mein Sohn, glaub' es mir: noch zehnfach größere Güter als das deine, sie sahen ihre altadeligen Erben bankerott an Geld und Ehre in Schmach und Elend wandern.

Und so höre mein anderes Testament! — Meine Seele umschwebt dich. Meine Geisterhand ruht auf deinem Haupte. Clemens, blick' mir ins Auge!"

Da vermochte dieser nimmer länger den Blick vor sich hin zu schlagen. Des Vaters letzte Worte rüttelten ihn zu mächtig auf aus seinem dumpfen Hinbrüten. Und er faßte den Muth, dem Bilde des Seligen nun fest ins Auge zu schauen. Auch Pfarrer Faber und Adele richteten sich in ihren Stühlen höher auf, und vertieften sich in die edlen Züge des verklärten Majoratsherrn.

Und da die Mutter nach einer Pause nun dieses andere Testament zu lesen begann, schlug der Nachtwind dabei beständig an die vielscheibigen gothischen Bogenfenster. Alle die alten Bilder schienen jetzt noch aufmerksamer den Worten ihres würdigen Nachkommen zu lauschen, und sie schauten dabei noch viel ernster auf ihren allerjüngsten Enkel.

„Clemens, du einziger Erbe meines Namens und deines Geschlechtes! Du hast das Stammgut deiner Ahnen aus meiner Hand überkommen. Ich übergab es dir, wie's einem getreuen Vater und irdischen Verwalter zukommt. Jetzt aber ist es an dir, mein Sohn, auch deines Vaters geistige Erbschaft anzutreten. Dazu genügt kein papierenes Testament allein. Dein ganzes Leben mußt du daran setzen, Jahr für Jahr, Tag für Tag, um diesen meinen andern letzten Willen an dir zu vollstrecken. —

Zwar fühlt' ich mich nie so sehr als armen, an Leib und Seele gleich gebrechlichen Menschen als jetzt auf solchem Schmerzenslager und so nahe dem Richterstuhle meines ewigen Gottes. Aber auch jetzt hält der eine Trost mich aufrecht, und gibt mir Kraft im Leiden und heilige Zuversicht im Sterben, daß ich wenigstens mit Wissen nie was Unwürdiges weder gewollt noch gethan. Und so, mein Sohn, setz' ich dich feierlich ein zum Erben all' meines guten Willens und all' meiner ehrlichen Meinung, als

Edelmann gelebt zu haben und als solcher zu sterben, getreu dem Wahlspruch: Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand! Ich setze dich ein zum Erben all' meiner ungeheuchelten Gottesfurcht und wahrhaftigen Menschenliebe. Das volle Maß von Eintracht und Frieden, das ich meinen Grundholden, den protestantischen, wie katholischen hinterlasse, vererbe ich nun auch auf dich. Sei im Eifer für deines Hauses evangelischen Glauben ein Vorbild deiner Gemeinde, aber halt' in deinen Pflichten und deinem Wohlwollen gleiches Maß und Gewicht auch für die Andersgläubigen! Sei ein gleich gerechter, opferfreudiger Guts- und Patronatsherr für beide Kirchen und Schulen! Jedweden confessionellen Streit suche versöhnend zu vermitteln! Denn ich sage dir: fanatische Unduldsamkeit ist das Zerrbild der christlichen Religion, und das Grab der Nächstenliebe. — Gern gestehe ich dir's ein, an meinem eigenen Herzen hab' ich's im Laufe der Zeiten erkannt: je tiefer ich das Gebot aller Gebote verstanden, und je treuer ich's befolgt: Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst! — je mehr ich von mir abgestreift gehässigen Vorurtheils anerzogenen Panzer, um so weiter und wärmer schlug mir mein Herz für die ganze Menschheit, schwächer nicht im Glauben, aber zehnfach stärker an Liebe. — Und auch dieses halte ich dir vor: unser armes, deutsches Vaterland, wahrhaftig genug verwundet und geschwächt hat es des Glaubens unseliger Haß und Streit. Jetzt laß es uns wieder heilen und stärken durch des Glaubens Liebe und seinen Frieden, jeder Einzelne, wo und wie, und so viel er kann. Denn also will es unser himmlischer Gott und unser irdisches Vaterland."

Da gedachte die edle Wittwe des großartigen Leichenzuges, mit dem der Verklärte in die Ahnengruft nach Teissenberg hinübergeführt worden war. All' das Weinen und Klagen seiner zwei Gemeinden, der protestantischen so gut wie der katholischen, glaubte sie im stürmenden Nachtwind draußen wieder zu hören. Eine Fluth

bitterer Wittwenthränen entrang sich ihrem leidvollen Herzen. Adele sah es kaum, da verbarg auch sie ihr Gesicht in ihrem Tuche. Pfarrer Faber saß noch immer regungslos, ohne jeden innerlichen Trost. Doch auch aus seines Zöglings Augen rannen jetzt zwei Thränen über die Wangen. Ob sie wohl gar tief heraufgequollen waren? — Wenigstens blieben es die einzigen. Aber schon diese zwei genügten, um die zahllosen der Mutter wieder zu stillen. Wie genügsam an Trost ist ja solch ein bekümmertes Mutterherz! Und sie las nun zu Ende, dreifach so leichten, hoffenden Herzens, als sie begonnen hatte:

„Und höre mich weiter, mein Sohn! — Ich setze dich ein zum Erben all' meines Fleißes, all' meiner haushälterischen Einfachheit und immerwachen Sorge, mit denen ich dein Gut verwaltet, verbessert und vermehrt. Gott verzeihe mir, daß ich dessen selber mich rühme, aber ich thue es nur um deinetwillen, mein Sohn! — Bedenk' es wohl: Grund und Boden, das ist noch des Adels stärkster Damm, der am längsten widerstehen wird der Neuzeit anstürmender oder langsam untergrabender Fluth. Aber wer gedanken- und werkträg auf seiner Scholle sitzt, oder fern von ihr in den großen Städten ihr Erträgniß verschwendet, für den wird die Stunde kommen, wo ein Stück nach dem andern zerbröckelt niederbricht in den großen Abgrund der Auflösung, darin alle Stände mehr und mehr versinken. —

Und endlich, mein Sohn, setze ich dich ein in das kostbarste Gut, das ich dir vererben kann, in die Achtung und Liebe, die ich, so hoff' ich zu Gott, auf Erden hinterlasse. — Sowie die Burg deiner Väter hoch emporragt unter den andern Häusern deiner althistorischen Heimath, so sollen auch deine Grundholden zu ihr voll Ehrfurcht hinaufschauen, als zur festgegründeten Stätte edelster Sitte und reinster Ehre. Deine Wirthschaft soll den Begüterten ein aneiferndes Vorbild sein, ihr Rath und Führer im Vorwärtsschreiten. Denn ich sage dir: die Zeit verbauerter

Landjunker ist dem Versinken nahe, aber die Tage wissenschaftlicher Durchbildung treten immer gebieterischer heran, auch für den freien adeligen Grundherrn. Keiner kann mehr mit Ehren bestehen, der dieser Forderung sich widersetzt, sei es aus eingebildetem Stolz oder aus wirklicher Trägheit. Mit gern gebrachten Opfern sollst du den Schwächern unter die Arme greifen und an den ganz Gebrechlichen deinen Glauben ans Evangelium werkthätig bewähren. Nicht ihr Bekenntniß, nur ihr Menschenwerth sei die Richtschnur für dein Handeln. — Und zuletzt, mein Sohn, ermahne ich dich voll tiefsten Ernstes: blicke mir auf Keinen deßhalb voll unberechtigten Stolzes herab, weil er als Bürgerlicher geboren worden. Jeden Vorzug der Bildung und des Charakters lern' an ihm zu ehren, wie an deinesgleichen. Wo stände die Menschheit ohne ihre großen, unsterblichen Männer, die sich selber den Adelsbrief des Geistes ausgefertigt, und den keine Zeit jemals zerreißen wird? — Darum rathe ich dir: such' die Tüchtigkeit auf, wo du sie findest, mit oder ohne Wappenschild, und lern' von ihr! Sperre dich nicht ab von dem großen Pulsschlage geistigen und politischen Lebens! Verfalle nicht in die widerlichste aller modernen Krankheiten — in vornehme Blasirtheit! Sei nicht aus falschem Vorurtheil einseitig in deinem Umgang! Er braucht nicht immer adelig zu sein, aber edel soll er bleiben alle Zeit!

Und lebst du so, mein Sohn, dann verbürg' ich dir, so wahr ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit, so wahr wirst du dann werden gleich reich an Achtung und Liebe, an Dank und Segen, Haupt und Zierde deines Geschlechtes, Hort und Vorbild deiner Gemeinde, ein fruchttragender Zweig am deutschen Adelsbaum, ein nützlicher Bürger deines großen Vaterlandes!" —

Jetzt ward die Stimme der Mutter auf einmal ganz gebrochen. Und jeder folgende Satz that ihr Gewalt an.

„Und nun lebe wohl, mein theuerster, einziger Sohn! Als den Letzten deines Geschlechtes verlasse ich dich. Sei stolz auf

deines Hauses Vergangenheit, aber noch eifersüchtiger bewache den Glanz deiner eigenen Zukunft! Was frommte dir deiner Ahnen lange Reihe, wenn du sie als ihr letzter Enkel unwürdig beschlössest? Ich sterbe — lebe du mir nach! Ich habe bald vollendet — beginne du, fahre fort! Mein Geist sei auch der deine! Mein Sterben wird deiner Mutter bitterste Trauer sein, werde du ihr süßer Trost! Bleib' ein treuer Bruder deiner Schwester! In deinem Hause wird es mit meinen geschlossenen Augen bald dunkel werden. Erhelle du es wieder mit deines Lebens Licht! Und so umarme und segne ich dich, und gehe heim auf ewiges glückliches Wiedersehen. Dein sterbender Vater."

Kaum noch verständlich hatte die Mutter die letzten Worte hervorbringen können, da sank sie schluchzend vor dem Sohn auf die Kniee und barg mit ausgestreckten Händen ihr weinendes Haupt in seinen Schooß. Auch Adele weinte bitterlich. Der Pfarrer Faber schaute auf dieses ergreifende Bild mit unsäglicher Wehmuth. Denn der gedachte fort und fort an das evangelische Gleichniß vom Sämann, da seine Körner auf den Weg fielen zur Speise der Vögel, auf Felsengrund mit wenig Erdreich, und unter die Dornen.

Und der Schneesturm draußen hub an, jetzt noch viel gewaltiger an die Scheiben zu pochen, daß sie in der Frauen Weinen unheimlich klirrten und im Flackern der Kerzen die alten Bilder noch viel geisterhafter niederschauten.

Du nächtlich brausender Wintersturm! Einst erzähltest du einem armen Studenten gar wunderliebe Geschichten in seiner dunklen, holländischen Dachstube. Und sie sind alle wahr geworden. — Sag' an, was prophezeist du wohl jetzt diesem jungen Burgherrn in seinem schimmernden Ahnensaale?

V.

Einkehr und Heimkehr.

„Liegt der Mensch nur einmal in der Wiege, so wird er in steter, unbefriedigter Hast erst durch der Eltern und dann durch seinen eigenen Wunsch aus dem Leben wieder heraus und in das Grab hineingedrängt, und er wird so wider Willen der eifrigste Vollstrecker der über ihn verhängten göttlichen Satzung: Aus Staub bist du geboren und Staub sollst du wieder werden!"

Wie lang ist es nun schon her, lieber Begleiter, daß ich diesen Satz zum erstenmale vor dir ausgesprochen hatte! Das war dazumal im Zwingergärtchen an der von Ephen umrankten Stadtmauer. Unser junger Held lag im Wickelkissen auf der Mutter Schooß, und Vater Stark sehnte sich in naivster väterlicher Ungeduld nach seines Sohnes ersten Hosen. — Wie viel andere Stadien des Vorwärtsdrängens hast du seitdem miterlebt, und jeder Erfüllung immer wieder eine neue Sehnsucht folgen sehen, in die sich das ruhelose Herz des Vaters und Sohnes auf das redlichste getheilt hatte!

Auch der Drang unseres genialen Freundes, seine letzte Staatsprüfung mit höchsten Ehren zu bestehen, lag jetzt schon seit zwei Jahren in glorreicher Erfüllung hinter ihm. Und die volle Poesie

glücklicher Brautzeit umduftete frischen Hauches die oft gar trockene Praxis seines juristischen Lebens.

Rann jetzt auch diese Zeit ihm immer noch zu langsam hin? — O wohl ist's ein gar wonnigliches Behagen, den Becher feurigen Weins an die Lippen zu halten. Doch davon zu trinken, erst das vermag doch das dürstende Herz zu stillen. Und selig die Brautzeit mit all' ihrem Sehnen und Harren, doch seliger noch der Geliebten voller Besitz mit der Erfüllung aller bräutlichen Träume.

Das war jetzt von allem früheren Vorwärtstreiben der Zeit noch der allermächtigste Drang geworden, im Herzen des Vaters fast noch mehr, als in dem des Sohnes. Und unser guter Vater Stark hatte nun bei Tag und Nacht keinen andern Gedanken mehr, als nur den einen: o wenn ich's doch nur noch erlebe, daß ich Hermann mit Helene in mein Haus einziehen sehe als glückliches Paar. Dann will ich selber es ja gern verlassen. Aber vierundsiebzig Jahre, das ist ein hohes, seltenes Alter. Werd' ich diesen Tag wohl auch noch erleben? — Und Hermann sollte doch erst als wirklicher Advokat in den Ehestand treten. Aber vor vier Jahren war das nach dem gewöhnlichen Gang auch im günstigsten Falle nicht zu hoffen. Und sein ganzes Vaterherz hing doch daran, diese allerletzte Sehnsucht an seinem Sohne noch erfüllt zu sehen!

Nach wochenlangem Hin- und Hersinnen kam endlich Vater Stark zu dem hochherzigen Gedanken: wenn ich selber meiner Advokatur freiwillig entsage, unter der Bedingung, daß Hermann mein Nachfolger werde, vielleicht kann ich ihm so über diese Jahre hinüberhelfen. Zwar wird es mir schwer, unendlich schwer, mir selber gleichsam das Zeugniß auszustellen, daß mir die Kraft abgestorben sei, als nützliches Glied der Menschheit noch ferner zu wirken. Gar schmerzlich wird es mich ankommen, zum Zeiger meines alt gewohnten Berufes eines Tages zu sagen: „Von nun an stehe still!" — Aber ich will es dennoch thun. Absterben will

ich aus freiem Willen, damit mein Sohn desto früher zum Leben seines vollen Glückes komme. Dann leb' ich ja in seinem Leben, und mein wirkliches Sterben wird mir um so süßer werden. —

Dieser opferfreudige Entschluß beseelte ihn nun bei Tag und Nacht. Zwar lehnte sich seine Eigenliebe noch manchmal dagegen auf, aber die Liebe des Vaters hatte zuletzt völlig triumphirt, ohne daß er sich das Mindeste davon merken ließ. So schloß er sich eines Abends in sein Studirzimmer ein, und schrieb mit zitternder Hand seine Eingabe nieder. Als er sie versiegelte, that er einen großen Blick zum Himmel, und zwei helle Perlen fielen auf die Adresse. Dann nahm er tief bewegt stummen Abschied von seinem Berathungszimmer und Schreibtisch, von seinen Büchern und Akten. Und als er Abends in die Erkerstube hinaufkam, verrieth er vor Mutter Rosalie und Hermann kein einziges Wort, und sagte nur ganz kurz, daß er morgen früh in juristischen Angelegenheiten in die Hauptstadt reisen müsse. In dieser Fassung war es nicht einmal eine Unwahrheit, die ihm sein ganzes Leben lang nicht über die Lippen gekommen. Die Reise war durch die neue Eisenbahn nun sehr bequem geworden. Dazu war es noch ganz mildes Herbstwetter, und ohnedem hatte er am obersten Gerichtshofe schon früher gar oft dergleichen juristische Angelegenheiten zu besorgen gehabt. So sah man ihn auch ohne weitere Vermuthung eines verschwiegenen Reisezweckes am anderen Morgen sein Haus verlassen. Hermann hatte sich zwar im geheimen Einverständnisse mit Mutter Rosalie zum Reisebegleiter des alten Vaters herzlich angeboten, aber dessen ganz entschiedene Ablehnung zwang sie sofort, ihre Begleitung nur bis zum Bahnhofe zu beschränken. Wußten sie doch zu gut, wie vorsichtig sie sein mußten, ihre Sorge um sein Alter irgendwie zu nachdrücklich auszusprechen. Am dritten Abend, versprach er, zurückzukommen. Mit den freudigsten Wünschen zu einer recht glücklichen Fahrt umarmten sie ihn und winkten ihm noch zu, als er schon am Fensterplatz im

Coupé Platz genommen hatte. Er aber seufzte jetzt still vor sich hin: „Ja, du lieber Gott, wenn sie erst wüßten, warum ich diese Reise mache!“ —

Noch am Abend seiner Ankunft besuchte nun Vater Stark seinen einstigen Mitstifter der Franconia, jenen pensionirten Oberappellationsgerichtspräsidenten von Schlehdorf, dessen auch du dich wohl noch freudig erinnerst, wenn ich dir seine Rede über das grün-weiß-rothe Band beim Jubiläumscommers ins Gedächtniß zurückrufe. Auf die Verwendung dieses eben so edlen, wie noch heute sehr einflußreichen Jugendfreundes war vor Allem seine sichere Hoffnung gegründet, mit seiner Eingabe beim Ministerium durchzudringen. Außerdem standen ihm selber volle fünfundvierzig Dienstjahre, und Hermanns erste Note im Staatsexamen, als beredteste Fürsprecher zur Seite. — Schlehdorf empfing das alte „Männchen“ mit unveränderter Herzlichkeit, und war im Augenblick mit dessen väterlichem Plane vollständig einverstanden. Er war nicht nur von Hermanns ausgezeichneter Befähigung bereits unterrichtet, sondern zeigte auch sofort dem überglücklichen Vater eine höchst rühmende Abhandlung über jenen merkwürdigen Schwurgerichtsfall, der in dem letzten „Jahrbuch für criminalistische Praxis“ besprochen worden. Kurz, der eben so hochgestellte, wie liebreiche Freund bestärkte ihn nur noch mehr in seinem edlen Entschlusse, dem Sohne freiwillig Platz zu machen. Dabei rieth er ihm, seine Eingabe auf der Kanzlei abzugeben, und sogleich morgen früh um neun Uhr sich im Vorzimmer des Ministers zur Audienz einzufinden. Er selber werde dann nicht ermangeln, sein Fürwort noch besonders einzulegen.

Am andern Morgen Punkt neun Uhr trat denn auch Vater Stark in seinem zwanzigjährigen, aber noch sehr wohlerhaltenen Staatsvisitenfrack gar schüchtern in das Vorzimmer. Eine Menge von Supplicanten aller Rangklassen füllten jetzt immer dichter den Vorsaal. Und gar Mancher schaute geringschätzend

oder schmunzelnd auf das altmodische Männchen, das sich auf einem der Eckplätze verlegen in den Winkel drückte, und den Kopf in seinen neuen Visitenhut heruntersenkte, den er mit beiden Händen linkisch über den Knieen hielt. — Mein Gott, es war ja überhaupt das erstemal seines ganzen Lebens, daß der gute Doctor Stark als freier Advocat, der nie um eine Gunst gebeten, antichambrirte. Er schämte sich jetzt ordentlich in dieser submissen Stellung. Aber er that es ja um des Sohnes willen; das beruhigte ihn wieder. Trotz dieses süßen Bewußtseins getraute er sich doch nur dann und wann einen scheuen Blick auf all' die stehenden und sitzenden Petenten zu werfen, in beständiger Angst, er könne doch zuletzt auf ein bekanntes Gesicht treffen, dessen Inhaber dann allerhand fatale Glossen über ihn anstellen möchte.

Da hörte man im Kabinet des Ministers klingeln. Das war der Augenblick, da Schlehdorf ihn so eben verlassen, und durch eine geheime Wendeltreppe sich entfernte, die nur ganz vertrauten Freunden offen stand. Zu diesen zählte Schlehdorf obenan. Vergaß es doch dieser Minister niemals, daß er in Schlehdorfs feiner juristischer Schule als einstiger Assessor den Grund zu seiner nunmehrigen hohen Stellung gelegt hatte.

Der Bureaudiener im Vorzimmer huschte auf dieses Zeichen seines Herrn im Nu durch die Flügelthüre. Jeder hoffte nun auf den Anfang der Audienz, und die zuerst Gekommenen zupften bereits Kravatte und Vatermörder zurecht. Besonders aber machte sich ein etwas aufgeblasener Präsident, der beständig auf- und abstolzirte, dadurch bemerklich, daß er bewußten Schrittes sofort an der Thüre Posto faßte, um dadurch symbolisch anzudeuten, wie seinem Rang unbedingt auch der erste Eintritt gebühre, wenn er auch ganz zuletzt gekommen war.

Und der Bureaudiener trat wieder heraus mit dem lauten Ruf: „Herr Rechtsanwalt, Doctor Stark!“ — Herrje, wie da das „Männchen“ aber zusammenschrak, daß ihm der Hut vom

Knie herunterrollte, und wie alle die Andern nun verblüfft auf ihn hinsahen, als er sich, bis zum Tod erschrocken durch ihre Reihen hindurchwand! Wie namentlich aber jener Präsident ihn schwer beleidigt von oben bis unten musterte, als er diesen „simplen, alten Advokaten“, wie er ihn innerlich titulirte, sich so unvermuthet den Vortritt wegschnappen sah! Aber der Minister hatte es so befohlen, und der Herr Präsident mußte es sich wohl oder übel gefallen lassen.

Nachdem nun unser guter Vater Stark drinnen sein angebornes Höflichkeitsgefühl mit überzähligen Verbeugungen genugsam befriedigt glaubte, und gerade seine fein stylisirte Eingangsrede beginnen wollte, fiel ihm der Minister sogleich ins Wort, da er ihn vertraulich bei der Hand nahm:

„Ich bin durch meinen verehrten Freund von Schlehdorf bereits von Allem unterrichtet, mein lieber Herr Anwalt, und freue mich, einem so braven, fleißigen Manne die erste und wohl auch letzte Bitte an dieser Stelle sofort gewähren zu können. Ich glaube damit nicht im mindesten mich einer Ungerechtigkeit schuldig zu machen. Denn ist Ihr Sohn auch noch lange nicht an der Reihe, eine Advokatur zu erhalten, so ist es doch einzig und allein Ihr freiwilliger Verzicht zu seinen Gunsten, der ihm diese Stelle eröffnet. So wird also kein älterer Bewerber dadurch beeinträchtigt. Ueberdies nimmt Ihr Sohn einen so ganz ausgezeichneten Platz der Befähigung ein, in Theorie wie Praxis, ja, ich kann sagen, wir sind auf diesen Rechtspraktikanten und seine merkwürdigen Vertheidigererfolge hier so stolz geworden, daß auch dieses Moment mich vollständig berechtigt, in diesem Ausnahmsfalle nicht allzu pedantisch an der hergebrachten Ordnung festzuhalten. Das Dekret der Ernennung Ihres Sohnes zu Ihrem Nachfolger wird sofort an das Kabinet befördert werden, und ich werde mir's noch persönlich angelegen sein lassen, daß dessen gnädigste Unterzeichnung keinen Anstand finde. Auch wird Ihnen der Titel

eines Anwalts ausdrücklich verbleiben, wogegen Sie wohl keine Einwendung machen werden, nicht wahr? Und so gehen Sie mit Gott, mein lieber Herr Anwalt! Grüßen Sie mir Ihren Sohn und sagen Sie ihm von mir, er möge als Ihr nunmehriger Nachfolger zu den hohen Vorzügen seines Geistes auch jene des Herzens und Charakters gesellen, welche Ihre langjährige juristische Laufbahn so rühmlich ausgezeichnet haben. — Glückliche Heimreise!"

Mit nochmaligem Händedruck verabschiedete sich der Minister und Vater Stark vermochte unter wiederholtem Uebermaße von Bücklingen kein anderes Wort herauszustottern, als: „O Excellenz, Gott vergelt's Ihnen! — Wie, was?"

Der Minister konnte nicht umhin, über dieses wunderliche Anhängsel ein wenig zu schmunzeln. Und der tiefergriffene Mann wußte wirklich gar nicht, wie er nur durch das gedrängt volle Vorzimmer wieder herausgekommen, so waren ihm alle Sinne verwirrt worden. Erst auf dem breiten Gange kam er wieder zu sich, griff an seinen Kopf, und dann auch an sein Herz. „So, nun ist's geschehen, nun lieg' ich schon halb im Grab. Aber mein Hermann wird um so glücklicher leben."

Den ganzen Tag ruhte er sich nun noch bei Schlehdorf aus, dem er voll freudiger Wehmuth bei der Rückkehr dankend in die Arme sank, und der ihn dann wieder überm Mittagsmahl erheiterte, so gut er's nur vermochte mit seinem immer gleich jung gebliebenen, seinen Geiste. Am Abend mußte das „Männchen" noch obendrein mit dem Präsidenten in seiner Loge die Oper besuchen, in der Mehül's „Joseph und seine Brüder" aufgeführt ward. Wie dann der alte, blinde Jakob die ergreifende Arie sang: „O Joseph, mein Sohn!" da hatte das weite Opernhaus gewiß keinen Zuhörer, in dessen Herzen dieser Hymnus von Vaterliebe einen tieferen Nachhall fand, als in dem einen des alten Vater Stark, der noch lange nachher die Augen geschlossen hielt, und

bei all' seinem unmusikalischen Gehör diese Weise doch noch lang in sich ausklingen ließ, wenn auch mit etwas verändertem Text: „O Hermann, mein Sohn, mein heißgeliebter Sohn!"

Am dritten Abend rollte der Zug mit Vater Stark wieder in den Bahnhof der waldumgrünten Heimath. Mutter Rosalie und Hermann empfingen ihn dort mit offenen Armen. Er hatte sich unterwegs alle Mühe gegeben bei seiner Heimkehr sich ja nichts davon anmerken zu lassen, welch' wichtigen Lebensakt er hinter sich liegen habe. So war auch der erste Willkomm ein ungetrübt heiterer. Auch zu Hause gab er sich alle Mühe, daß sein Aeußeres nichts von dem Vorgange seines Innern verrathe. Er rühmte Schlehdorfs herzliche Gastfreundschaft, sprach von dem herrlichen Genuß in der Oper und berührte seine „juristische Angelegenheit" mit keinem Worte. Das war auch sonst seine Gewohnheit, über Amtssachen im Hause reinsten Mund zu halten. Wie hätten sie daher aus seinem diesmaligen Schweigen Verdacht schöpfen sollen?

Doch am andern Morgen nach dem Kaffee, bei dem er auffallend nachdenklich geblieben, sprach er auf einmal von einem Boten auf den Haidehof, den er sogleich abschicken müsse.

„Was willst du aber nur, guter Mann?" fragte verwundert Rosalie.

Hermann sagte: „Aber lieber Vater, ich komme ja selbst heute noch hinaus. Hat es denn keine Zeit bis zum Abend?"

„Nein, diesmal nicht," erwiederte er, „und ich bitte dich auch, heute daheim zu bleiben. Hingegen mögen Frau Forster und Helene zu uns hereinkommen."

„So? Aber warum denn nur, guter Alter?" fragte noch verwunderter die Mutter.

„Zu uns hereinkommen, Vater?" fiel Hermann staunend ein.

„Ihr werdet Alles erfahren, und ich hoffe zu Gott, daß ich auch Alles recht gemacht habe. Denn meine Meinung, das weiß

der Allwissende, war nur die allerbeste. Jetzt fragt mich nicht weiter und besorgt mir den Boten! Bis heute Nachmittag werdet ihr mit eurer Wißbegier euch wohl noch gedulden können. Ich bitt' euch sogar darum."

Diese ruhige, aber sehr bestimmte Antwort verwehrte natürlich weitere Fragen. Frau Rosalie besorgte aus der Nachbarschaft einen Boten. Vater Stark übergab ihm seinen Brief, den er schon vorgestern noch bei Schlehdorf geschrieben hatte. Und es war recht gut, daß schon um neun Uhr sowohl Vater wie Sohn auf dem Gerichte beschäftigt sein mußten. So wurde die Zeit des Harrens zerstreuend verkürzt. Auch Mutter Rosalie bemühte sich unterdessen, in der Aufsicht über die große Wäsche ihre Ungeduld zu dämpfen. Ueber dem Mittagessen kam Hermanns Erzählung seiner heutigen psychologisch interessanten Vertheidigung eines Dorfschullehrers, der wegen mißhandelter Kinder angeklagt worden, sehr erwünscht, wenn das Gericht auch diesmal die Verurtheilung ausgesprochen hatte. Und kaum war der Tisch abgedeckt, so fuhr auch schon der Wagen des Haidehofes am Erkerhause vor. Alle Drei eilten zum Willkomm hinunter. Frau Forster und Helene glaubten schon beim Aussteigen Vater Starks ziemlich geheimnißvolle Einladung erklärt zu hören. Aber noch auf der Stiege flüsterte Mutter Rosalie der Frau Forster, und Hermann seiner Braut eilig zu, daß des Vaters Brief ihnen selber noch ein Räthsel sei, und baten sie dabei, sich gleich ihnen ohne weitere Frage zu gedulden, bis er ihnen selber Alles auflöse. So tranken sie noch Alle in etwas gezwungener Unbefangenheit mit Vater Stark in der Erkerstube den Nachmittagskaffee. Dann erhob sich der Hausherr und bat sie Alle miteinander, mit ihm in sein Arbeitszimmer herunterzukommen. Wie gedachte da Mutter Rosalie jenes anderen Tages vor nun sieben Jahren, da sie zum gleichen Geheimnisse mit der seligen Dorothee seiner Aufforderung gefolgt war und er ihnen jenen Abschiedsbrief vor=

gelesen hatte! Schon damals war ihr der Gedanke an sein Testament durch den Sinn gegangen. Jetzt hielt sie ihn für zweifellose Gewißheit.

Sie setzten sich voll ängstlicher Spannung nieder, wie Vater Stark sie gebeten. Er selber nahm den Platz an seinem Schreibtische, dem er auf seinem Drehstuhle den Rücken kehrte, und hub wieder einmal an, ganz aus sich herauszutreten. In solchen Augenblicken ward der alte, ängstliche, linkische Vater Stark wie umgewandelt. Sein pedantisches Alltagswesen schien dann abgestreift, und feiertäglich entschleierte sich die schlichte Schönheit seiner Seele.

Und er begann mit auf dem Knie zusammengelegten Händen:

„Verehrteste Frau Forster, liebste Rosalie, meine heißgeliebten Kinder! Wenn ein Vater alt geworden ist, so soll er es auch mit der Weisheit des Alters begreifen, und soll bedenken, daß, je früher er dem herangewachsenen Sohn den eigenen Haushalt bestellt, und ihm schon bei Lebzeiten übergibt, so viel er entbehren kann, daß er dann auch um so reicher an Kindesdank und Vaterlust seine paar Jährchen verleben werde. — Wer aber in thörichtem Neid auf die Jugend seiner Nachkommen schaut, wer als Vater dem großgewordenen Sohn in unnatürlichem Geiz auch nicht den kleinsten Erbtheil übergeben will, und nur voll Angst und Mißmuth an die letzte Stunde denkt, an der er doch all' sein irdisches Gut zurücklassen muß, ein solcher Vater hat es dann nur selber verschuldet, wenn an seinem Sterbebett nicht jene heiligen Kindesthränen fließen, die ihm sonst bei weiser, neidloser Liebe wohl wären nachgeweint worden."

Alle sahen einander fragend an, und wieder ihn selber mit stummen Blicken der Ehrfurcht. Aber ihn zu unterbrechen wagte Niemand. Und er fuhr weiter:

„Ich, meine geliebten Kinder, will nun dem ersten Vater gleichen und nicht dem letzten. Für euch will ich entsagen und

mich bereichern an eurem Glück. Eure Sehnsucht will ich verkürzen und mein Alter dadurch verlängern. Solche Selbstsucht ist ja wohl erlaubt. Aber, mein guter Sohn, verstehe mich recht! Ich meine nicht den Theil meines bescheidenen Vermögens, den ich dir schon jetzt übergeben werde. Mein Gott, das ist ja kein Opfer. Denn ich entbehre nichts dadurch und sinnloser Geiz liegt in keinem meiner Blutstropfen. So hab' ich auch kein Verdienst dabei. Aber, mein Sohn, ich will dir noch bei meinen Lebzeiten ein anderes Gut abtreten, o ein mir gar tief ans Herz gewachsenes Gut, das mich nun seit fast einem halben Jahrhundert zu einem frohen, glücklichen Mann gemacht, durch das ich meinen Mitmenschen genützt mit ehrlichem Fleiß und gerechtem Sinn, in dem gar viel des Wohlthuns und Segens für mich und dich eingeschlossen ist. O laß mich's kurz machen, lieber Hermann! Das volle Maß meiner Vaterliebe laß mich jetzt auf einmal auf dich ausgießen! Ich übergebe dir schon heute meines Lebens theuerstes Gut, von dem ich mich am schmerzlichsten trenne — meine Arbeit, meinen Beruf."

So klar auch der Wortlaut dieser Rede gewesen, der wahre Sinn war doch noch immer Allen unverständlich. Vater Stark bemerkte das wohl auf ihren Mienen, und kam selber jeder Frage zuvor.

„Ihr seht mich Alle noch fragend an, und wie begreiflich find' ich das! So will ich also mit völliger Klarheit euch es nun sagen und staunet darüber nicht allzusehr! Ich sitze jetzt hier als ausgedienter Veteran im Ruhestand. Aber nicht Alter, nicht Körper- und nicht Geistesschwäche haben mir den Abschied gegeben, sondern einzig und allein die Stärke meiner Vaterliebe zu euch, ihr meine theuersten Kinder! Freiwillig hab' ich auf mein Amt verzichtet, damit es dir übertragen werde, mein Sohn! Das war meine juristische Angelegenheit, die mich vor vier Tagen von euch fortgetrieben. Und schon ist Alles glücklich im Reinen. Ich habe

aufgehört zu sein, was ich fünfundvierzig Jahre gewesen, und du, mein Sohn, bist es in dieser Stunde schon geworden, als der Nachfolger deines Vaters. Sieh' um dich, lieber Hermann, die alte Werkstatt meines Fleißes, ich verlasse sie um deinetwillen. Meine Bücher und Akten, sie sind dein. Dein Eigenthum sei mein ganzes Haus, und du sollst der Herr darin sein! Nur drei Zimmer behalte ich mir und deiner Mutter darin vor bis an unser Sterben. O wir werden euch gewiß nicht belästigen. Dein sei meine Arbeit in deinem Vaterhause, dein sei mein freudiger Beruf! Auf euch Beide vererbe sich dieses Hauses Frieden und Elternglück! Euch Beiden blühe darin ein gleich gesegnetes Alter!" —

Danach senkte er sein Gesicht und hielt die Hand davor. Und Hermann sprang auf, sank vor ihm hin und umfaßte sein Knie: „Mein Vater, o mein bester, edelster Vater!"

Helene schlang die liebe Tochterhand um des Vaters Hals und küßte lang und innig seinen Mund. Die beiden Mütter fielen einander weinend in die Arme.

Welch' einfaches, tiefinniges Fest von Eltern- und Kindesliebe!

* * *

Vier Wochen darauf fuhren an einem Spätherbstmorgen fünf offene Wagen aus dem Haidehof, drin lauter glückliche Menschen saßen, heiter dreinschauend, wie der wolkenlose Himmel über ihnen. Duftige Blumengewinde aus Vater Starks Treibhaus umschlangen den einen in der Mitte. Aber was war doch all' ihr Glanz gegen die myrthengeschmückte Rose drinnen? — Und die neben ihr sitzt als Brautjungfer mit dem lustigen Schelmengesicht, ist auch diese dir noch bekannt? — Lindchen Moser! Nicht wahr, wie du staunst? Gehört dazu doch eine wahrhaft heroische Entsagung, dieselbe Braut nun zum Altare zu begleiten, um deren willen sie einst in jener Mondnacht so bittere Thränen geweint, da sie Hermanns Post-

horngruß an Helene gelauscht und ihr von all' den Milliarden Sternen nicht ein einziger himmlischer Liebesgruß gegolten! — Aber jede Wunde findet mit der Zeit auch ihren lindernden Balsam. Und siehe, der Lindchens trauerndes Herz wieder lustig gemacht, der sitzt im selben Wagen ihr gegenüber als Helenens Brautführer, und nebenbei auch als — Lindchens eigener Bräutigam; der ehrliche Fritz Kreutzer, Hermanns vormaliger Leibbursch, und jetzt wohlbestallter Assessor am freiherrlich von Görz'schen Herrschaftsgericht in Görzhausen. Ihr kurzer Besuch im letzten Sommer bei Schwester Elisabeth war vollständig lang genug, um für Lebenszeit den guten Kreutzer zu überzeugen, daß Lindchens immer gleich heiterer Sinn vortrefflich ausgleichend zu seinem gemüthlichen Phlegma tauge. Und schon im nächsten Frühjahr werden sie dem gleich heißersehnten Ziel entgegenfahren. Nicht wahr, jetzt begreifst du schon etwas besser, wie die eine Braut die andere so neidlos fröhlich begleiten konnte?

Soll ich dir auch noch von dem andern blumenbekränzten Wagen viel erzählen? Wozu denn? Ich sage dir einfach, daß darin der bildschöne, verklärte Bräutigam saß mit Vater Stark, Mutter Rosalie und Frau Forster, und du weißt übergenug, um so recht mitzuempfinden, welche schwere Fülle von Menschenglück die zwei stattlichen Rosse über die herbstliche Haide zogen. Auch von Hermanns und Helenens Verwandtschaft kann ich füglich schweigen. Aber die vorletzte Kutsche wird dir gewiß einen freundlichen Blick entlocken. Nicht wahr, welch' liebe, alte Bekannte! Wie hätten aber auch diese bei der heutigen Festfeier fehlen dürfen? Theodor und Elisabeth, und die herzensgute Frau Professorin, des Bräutigams einstige, treue Pflegemutter! Sag': taucht jetzt nicht bei diesem Anblick der beiden Busenfreunde ganze schwärmerische Jugendzeit im Hinterhaus der Schustergasse in dir auf? Wie sind doch an diesem Hochzeitsmorgen der Beiden seligste Träume nun vollauf in Erfüllung gegangen! Und wie selten geschieht das in diesem

trügerischen Leben! — Doch wiß, lieber Begleiter, das Pfarrhaus in Görzhausen ist nun auch der Frau Moser und Linchens liebe Heimath geworden. Hat es doch Platz genug auch für diese zwei, bis die Schwester im Frühjahr in ihr eigenes Nest hinausfliegen wird. Und die Mutter thut ja den Pfarrersleuten so wohl. Wie einen guten Hausgeist haben die treuen Kinder sie für immer darin aufgenommen. Wie herzlich gern hätte Theodor auch der eigenen Mutter ein eben so sorgenfreies Alter geschaffen! Aber diese hat schon seit einem Jahr den irdischen Hauszins nicht mehr nöthig, den der dankbare Sohn ihr bis zum Todestage so redlich bezahlt. Nur die Augen konnte er ihr noch zudrücken und einen würdigen Grabstein setzen lassen. Damit war seine Sorge für sie zu Ende gegangen. — Auch den beiden Schwestern, die der reiche Bruder Adolf dringend zu sich nach Newyork gerufen, konnte er nurmehr schmerzliches Lebewohl sagen. Damit war das elterliche Haus für Theodor zerfallen. Um so fester klammerte sich sein Herz nun an diese andere Mutter. Deren Alter zu versüßen, die ihm Elisabeth geboren, ward nun seine einzige, ungetheilte Sohnespflicht. Vorüber sind nun all' ihre schweren Prüfungsjahre, in denen sie voll Entsagung erst als Kostmutter und dann als Arbeitslehrerin fremden Menschen gedient. Jetzt dient ihre Liebe nurmehr dem Hause der eigenen Kinder, und das dreivierteljährige Enkel- und Pathenkind, die kleine Emilie, warten und pflegen zu helfen, das ist der Großmutter liebstes Geschäft geworden. Wie schwer war es ihr und Elisabeth angekommen die herzige Kleine auf drei Tage daheim zu lassen. Aber die wohnt indessen ganz vornehm im Schloß, und das edle Burgfräulein selber ist seine sorgliche Wärterin. Weht dir aus diesen wenigen Worten nicht der ganze Frieden entgegen, der zwischen Schloß und Pfarrhaus auch noch heute, nach fast zwei Jahren, hin und wieder geht?

Jetzt waren die Wagen dem Saume der hochgelegenen Haide

nahe gekommen, zu deren Füßen das Pfarrdorf liegt. Drunten donnerten die Böller und die Glocken schlugen festlich zusammen, wie an jenem sommerlichen Sonntagsmorgen, da Helene ihrem Hermann jene vielsagende, stumme Blumenantwort gepflückt und die Mutter unter Lerchenjubel ihre Kinder gesegnet hatte.

Aber wie ich nun auch alle Lieben unseres Brautpaares als dessen frohes Geleit dich habe schauen lassen, eine Familie vermissest du wohl dennoch! — Und hätte diese niemals gelebt, wer weiß, ob jetzt diese Brautwagen mit so glücklichen Menschen über die Haide führen. — Doch diese wartet schon drunten auf dem Platz vor der Kirche inmitten der ganzen dort versammelten Dorfbevölkerung. Mit frohen Augen schaut der Schäfer Mathias Märtens und sein Weib im besten Sonntagsstaat zum Hügel der Haide herauf, und lugt nach dem Brautzug aus, darin seines Lebens und seiner Ehre genialer, hochherziger Retter sitzt. — Und ein vierzehnjähriger Bube steht unterdessen im nebenan liegenden Gottesacker an einem Grab, dessen Kreuz er erst gestern Abend wieder mit einem neuen Kranze behangen. Und er gedenkt noch zuvor im stummen Gebet eines unvergeßlichen Todten drinnen, bevor er sich so recht dankbar mitfreuen will an der Hochzeit der Lebendigen, die ihn auf seinen neuen Lebensweg gebracht, darauf der Geist dieses Gestorbenen ihn allzeit leiten wird wie ein himmlischer Wegweiser. — Soll' ich dir wohl erst sagen, wer dieser Bube sei? — Und wie er jetzt an diesem Erdhügel steht und sinnt, denkt er an jene Geisternacht zurück, da Gott durch Wolken und Wind ihm des todten Großvaters Willen kundgethan und dieser selber sein himmlisches „Amen" auf ihn heruntergesprochen. Und du siehst es seinen großen Augen und der feierlichen Stimmung seines Gesichtes an, daß jener Alte von der Haide sein Enkelkind nicht vergeblich gesegnet hatte. — In verborgenem Fleiß und willigem Gehorsam hat der junge Schlosserlehrling seit zwei Jahren gearbeitet und gegrübelt. In gar mancher stillen Stunde ist es

über ihn gekommen, wie über nahezu flügge Adlerbrut, wenn sie noch im Horste sitzt, aber doch schon ahnend die Kraft verspürt, einst die höchsten Bergesspitzen umkreisen zu können. — Der Meister hat vor Staunen gar oft schon den Kopf über ihn geschüttelt, und die Gesellen haben gewitzelt und gespöttelt, wenn sein mechanisches Genie in den Feierstunden sich in der Erfindung neuer Schlösser versuchte. Aber als er ihnen endlich das fertige Hochzeitsgeschenk für Hermann und Helene vorgezeigt, und sie das gesperrte eiserne Kästchen auch mit all' ihren Dietrichen nicht öffnen konnten, da war es ihnen, als ob dieser Lehrling ihr überlegener Meister sei und sie selber als Lehrlinge vor ihm ständen. — Ob wohl auch sein todter Großvater mit ihm zufrieden gewesen? — Gewiß, er war's. Der Fritzel wußte das ganz genau. Jetzt that ihm nimmer Noth, den Herrn Himmels und der Erde durch Wolken und Wind darum zu fragen. Jetzt redete dieser zu ihm in seinem eigenen Herzen, das ihm jeden Tag gerade so deutlich sagte, wie einst in jener Nacht der Vollmond und Novembersturm, daß sein Leben von jenem Todten noch immer gesegnet sei. —

Des Hochamts Klänge, unter denen das Brautpaar eingesegnet worden, sind längst verweht. Die Trauringe, die aus jenen in der Schäfertruhe einst so verhängnißvoll aufgefundenen zwei Goldreifen nach Hermanns poetischem Gedanken umgeschmiedet worden, stecken bereits beglückend an den für immer ineinander gelegten Händen. Getrocknet sind all' die Thränen heiliger Freude, die unter der Anrede desselben Dechants alle Augen naß gemacht, der einst den jetzigen Bräutigam getauft und zuletzt für ihn der seligen Dorothee so wohlgemeinte Augustinusmesse gelesen. Verklungen sind die Trinksprüche bei dem frohen Hochzeitsmahle, von denen der treue Freund, Pfarrer Faber, in begeisterter Rede dem jungen Paar den ersten ausgebracht, mit echtestem Golde jetzt heimzahlend, was einst Hermann zur Verherrlichung von Theodors eigener Hochzeit beigetragen. Auch die Schäferleute mit dem Fritzel

saßen als Gäste an der Hochzeitstafel. Nach Frau Forsters und aller Anderen edlen Meinung hatte das wunderbare Geschick, das sie mit diesem Feste verbunden, sie auch heute wieder völlig ebenbürtig gemacht. — Nur wie aus weiter Ferne klingen mir noch die lustigen Weisen aus Ohr, die, von den Dorfmusikanten Abends im großen Saal aufgespielt, sogar den alten Vater Stark verlockt hatten, mit Frau Forster und der reizenden Schwiegertochter ein unbeholfenes Tänzchen aus alten Zeiten wieder zu versuchen. Wie schalkhaft und witzig war er doch an diesem Abende geworden, welch' frohes, glückliches Kind in der Hülle schneeweißen Alters! Ich sehe im Geiste sie Alle durch den nächtlichen Reichswald wieder heimfahren, die neuvermählten Kinder, wie die in alter Treue bewährten Eltern. Und als sie dann durch den Hohlweg gekommen, flüsterte jener Eichbaum mit seinen spärlichen Blättern durch die stumme Herbstnacht auf Alle nieder: „Glückliche Menschen!“ . . . . .

Ward das jetzt und für die nächste Zukunft ein wahres Wort! Denn wo gab es damals weit und breit noch ein Haus, worin das Glück, dieser sonst so unstete Begleiter des Menschen, sich noch wohnlicher niedergelassen hätte, wie in diesem echt deutschen Erkerhaus am alten kaiserlichen Rittersberge? Aber freilich, wo aufrichtige, herzliche Liebe waltet, wo heiterer Friede mit allen Menschen und dem eigenen Herzen des Hauses Luft durchweht, da ist auch das Glück, jenes echte, innere, das tief in der Seele wohnt, gar gerne daheim.

Neben alledem mußte man es aber doch auch mit so zarter Klugheit darin zu erhalten wissen, wie die lebens- und herzenserfahrene Mutter Rosalie.

Wie manchen Eltern wäre es im ähnlichen Falle vielleicht so einfach und naturgemäß erschienen, das junge Ehepaar bei sich gleichsam beständig zu Gaste zu haben, oder wenigstens gegen Entgelt am Tische der Kinder mitzuessen. Und wie dankbar dürfte

dann nicht die junge unerfahrne Frau darum sein, wenn die weise, gewandte Schwiegermutter beständig und überall um sie wäre, der Wirthschaft Beaufsichtigung mit ihr zu theilen, ihr in allen Zweigen des Haushaltes rathend und helfend beizustehen, und sie in seine geheimen Vortheile belehrend einzuweisen! Aber ein getrennter Haushalt, oder gar noch abgesonderte Tische unter einem und demselben Dache, zwischen Eltern und Kindern, wie naturwidrig und ungemüthlich! Und obendrein die nutzlosen Mehrkosten einer doppelten Wirthschaft! Welch' sinnlose Verschwendung! —

Aber seltsam! Alle diese so natürlich klingenden Sätze wurden von der Frau Doctorin Rosalie Stark von Grund aus verworfen, und voll der festesten Ueberzeugung von der Wahrheit des geraden Gegentheils. Und sie war doch gewiß eine in allen Lebenslagen immer gleich verständige Frau, das Muster einer guten Wirthschafterin, und ein Herz schlug in ihrer Brust so voll sorglicher Liebe, wie wenig Müttern.

Zweifle Niemand daran, daß es auch ihrem liebebedürftigen Herzen hundertmal traulicher gewesen wäre, jede Stunde jetzt mit den jungen Eheleuten zu theilen und in gemeinsamer Zwiesprache des Mahles Behagen zu genießen. Und noch viel mehr wie sich selber hätte sie das dem guten, alten Vater gegönnt, in dessen fünfzigjährige Tagesordnung sein ungewohnter Ruhestand ohnedem eine so empfindliche Lücke gerissen. Aber die Lehre vom Opfer, in der sie einst so beredten Mundes den Sohn unterwiesen und die sie an sich selber hundertfach im Werke bewährt, diese zeichnete ihr jetzt auch in dieser zarten Lebenslage den richtigen Weg vor, und gab ihr Kraft, ihn Tag für Tag heiteren Antlitzes zu wandeln. Und auch der gute Vater Stark wollte jetzt, nachdem er dem Sohne das höchste Opfer gebracht, seine Arbeit und seinen Beruf, auch im mindern des Alleinwohnens mit Mutter Rosalie nicht zum selbstsüchtigen Schwächling werden. Wie leicht wäre es ihnen beiden zwar geworden, von ihren Elternherzen dieses Opfer

fern zu halten! Hermann und Helene dachten ja selber nicht im mindesten daran, es von ihnen zu fordern. Nein, das gerade Gegentheil hatten sie von ihnen förmlich erbeten. Und doch, die treuen Eltern gewährten ihrer Kinder Bitte nicht, so wehe sie damit auch dem eigenen Herzen thaten. Aber die Liebe zu ihnen war eben stärker, als zum eigenen Ich.

So hatte noch vierzehn Tage vor der Hochzeit Helene bei einem flüchtigen Besuch überm Mittagessen gar herzlich gesagt:

„Aber nicht wahr, liebe Eltern, so wie wir heute traulich beisammen sitzen, so bleibt es auch später? Es wird nicht das Mindeste geändert."

Sogleich war auch Hermann eingefallen: „O natürlich; wir werden doch nicht an getrennten Tischen essen wollen; das wäre mir ein schönes ungemüthliches Zusammenwohnen!"

Aber Mutter Rosalie erwiederte mit einem kaum bemerkbaren schmerzlichen Zug in ihrem liebreichen Gesichte:

„Wie freut es mich, daß ich euch so zu uns reden höre, und wie ehrt es euer kindliches Herz! Sagt uns dieses liebe, einfache Wort doch mehr als alles Betheuern, wie ihr auch als Mann und Weib noch immer unsere guten Kinder bleiben wollt. Aber nehmt mir's nicht übel und scheltet uns darum nicht lieblos! Wir müssen es doch künftighin anders zwischen uns halten."

„Anders? Aber wie und warum denn?" fragte Hermann betroffen.

„Das thäte mir aber leid," sagte mit weichem Tone Helene.

Vater Stark stellte das Glas, daraus er eben trinken wollte, wieder vor sich hin und ließ in stummem Sinnen das Auge darauf ruhen.

Die Mutter fuhr weiter:

„Meine lieben Kinder, versteht mich recht! Nicht unsertwegen müssen wir das später anders halten, aber um euertwillen. Sieh', liebe Helene, wenn du als Hermanns Frau nun bald hier

einziehst, dann wohnst du nicht bei uns, sondern wir wohnen bei euch. So ist es unser Wille. Und dann mußt du in deinem jungen Ehestand die unbeschränkte Herrin deines Haushaltes sein, wie ich es in dem meinigen gewesen und auch bleiben will. Glaube mir, liebe Tochter, es wäre ebenso wenig gut wie rathsam, wenn wir unsere beiden Wirthschaften in eine einzige verschmelzen, als wenn wir die unsere völlig aufgeben und in der eurigen leben würden. Denn der höchste Reiz einer jungen Ehe besteht darin, daß Mann und Frau, sowie sie ein Leib und eine Seele geworden, nun auch völlig auf sich angewiesen in ihrem eigenen, ungestörten Haushalte miteinander leben. Wir Eltern haben seit langen Jahren unsere liebgewordenen Gewohnheiten und Bedürfnisse, ihr müßt als junge Eheleute die eurigen erst allmälig gegenseitig kennen lernen, und unsere und euere müssen streng auseinander gehalten bleiben. Denn, liebe Tochter, du hast vollauf genug zu thun, deinem Hermann ein recht liebes Daheim zu schaffen und es ihm mit all' den großen und kleinen Zeichen zärtlicher Liebe sinnig auszuschmücken. Das ist ja des jungen Ehestandes schönste Poesie. Wie sollten wir dir nun diese verkümmern wollen, dadurch, daß du auch noch für uns und alle unsere alten Gewohnheiten zu sorgen hättest? Nein, liebes Kind, wir alten Eltern haben diesen Reiz der Ehe ungetrübt genossen, da wir selber jung gewesen, und Gottlob, wir genießen ihn noch heute. Aber auch du sollst deines Hermanns Frau werden in deinem eigenen, durch uns ungestörten Haushalt, mit allem Recht und vollem Reiz einer jungen Ehe, wie das dir von Gott und Rechtswegen gebührt Und dann machst du uns erst recht glücklich als unsere glückliche Schwiegertochter."

Da ergriff Helene Mutter Rosaliens Hand und küßte sie. Eine stumme Antwort! Aber wie viel sagte sie? Auch Hermann antwortete nichts, als ein inniges: „Gute Mutter!" Und mit dem alten Vater stieß er an unter der ehrerbietigen Rede: „Auf

dein Wohl, mein liebster Vater!“ Wie der dem Sohne schweigend Bescheid that, perlte eine Thräne in sein Krystallglas.

Mutter Rosalie hatte noch mehr zu sagen:

„Und dann, meine lieben Kinder, noch Eines: ihr meint nun wohl, daß ihr euch in diesen zwei Brautjahren von Grund aus habt kennen, verstehen und vertragen lernen. Wie schön ist solch' ein Glaube! Aber auch in eurem Ehestande wird doch wohl noch manch' neue Lage des Lebens und manche Stimmung kommen, in der ihr immer wieder aufs neue lernen müßt, einander zu verstehen, und Eines dem Andern zur Bewahrung des ehelichen Friedens zu verhelfen. So gar kinderleicht ist diese Kunst nicht immer, meine Kinder! Aber am leichtesten wird sie doch dadurch, wenn Mann und Frau sogleich sich immer aussprechen können, ohne jeden Zuhörer oder Zwischenträger. Das ist eine uralte Erfahrung. Der Eheleute eigenes Herz ist immer der allerglücklichste Friedensstifter. Und seht, gerade der Morgenkaffee, das Mittag- und Abendessen, das sind so vor Allem die Tageszeiten, da sollen junge Eheleute allein gelassen werden. Das Gegentheil thut nicht gut. Und wenn sie auch gar nichts Wichtiges dabei zu reden hätten, und wenn alle Menschen zuhören dürften — aber schon die Stimmung ist eine andere, ob Eheleute allein am Tische sitzen, oder nicht. Ja, selbst, wenn sie nur von ihrer Liebe zu einander zu reden hätten, selbst dann ist es besser, wenn sie es nur allein sich sagen dürfen. 's ist immer noch was Anderes, ein lieber Blick, ein Kuß, ein zärtliches Wort, nur Aug' in Auge, als im Zugegensein von Dritten, und seien es selbst die eigenen Eltern. In späteren Jahren macht sich das Alles leichter. Aber so lange die Ehe und ihr Verständniß noch im Werden ist, solange sollen die zwei jungen Herzen allein gelassen werden. Und die Eltern, die das nicht begreifen, die nenn' ich unvernünftig und voll Selbstsucht. Aber wir Zwei wollen in unsern alten Tagen für unsere Kinder erst recht nach wahrer Weisheit trachten,

auch wenn sie uns ein Opfer kostet. Nicht wahr, Alter, du bist ja mit dem größten Opfer vorausgegangen und so hab' ich dir auch jetzt nur aus dem Herzen geredet? Komm! Gieb mir deine Hand!"

Genau nach diesem verständigen Programm der liebreichen Mutter Rosalie war nun auch das Leben des jungen Ehepaares geregelt worden. Hermann und Helene bewohnten jetzt, außer Vater Starks früherem Arbeitszimmer und der Kanzlei, ausschließlich die große Erkerstube und das sogenannte „schöne Zimmer" nebst vier anderen Gemächern. Die Eltern zogen sich auf drei früher fast unbewohnte und nun recht freundlich hergerichtete Gastzimmer zurück, die halb auf den Rittersberg, halb auf den Blumengarten hinausgingen. Eine frühere Kammer war für sie zur Küche eingerichtet worden. Selbst der Eintritt zu dieser neuen Austräglerwohnung war mit einer eigenen geschlossenen Gangthüre versehen. — Daß aber Helene auch in ihrer ganzen Einrichtung nur das Gefühl habe, in ihrem eigenen Hause zu schalten und walten, so waren, weil Hermann es sich so ausgebeten, nur die alten Ahnenbilder in der Erkerstube, der väterliche Schreibtisch und die Registraturschränke in der Kanzlei in den neuen Haushalt übergegangen. Auch das große Seegemälde durfte nicht fehlen. Es lag zu viel Erinnerung an die Kindheit darin. Aber die ganze andere Einrichtung, von den sammtüberzogenen Mahagonimeubeln des Staatszimmers bis zum letzten fichtenen Küchenschrank, war als Helenens reiche Aussteuer in das Erkerhaus eingewandert. So hatten es die beiden Mütter wohlweislich für ihre Kinder verabredet. Nicht mit fremdem, veraltetem Hausrath, der ihrer Gewohnheit und Erinnerung ferne stand, sondern mit der eigenen Mitgift sollte die junge Hausfrau heran- und mit dieser zusammenwachsen, daß sie ihr lieb bleibe bis ins späteste Alter. Spürte doch Frau Rosalie nun selber gar gut, wie fest das Herz mit solch' todtem Hausmobiliar zusammen-

hänge, als sie sich von so manch' entbehrlich gewordenem Stück, für das der Raum zu eng geworden, trennen sollte. Aber sie machte sich dieses Losreißen dadurch leichter, daß sie das Bessere an ihre Verwandten verschenkte, und mit dem andern minder Werthvollen manch' eine Kammer ihrer Armen ausstattete, die es schon deßhalb hoch in Ehren hielten, weil es aus so wohlthätigen Händen gekommen war. Um Geld wurde kein einziges Stück weggegeben. Sie fürchtete sich ordentlich, durch solche Lieblosigkeit eines davon zu kränken, als ob es bewußte, zartfühlende Wesen wären, die sie so lange Jahre in Freud' und Leid ihres Hauses beherbergte.

So lebten beide Ehepaare, das alte und junge, von einander getrennt, und doch so nahe beisammen im Raume des Hauses und der Herzen — treuer Gattenliebe Morgen und Abend an einem und demselben Himmel heitersten Friedens. Und ein Winter zog jetzt hier ein, so reich an aller Poesie deutschen Familienlebens, wie wohl noch von keinem zuvor dieses ehrwürdige Bürgerhaus umstürmt und beschneit worden war.

Wohl hatten seine festen Mauern schon seit Jahrhunderten gar viele brave, fleißige, tüchtige Menschen beherbergt. Strenge Gottesfurcht und kernige Bürgertugend hatten darin ihren altgewohnten Sitz. Gerade, ehrliche deutsche Denkart, wie herzliches deutsches Gemüth, waren in diesem altväterlichen Daheim von jeher kräftig aufgeblüht. Denn es wehte drinnen allezeit so gesunde frische Luft, wie draußen im würzigen Reichswald. Derbe patriarchalische Einfalt des Lebens ging Hand in Hand mit einer beschränkten, aber auch befriedigenden Weltanschauung, und die frühere Kastenklasse der „Altdahiesigen“ hatte im Erkerhaus am Storchthurm stets ihren reinsten Nachwuchs fortgepflanzt.

Mit Helenens Eintritt war aber jetzt ein neuer, höherer Geist des deutschen Hauses in diese zuvor so schlichte Bürgerwohnung eingekehrt.

„Eine gebildete deutsche Frau!" — Welch' vielbedeutendes Wort! Wie vielfacher Auslegung fähig und wie vielfach mißverstanden! Doch auch wie schwer, seinen ganzen Inhalt zu erklären!

Aber dieses weiß ich: daß die Frau alle Kräfte des Verstandes und Gemüthes an die beseligende Aufgabe verwende, den geliebten Mann auch zu einem glücklichen zu machen, und ihr Herz ihm zum trautesten Daheim zu schaffen; daß ihr Haus der liebste Wohnsitz all' der Freuden und Wünsche, ihres Glückes und Stolzes sei; daß sie darin des Glaubens Himmelsflamme als reine Priesterin unterhalte, mit ihrer stillen Tugenden Glanz es wie eine heilige Lampe durchleuchte, und, an ihrer Pflichten Webstuhl unverdrossen sitzend, nur Frieden und Segen wirke mit frommen Fleißes lautloser Hand — das nenne ich den geweihten Grundbau aller Frauenbildung.

Und auch dessen bin ich mir nicht minder klar bewußt: spräche drum eine deutsche Frau fremder Länder Sprachen mit so meisterhaftem Accent, daß man sie auf den Boulevards von Paris, in den Salons der Londoner Aristokratie und auf dem Monte pincio der Siebenhügelstadt für eine Eingeborne des Landes hielte; wüßte sie Beethoven und Bach mit so tiefem Verständniß zu spielen, wie der gefeiertste Virtuos, und wäre sie in den Werken aller großen Denker und Dichter daheim — aber fremd im eigenen Hause, eine unwissende Stümperin in der segensreichen Frauenkunst, dem Mann ein beglückendes Weib, den Kindern eine erziehende Mutter, und ihres Hauses Pflichten eine opferfreudige Vollstreckerin zu sein — ich würde solchem Weibe hundertmal den Titel zugestehen: einer hoch- und feingebildeten Weltdame, aber den einer gebildeten deutschen Frau — niemals!

Das deutsche Haus, das ist seit uralten Zeiten der heilige Boden, darin unseres Volkes bestes Leben wurzelt, Blüthen treibt und Früchte trägt. Und nur solche Frauen thun dem Volke vor Allem noth und wohl, und sind seiner Gegenwart und Zukunft

Segen; nur solche zählen mit zu lebendigen Gliedern der nach Einheit und Freiheit ringenden Nation, die als treue Wächterinnen der Zucht und Sitte, als Herzenslust und Stütze des schaffenden, streitenden Mannes, und als der Kinder erziehendes Vorbild, ihres deutschen Hauses freudig warten. Die hochgebildete Weltdame, die in undeutscher Art ihres Hauses Pflege mißachtet, sie hat keinen Theil an ihrem Volk und seiner Entwicklung, denn sie gibt den besten Theil ihrer weiblichen Mission verloren.

Gesegnet sei darum auch jede deutsche Frau, und der Dank des Vaterlandes gebühre jeder, deren Bildung auf diesem geweihten Untergrunde der Familie ruht! Mag sich nun darauf ein nur schlichter Bau erheben mit schmucklos reinlichen Wänden und niedrigem Firft, oder prächtig schimmerndes Säulenwerk bis zum stolzen Giebel ragen, gleichviel! Das bescheidene Haus, wie der reiche Palast, sie seien beide gleich geehrt und gesegnet, sind sie nur harmonisch aufgebaut auf solchem gleichen Fundamente! —

So hatte die eine der beiden Frauen des Erkerhauses nur in ihrer Muttersprache zu lesen und schreiben gelernt; das ganze Gebiet ihrer musikalischen Kunst beschränkte sich auf die Harmonielehre des Herzens, und ihr Literaturstudium gipfelte in dem goldenen Buch von Thomas a Kempis. Die andere sprach und schrieb mit Leichtigkeit französisch und englisch. Die Tonwelt unserer größten Meister war ihrer Hand und Empfindung eine vertraute Heimath, und auch auf den geistigen Höhen unserer Dichterheroen war sie keine Fremde geblieben. — Die eine hatte niemals einen Schritt außerhalb der Marksteine der stillen Provinz gethan, die andere den betäubenden Weltlärm an der Seine und Themse gehört, den Nebel des ernsten Schottland und Neapels sonnenheiteres Paradies geschaut.

Und doch, wer Mutter Rosaliens Leben als Hausfrau, Gattin und Mutter nun durch schier dreißig Jahre mitdurchlebt, wer wollte, die Hand aufs Herz gelegt, jetzt sagen, sie sei keine

gebildete deutsche Frau? — Ich wenigstens behaupte sogar: sie war deren ein Musterbild. Das Ideal hat eben seine engen und weiten Kreise. Es wohnt auf des Geistes niederen Hügeln, wie auf seinen höchsten Bergspitzen. Und nur gediegene Echtheit und der Durchbildung schönes Ebenmaß ist sein überall gleich strenges Gebot.

Aber je weiter des Ideales Begrenzung, um desto schwerer ist sein Inhalt auszufüllen. Und je reicher begabt und höher durchgebildet der Geist der Frau, um desto gefährlicher, den verlockenden Reiz des Wissens und eines bescheidenen Herzens opferfreudiges Lieben, die begeisternde Pflege der Kunst und des Hauses einförmig ernste Pflicht zum schönen Gleichmaß eines deutschen Frauenlebens zu verschmelzen. Die Frau, die auch in dieser allerschwersten Kunst fertige Meisterin geworden, sie hat das höchste und weiteste Ideal deutscher Bildung errungen, und neidenswerth das gesegnete Haus, darin sie als Weib, Mutter und Herrin ihr hohes Frauenamt verwaltet!

Dieses weiteste Frauenideal, das war das bewußte Ziel, zu dem Geist und Herz der jungen Doctorin Helene Stark hinanschaute, und dem sie schon entgegenstrebte, kaum si: nur die jungfräuliche Myrthe aus den entschleierten Locken gestreift, und als des Erkerhauses nunmehrige Herrin dessen traute Schwelle betreten hatte.

Die allerschwerste Frauenkunst habe ich vorhin die Erreichung dieses höchsten Ideales genannt. Und wer, der das Leben kennt, möchte mir widersprechen? Und doch — ich will immer nur die schlichte Wahrheit sagen — wie kinderleicht fand Helene gleich anfangs sich darin zurecht! Und wie erklärlich war das bei ihrem ganzen, so glücklich angelegten Wesen!

Wenn ein großer Gedanke dem echten Genius sich mühelos offenbart, als sei plötzlich ein Schleier vor seinem inneren Auge hinweggestreift worden, wie muß das Talent mit forschendem

Fleiße sich abmühen, dieselbe Geisteswelt zu schauen, und dann oft nur mit getrübtem Blick! Und wie bleibt sie dem Unbegabten stets ein verschleiertes Geheimniß! — Aber auch die Begabung des Herzens ist gar verschieden vertheilt. Das eine nimmt sich Alles leicht und vollbringt es spielend, während das andere schwerfällig sich daran abmüht und doch nur halbe Arbeit schafft. Dem einen zeigt das Leben, so lang als nur möglich, sein heiteres Gesicht; das andere sieht schon gleich anfangs immer nur dessen ernsteste Miene. Das eine weiß auch die entferntesten, sich durchkreuzenden Fäden in der Zufriedenheit Gewebe sicheren Griffes einzuwirken, während das andere verwirrt bald nach diesem, bald nach jenem tastet und dann verstimmt von beiden abläßt. Das eine geht gleich standhaft durch Wasser und Feuer, weil die Zauberflöte glücklichen Temperamentes es umklingt; und das andere wird schwermüthig bei jeder außergewöhnlichen Probe.

Das Herz der jungen Frau des Erkerhauses zählte zu den glücklichst begabten, die je in einer Menschenbrust geschlagen. Aber was ihr noch viel mehr dazu verhalf, in ihrem neuen Frauenberufe sich so schnell daheim zu fühlen, das war die geistige Aussteuer, die sie neben der anderen, leiblichen, in ihren Ehestand eingebracht hatte. War es doch nur eine ihr längst vertraut gewordene Thätigkeit im eigenen Daheim, die sie jetzt mit solcher Sicherheit in das ihr vorher fremde verpflanzte, und die Geistes- und Herzensschätze, die sie jetzt so reichlich an den Sohn fremder Eltern verschenkte, von den eigenen Eltern hatte sie alle mitgebracht. Mit einem einzigen einfachen Worte: Helene war in das Haus ihres Mannes als wohlerzogene Tochter ihres eigenen eingetreten.

Das ist ja die unermeßliche nationale Bedeutung des einzelnen Hauses, daß eines dem anderen in seinen Kindern von dem Schatze der Bildung gerade das Werthvollste neidlos überläßt; daß eine Familie der anderen zur geistigen Pflanzschule wird, und

deren Gesammtheit so von Geschlecht zu Geschlecht dem Staat und der Kirche die große Aufgabe der Volkserziehung lösen hilft. Und der stärkste Ring, der das einzelne Haus an das große Vaterland kettet, das ist ja der erhabene Gedanke, daß, wie des gesammten Ackerbaues Kulturstand mit dem Volksreichthum Hand in Hand geht, so auch die reichste Ernte an tüchtigen Männern und Frauen, dieser noch viel werthvollere, geistige Nationalschatz, alleinzig bedingt wird durch den Höhestand in der Bildung des ganzen Volkes, zu deren Mithilfe das einzelne Haus so dringend berufen und verpflichtet ist. —

War jetzt der junge Rechtsanwalt Hermann Stark in seinem neuen Hausstande, von solchem Weibe geführt, ein glücklicher Mann geworden! Die Sehnsucht nach Veränderung, auf deren Fittig er sich so oft ins Reich idealer Wünsche geschwungen, um vor seinem inneren Mißmuthe sich zu flüchten, sie war nun selber himmelweit davon geflogen. Und der einzige sehnsüchtige Wunsch beseelte noch sein Haus, daß jetzt ein Tag dem anderen gleichen, und keiner allzu flüchtig enteilen möge. Sie waren ja so schön!

Wohl hatte Hermann, wie du selber am besten weißt, von Kind auf das unsägliche Glück genossen, in einem friedlichen, wohlgeordneten Hauswesen groß zu werden. Und wie viel Segen liegt darin, in solch' wohlthuender, heimischer Luft blühen und wachsen zu dürfen! Er war dessen in späteren Jahren auch vollauf dankbar inne geworden, und das Elternhaus blieb ihm allezeit der geweihte Boden seiner darin festgewurzelten kindlichen Ehrfurcht. Aber so ist es nun einmal im Menschenherzen geordnet — dieselben altgewohnten Räume seiner Kinderspiele, seiner Bubenjahre und Jünglingszeit, sie erschlossen dem nunmehrigen Manne doch jetzt noch hundertmal tieferen Reiz und behaglichere Wohnlichkeit, als früher dem Sohne seiner Eltern. Denn — wer sollte dieses traute Geheimniß nicht verstehen? — es war ja jetzt sein eigener, häuslicher Herd geworden, und die Liebe seines eigenen Weibes waltete darin.

Und mit welch' lieber, stiller Poesie verstand sie das! Denn kein Geschäft ist prosaisch im Berufe der Frau, wenn sie's nur im rechten Geiste der Weiblichkeit verrichtet. Und hielte sie selbst mit eigener Hand das Zimmer vom Staube rein, oder stände sie am Herd, um der Speisen schmackhafte Bereitung zu überwachen — wenn sie's nur thut, schweigsam und geräuschlos, wie eine wohlthätige Fee ihr Haus bestellend und ordnend, nur um es dem geliebten Manne zu einem immer gleich freundlichen Daheim zu erhalten, und ihn bei jeder Mahlzeit nach der Arbeit Mühen als aufmerksame Hausfrau zu bewirthen.

Aber das war lange nicht Alles, was Helene ihrem Hermann aus dem reichen Schatz ihres Herzens bot. Setzte sie doch darin nur eine liebe Gewohnheit aus der Heimath fort, deren Unterlassung ihr viel schwerer geworden wäre. Und freute sie's auch herzlich, wenn sie sah und hörte, wie Hermann in seinem treuen deutschen Gemüth es verstand, ihr sorglich heiteres Walten im Hause dankbar zu erkennen, und behaglich an sich selber zu empfinden, so war es ihr doch ein noch viel tieferer Trost, daß sie von Tag zu Tag mehr inne ward, wie sie auch sein Herz völlig ausfüllen und seinem Geiste völlig genügen könne. All' ihre alten, quälenden Zweifel waren jetzt dahingeschwunden. Ob sie sich jetzt mit ihm in heiteren und ernsten Gesprächen erging, ob sie ihm an stillen Winterabenden mit ihrer sympathischen Stimme vorlas in Poesie und Prosa deutscher und fremder Dichter und Denker, und sie dann in gemeinsamer Begeisterung das Alles noch einmal mit einander besprachen; oder ob er in heiteres Lauschen verloren vor ihrem Flügel saß, wenn unter ihrer Hand der gewaltigen Musikheroen ewiger Geist durch die alte Erkerstube brauste und wieder säuselte — o überall und allezeit, am Morgen wie am Abend, empfand Helene das Eine: ich kann ihn beglücken, ich bin seines Herzens, bin seines Hauses Stütze, bin seiner Arbeit Trost und Labsal; ich bin seines Geistes

Begleiterin, bin mit ihm wahrhaftig ein Leib und eine Seele. Und dann hörte sie stets die Worte ihr Haus und Herz durchklingen:

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnsucht treibt sie all' uns zu,
Seit ihres Rinnens ersten Tagen.
So wird von eurer Liebe Geist
Jedwedes Denken aufgesogen,
Daß Alles in euch Liebe heißt. —
Das sagen uns die Meereswogen."

Und Vater Stark und Mutter Rosalie? — Mein Gott, sie waren ja von jeher harmlose, in sich beglückte, zufriedene Menschen gewesen! Aber seit dieser Engel einer Schwiegertochter, wie sie Helene immer nannten, in das Erkerhaus eingezogen war, wurde den guten alten Leuten oft ordentlich bange, es müsse plötzlich ein recht schweres Unglück über sie alle hereinbrechen, weil ihr Leben nun gar zu schön geworden sei, viel zu glücklich für diese trügerische, vergängliche Welt.

Was treue Eltern nur ersehnen und erhoffen können, das lebte jetzt als schönste, reichste Erfüllung mit ihnen im selben Haus. Ihr einziger Sohn, voll gesunder Schönheit an Leib und Seele, mit allen Geistesgaben überschüttet, hochgeehrt in seiner Vaterstadt, zufrieden und tüchtig in seinem Berufe, ein guter, braver, dankbarer Sohn und eines engelgleichen Weibes tief verstandener, zärtlich geliebter Mann! — O was noch mehr?

Und zu all' dem Elternglück an solchem Sohne noch die Liebe solcher Tochter!

Wie lohnte sich jetzt Mutter Rosaliens selbstsuchtlose Klugheit, in der sie dem jungen Ehepaar den eigenen Hausstand gegründet

hatte! Wie war jetzt Helene von Tag zu Tag immer mehr an sich selber und ihrem Hermann inne geworden, welchen unerschöpflichen Schatz feinster Lebensweisheit die damalige mütterliche Rede in sich geborgen! Und gerade darum drängte sie jetzt ihr fein gebildetes Herz, als Hermanns Frau dessen Eltern wo möglich noch höher in Ehren zu halten und noch zärtlicher zu lieben, besonders aber Frau Rosalien eine so liebe, dankbare, gute Tochter zu sein, wie einer wirklichen Mutter, gerade weil diese die Schwiegermutter mit solch' edler Zartheit so gar nicht an sich zur Geltung brachte. Und so umschlang die Herzen dieser beiden Frauen ein Band so innigen Vertrauens, und so harmonischer Liebe, wie zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter die bloße Hand der Verwandtschaft es wohl niemals weben kann. Denn wie so oft ist gerade diese schwiegermütterliche Hand viel geschickter, in des Sohnes Haus dessen Weibes Webstuhl mit allzu geschäftigem Eifer zu verwirren, statt mit klugem Liebesrath ihr im Wirken ihrer Pflichten belehrend beizustehen!

So geschah es jetzt im Erkerhause gar manchen Tag, daß Helene, so sehr sie auch ihrem eigenen Haushalte sich gewachsen fühlte, doch für Dieses und Jenes sich Mutter Rosaliens Rath oder Gutheißung erbat, blos um sich und ihr die Freude zu machen, als junge Frau und ehrerbietige Tochter ihr mütterliches Wort befolgen und dafür danken zu dürfen. Aber niemals ließ sie ihr auch nur einen Hauch von Ueberlegenheit an geistiger Bildung verspüren. Und wenn Mutter Rosalie selber dann und wann davon sprach, so wich Helene immer aus und nannte sie einmal ein so inhaltsreiches, weisheitsvolles Buch von Gattenliebe und Muttertreue, daß sie selber wohl ihr ganzes Leben lang darin zu lernen habe. — O Bildung! Was ist alle Frauenbildung ohne solch' gebildetes echt weibliches Herz, wie das dieser beiden Frauen! —

Wie war Mutter Rosalie damals ängstlich darum besorgt,

daß die jungen Eheleute in ihrem trauten Alleinsein durch sie nicht gestört würden. Aber wie selten waren diese dennoch allein! Außer Sonn- und Feiertagen, an denen sie immer an gemeinsamer Mahlzeit saßen, bald hüben, bald drüben, wie ward noch an gar manch anderem Tage, wenn die eine oder andere Familie etwas Besonderes zu bieten gehabt, eine überraschende Einladung zum Mittag- oder Abendessen improvisirt! — Dann fuhren Eltern und Kinder wieder mindestens alle vierzehn Tage hinaus auf den Haidehof zur einsamen Heimath ihrer Liebe, um dort bei der andern Mutter von ihrer verlebten Brautzeit zu träumen. Und so verstrich fast kein Tag, an dem Mutter Rosaliens kluge, wohlgemeinte Verordnung nicht ihre Ausnahme gefunden hätte. Und gerade dann, wenn die jungen Eheleute in ihrer unbehorchten Einsamkeit am allerglücklichsten waren, dann zog sie's noch am mächtigsten nach den geliebten alten Eltern, daß sie davon Zeuge sein sollten. So sprangen sie bald zu ihnen hinüber, bald holten sie in die Erkerstube sie herüber, und saßen plaudernd bis zur Schlafenszeit beisammen. Helene spielte dann zum Schlusse gar oft eine Sonate, ein Mendelssohn'sches Lied, oder ließ in freier Phantasie den gedankentiefen Geist durch das Reich der Töne schwärmen. Dann saß Vater Stark gewöhnlich mit geschlossenen Augen ganz nahe bei der geliebten Tochter. Und so wenig ausgebildet sein Musikorgan auch sonst gewesen, in dieser beglückenden Nähe, von dieser lieben Hand ward der Töne Verständniß auch noch seinem späten Lebensabend erschlossen. Vor Allem, wenn Vater Haydns kindliche Weisen sein Herz umklangen, da geschah es ihm oft, als sängen sie ihm vor vom gnadenreichen Segen seines glücklichen Alters, vom Vorgefühl himmlischer Freuden. Und als sie das allerletztemal ihm so die Seele in heilige Träume gewiegt, da stand er auf, küßte sie gar innig auf die Stirne und sagte voll tiefer Wehmuth zu ihr: „O Helene, Gott erhalte dich meinem Sohne! Du bist ein Engel!"

Darauf erwiederte sie lächelnd, da sie ihm die faltigen Wangen streichelte: „Ein Engel, Väterchen? O jetzt noch lange nicht! Da muß ich noch gar viel für Hermann thun und so lang und treulich ihn lieben, wie du die gute Mutter. Aber dann, dann hoffe ich durch Gottes Barmherzigkeit einer zu werden.“ — Kein Auge blieb bei dieser Rede trocken. Vater Stark drückte tief ergriffen seinen Mund auf den ihren. Und Hermann und Mutter Rosalie wiederholten auf Helenens Lippen den Kuß, zum Dank für diese lieben Worte ....

Aber wie sagte ich doch vorhin? — „Zum allerletztenmale!“ — Warum denn nur? Was war denn geschehen, daß Helene vor dem Vater zum allerletztenmale spielte? ....

Fünfundsiebzig Jahre, das ist wohl ein hohes Menschenalter. Und wenn der Engel des Todes solchem Sterblichen naht, um aus dem Reiche der Lebendigen ihn wegzuführen, so wird der Natur göttliches Gesetz an ihm vollzogen, wie wenn der altersmorsche Baum zu grünen aufhört und der Axt verfällt.

Und doch, ein treuer Vater, eine fromme Mutter, und hätten sie hundert Jahre gelebt, und läge ihre ganze Lebensaufgabe vollauf erfüllt hinter ihnen, sie sterben guten Kindern doch noch immer viel zu früh. Und je länger sie ihnen gelebt, je tiefer der Kinder Herz ihr Lieben erkannt und je mehr die Zeit gekommen, um ihnen an der großen Liebesschuld gewissenhaft heimzahlen zu können, um so weher thut es dem Kindesherzen, diesem ehrfurchtsvollen Bedürfniß auf einmal entsagen zu müssen, und der Eltern Liebe mit nichts mehr fortan vergelten zu dürfen, als noch mit Thränen heiligen Schmerzes und dankbarer Erinnerung.

Kannst du dir's darum denken, lieber Begleiter, welch' tiefe Wehmuth auf einmal das Erlerhaus überkam, als Vater Stark nach diesem letzten, glücklichen Abend, an dem er Helene einen Engel genannt, sich plötzlich Morgens so schwach fühlte, daß er nur mit Mühe zum Lehnstuhl wanken konnte? — Er hatte schon

die ganze Nacht in fieberhafter Unruhe gelegen und mit beklommener Brust oft leise gestöhnt, aber Mutter Rosaliens festen Schlaf nicht stören wollen. Um so bestürzter saß sie jetzt vor ihm beim Morgenkaffee, so sehr sie sich auch äußerlich zusammennahm. Denn seine Züge waren in dieser einzigen Nacht so zerfallen, als sei er darin um zehn Jahre gealtert. Mit unsicherer Hand brachte er die Tasse an die Lippen, nippte daran und setzte sie wieder nieder.

„Aber, guter Alter, was ist dir? Der Kaffee will dir ja heute gar nicht recht schmecken," sagte Rosalie nur mit einem leisen Hauch von Besorgniß, obgleich ihr die Angst fast die Kehle zusammenschnürte. Doch sie wollte sie nicht um Alles ihm merken lassen; denn sie wußte nur zu gut, wie wenig sie durch ihre eigene Aengstlichkeit die seine vermehren durfte.

„O mir fehlt nichts, liebe Mutter, gar nichts," erwiederte er mit gebrochener Stimme. „Nur ein wenig schlecht geschlafen hab' ich. Ich werde wahrscheinlich einen kleinen Katarrh bekommen. Das hat mich ein Bischen matt gemacht und mir den Appetit verdorben."

„Nun ja, so wird es wohl sein, guter Christoph! Dann mach' noch ein kleines Morgenschläfchen! Ich will schon recht für Ruhe sorgen. Das wird dir wohlthun."

„Gewiß, Rosalie, gewiß! Und dann gehe ich in mein Treibhaus und sehe nach meinen neuen Azaleen; die sind so wunderschön geworden. O dann bin ich sogleich wieder gesund."

Damit lehnte er sich tiefer in den Armstuhl zurück. Zu gleicher Zeit hörte Rosalie Hermann und Helene vor der Thüre, die, wie alltäglich, zum Morgengruß herüberkamen. Schnell ging Rosalie ihnen entgegen und hatte noch gerade Zeit, ihnen zuzuflüstern: „Kinder, der Vater ist sehr krank. Aber um Gotteswillen nichts davon reden!"

„Wie, der Vater krank?" fragte Hermann noch erschrocken. Da rief dieser auch schon drinnen: „Meine Kinder!" — richtete

sich höher auf mit seiner letzten Kraft und streckte ihnen die Arme entgegen: „Guten Morgen, meine lieben, guten Kinder!"

Hermann und Helene beugten sich küssend über ihn, und mußten alle Gewalt sich anthun, um ihre verrathenden Thränen zurückzuhalten. So waren sie über sein verändertes Aussehen erschrocken. Aber ihre Besorgniß stand doch in jedem Zuge ihres Gesichtes geschrieben, und so matt auch sein Auge geworden, er las sie selbst in ihrem erzwungenen Lächeln und sagte sogleich mit schwacher, tiefinniger Stimme:

„Nicht wahr, ihr guten Kinder, ich seh' ein wenig übernächtig aus? Aber habt nur keine Angst! Ich bin nicht krank, o gar nicht; nur ein kleiner Schnupfen! Wenn der nur erst herausgekommen ist, dann geht Alles wieder gut. O ich hab' eine gar zähe Natur, und Herz und Lunge ist kerngesund. Deßhalb geh' du nur jetzt ruhig auf dein Tribunal, mein guter Hermann! Du hast ja heute wieder einen recht interessanten Fall! Glück auf, mein Sohn, mach' mich wieder recht stolz auf dich! — Und du, Helene, du spielst mir heut Abend wieder von meinem lieben Vater Haydn vor, das nämliche wie gestern Abend. O solche Musik versteh' ich auch; denn diese kommt von Gott und geht zum Herzen, besonders wenn sie solch' ein Engel spielt, wie du. O es klingt mir noch immer im Ohr. Und jetzt will ich ein wenig schlafen. Vater Haydn singt mich ein. Guten Morgen, liebe Kinder! Bis zum Mittag bin ich schon wieder gesund, o ganz gesund!"

Er reichte ihnen noch die Hand. Beide küßten sie. Dann ließ er sie auf die Kniee sinken, lehnte das Haupt zurück und schlief ein. Aber der Dreien verhaltener Schmerz erwachte jetzt. Unter leisem Weinen sank Hermann an Helenens Hals und mischte seine Thränen mit den ihrigen.

„Kinder, laßt ihn allein!" mahnte noch die Mutter voll unaussprechlicher Wehmuth. Von seines Weibes Arm gehalten, wankte Hermann hinüber. Dann schickte Frau Rosalie schnell die

Magd nach ihrem Bruder und setzte sich vor dem Schlafenden nieder, als weinende, betende Wächterin. —

Sterben müssen — ernstester aller Gedanken! — Wer gewöhnt sich an ihn gerne, dem das Leben „des Daseins süße Gewohnheit“ war? — Und könnte Einer auch mit noch so ruhigem Gewissen das Auge schließen, und wäre sein Glaube noch so stark und gottergeben, die dunklen Pforten des Todes und der Ewigkeit unerschlossenes Reich, sie bleiben auch dem Gläubigsten schaurig; und selten scheidet Einer wohl gerne von dem ihm vertraut gewordenen Lichte des Lebens und seines Herzens gewohnten Geliebten, wenn er darin froh und glücklich gewesen. Und erst der treuliebende Vater, der Weib und Kinder verlassen soll und habe er auch noch so lange seines Hauses Segen genossen, und hoffte er auch noch so freudig auf ein himmlisches Wiedersehen, er wird dennoch gar traurig, wenn er an den nahen irdischen Abschied denkt. —

Das waren die wehmüthigen Gedanken, die heute Nacht durch Vater Starks Seele zogen, und denen er heute Morgens in so menschlich natürlichem Zagen wieder entfloh, als er sich einredete, gar nicht krank zu sein, so laut ihn auch seine jählings gebrochene Lebenskraft an die letzten Stunden erinnerte. Jetzt lag er in dumpfem Fieberschlafe. Aber keine wirren Phantasien quälten seinen Geist. Vor einer goldenen Orgel saß er lauschend. Die schwebte auf einer lichten Wolke des aufgeschlossenen Himmels und ein Engel spielte darauf in schneeweißem Gewande. Der hatte das Antlitz von Helene. Und Vater Haydns Melodien entquollen ihrem duftigen Geisterfinger, nur noch viel verklärteren Tones, als er sie gestern Abend gehört. — So schlief er fort bis zum Abend, ohne jeden Schmerz, nur dann und wann bewußtlos vor sich hinstöhnend. Daß er auf seines Schwagers ärztliches Gebot sogleich ins Bett gebracht worden war, hatte er kaum gespürt. —

Wie furchtbar schwer war es Hermann heute Morgens angekommen, in solcher Angst um den kranken Vater auch noch vor

den Gerichtsschranken vertheidigen zu müssen. Aber ihm war von Onkel Philipp hoch und heilig versichert worden, daß er diesen Morgen noch ganz ruhig ausgehen könne, so bedenklich es auch sonst um den Vater stehe. So hatte er noch rasch entschlossen auch dieses Opfer gebracht. Denn hätte er auf Vertagung dieser Verhandlung angetragen, so wäre der nach seiner innersten Ueberzeugung schuldlos wegen Holzdiebstahls Angeklagte, ein armer Waldhüter mit sechs Kindern, noch eine weitere Woche seiner Familie entzogen worden. Die Verhandlung, seine Vertheidigungsrede, der Dank des freigesprochenen Mannes, das Alles hatte Hermann jetzt auf ein paar Stunden aus seiner schwer gedrückten Stimmung herausgerissen. Aber bei seiner Heimkehr war sie wieder mit zehnfacher Gewalt über ihn hereingebrochen.

Wie er dann mit gebeugtem Haupte bei dem todkranken Vater saß, da meinte er wohl eine zentnerschwere Last auf seinem Herzen zu tragen. Bald sah er in betendem Sinnen ergeben vor sich hin, bald brach wieder der ganze Sturm seines Schmerzes in ihm los, und es gab ihm so heftige Stöße, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Dann vergaß Mutter Rosalie über dem jammernden Sohne völlig auf den kranken Mann, so viel hatte sie an ihm mit frommer Mahnung zu trösten. Helene hielt dann sein Haupt im Arme und suchte mit ihrer lieben Hand ihm vergeblich die Wangen wieder trocken zu wischen. — Erhabener Schmerz, der solch' starken, muthigen Mann zum weinenden Kinde macht!

Nachdem sie schon über eine Stunde in schweigendem Harren im Zwielichte gesessen, war mit dem Onkel Philipp zugleich auch der Dechant bedächtig eingetreten, der immer gleich treue Hausfreund und Gewissensrath, der Hermann schon getauft und getraut und die selige Dorothee begraben hatte. Die Bitte der Familie und sein eigenes Herz hatten ihn heut Abend hergeführt, um als Diener der Kirche mit ihren letzten, heiligen Tröstungen bereit zu stehen, und zugleich als Mensch seinem ehrwürdigen Freunde

zum letzten Abschied die Hand zu drücken. Denn Onkel Philipp zweifelte immer stärker daran, ob sein Schwager die Nacht noch überleben werde. Da indessen der Dechant nach kurzem Betrachten Vater Starks diesen noch immer schlafend fand, zog er sich mit wenigen Worten auch sogleich wieder vom Krankenbette zurück und sagte, daß er in der Erkerstube lieber ruhig warten wolle, bis der Kranke erwacht sei. Sein Brevier sorge schon unterdessen, daß ihm die Zeit nicht zu lange werde. Darum sollten sie nur ganz ruhig sitzen bleiben, bis es Zeit sei, ihn zu rufen. — Daß am Sterbelager eines Vaters nur die eigene Familie die natürlichste letzte menschliche Umgebung sei, und der Priester die seinige auf sein heiliges Amt beschränken solle, hatte der demüthige Dechant jetzt zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber in seinem Herzen stille bedacht, da er mit Onkel Philipp in die Erkerstube gedankenvoll hinüberging.

Kaum hatte jetzt Mutter Rosalie die Lampe angezündet, schlug Vater Stark auf einmal die Augen wieder auf, ohne noch seine Lieben anzuschauen und sagte tief aufathmend: „Ach, war das jetzt ein guter Schlaf! Wie viel Uhr ist es denn? Ihr brennt ja schon Licht!“ — Mit diesen Worten richtete er sich ein wenig auf, und es war gut, daß der gedämpfte Lampenschimmer der Dreien Antlitz nur ganz matt beleuchtete. So sah er auch nicht die Spuren des bitteren Weinens, davon ihre Augen ganz roth geworden. Eines nach dem Andern trat jetzt zu ihm hin, so heiteren Blickes, als nur ihr Herz vermochte. Mutter Rosalie hob ihm das matte Haupt, und glättete darunter die Kissen. Hermann legte seine ehrfurchtsvolle Sohneshand auf des Vaters Stirne. Wie kalt diese war gegen seines Schmerzes innern Brand! Helene streichelte seine verfallenen Wangen.

„Ach seid ihr gut und lieb mit mir, treue Mutter, brave Kinder! — Gott vergelt's euch!“

Diese Worte sprach er noch mit zärtlichster Stimme. Dann

bekam sie auf einmal einen ganz ernsten Klang und er sagte mit lichter gewordenen Augen: „Und jetzt, Rosalie, laß mir den Herrn Dechant holen! Mich verlangt nach unserm Herrgott.“

„Der ist schon da, liebster Mann,“ sagte Mutter Rosalie, nach Fassung ringend. „Er wollte dich ohnedem ein wenig besuchen, da er hörte, daß du nicht ganz wohl seiest, und nun hat er drüben gewartet, bis du ausgeschlafen habest.“

„Nun desto besser! Denn ich werde bald noch länger schlafen, und doch dabei erst recht erwachen. So soll er zu mir kommen, aber mit Allem, was einem Christen zum Sterben nothwendig ist! Und unterdessen laßt mich nur allein mit meinem Herrn und Heiland, denn ich habe mit ihm noch zu reden!“

Und die Drei schlichen leise weinend hinaus. Zehn Minuten danach trat der Dechant in das Sterbezimmer und brachte ihm die letzte heilige Wegzehrung. — Was zwischen den Beiden da noch geredet worden, wie wollte ich es sagen und wer möchte es erfahren?

Aber als der Dechant wieder hinüber in die Erkerstube trat, da sagte dieser wahrhaftige Priester christlicher Liebe: „Ich bin nun vierzig Jahre an gar manchem Sterbebette gestanden, aber in diesem da drinnen liegt der demüthigste Mann, den ich noch je zur himmlischen Reise vorbereitet habe, ein Kind von sechsundsiebzig Jahren. Darum weinen Sie, meine Lieben, daß solch' ein Gatte und Vater Ihnen nun bald nimmer leben wird; denn das ist ein gerechter, menschlicher Schmerz. Daß er Ihnen aber nun also stirbt, das sei Ihr tiefster göttlicher Trost! Und so empfehle ich sein Sterben und Ihr Leben in die gleiche Hand unseres allbarmherzigen Vaters. Gelobt sei Jesus Christus!“

„Amen!“ sprachen die Drei fast lautlos. In stummem Mitgefühle drückte der Dechant noch Jedem die Hand, und verließ mit nassen Augen das Erkerhaus.

Jetzt gingen sie wieder hinüber zum Krankenzimmer. Wie

zitterten ihnen Herz und Fuß bei diesem vielleicht allerletzten Gange zu dem treuesten aller Väter! Aber sie wollten nicht um Alles durch ihren maßlosen Schmerz den heiligen Frieden wieder stören, den nun ohne Zweifel der Dechant drinnen zurückgelassen hatte. Wie sie zum Bette traten, saß Vater Stark ein wenig aufgerichtet im Kissen und seine Hände lagen noch immer gefaltet auf der Decke. Auf seinem Antlitze schwebte eine Ruhe der Verklärung, die schon nicht mehr recht der Erde angehörte. Alle fühlten: der Engel des Todes hatte bereits seine Schwingen über ihn ausgebreitet. Ohne daß Eines das Andere dazu ermahnte, sanken sie nun alle Drei vor seinem Bett auf die Kniee, und der Sterbende legte noch mit seiner letzten Kraft seine segnende Hand auf das Haupt der Mutter, des Sohnes und der Tochter. Wie viel hätte er ihnen noch zum letzten Abschiede sagen mögen! Aber er konnte nicht mehr.

„Ach — Mutter — Kinder — Dank — Segen! — Schönes, schönes Leben! — Mein Gott und Heiland!“

Das waren seine letzten, gebrochenen Worte. Dann neigte er sein Haupt aufs Kissen. Von der Stadtkirche klang der englische Gruß in das Schweigen des Sterbezimmers. Der letzte Glockenschlag verhallte jetzt und Vater Starks schöne Kinderseele war heimgekehrt.

Komm mit mir, lieber Begleiter! Wir wollen die Drei jetzt allein lassen. Was willst du auch noch dabei sein, als sie sich jetzt wieder zu dem Todten erhoben und die ganze Macht ihres Schmerzes losgebrochen?

Ja weinet, weinet um den treuesten, besten Vater! Aber noch viel schmerzlicher weinet um eures Hauses und euerer Herzen mit ihm auf lange Zeit dahingegangenen Frieden!









